



ANN RÖSMAN

DIE TOCHTER
DES LEUCHTTURM-
MEISTERS

KRIMINAL
ROMAN



atb

Informationen zum Buch

Ein tödliches Sommerparadies

„Die Insel war klein und karg, und die Buchten waren gefüllt mit rundgeschliffenen Steinen“ – das Auftauchen einer eingemauerten Leiche bringt das Idyll der Insel Marstrand gehörig durcheinander. Als schließlich noch ein Taucher ermordet wird, ist die glänzende Oberfläche der Kurortgesellschaft endgültig zerstört. Karin Adler von der Kripo Göteborg soll den Fall lösen – mit ihrem Charme und unkonventionellen Blick bringt sie so manchen Inselbewohner in Verlegenheit – doch erst das Auftauchen zweier alter Damen führt zur Klarheit in einem sich immer weiter zuspitzenden Drama ...

Eine Ermittlerin, die auf dem Segelboot lebt, ein vermeintliches Inselidyll und ein mörderischer Betrug: Ann Rosman, der neue Stern am skandinavischen Krimihimmel, liefert einen tiefen Blick in die Seele Schwedens.

»Karin Adler – Ann Rosmans weiblicher Wallander – zieht den Leser in eine düstere Welt voller Leidenschaft und Magie.« Jolie

Informationen zur Autorin

ANN ROSMAN ist passionierte Seglerin, deren Touren sie bis zu den Äußeren Hebriden geführt haben. Sie hat Universitätsabschlüsse in Computertechnologie und Betriebswirtschaft und lebt auf der Insel Marstrand.

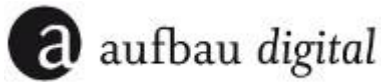
GISELA KOSUBEK studierte Skandinavistik in Greifswald und lebt als Übersetzerin in Berlin. Aus dem Schwedischen übertrug sie u. a. Werke von Peter Kihlgård, Barbara Voors, Camilla Läckberg und Aino Trosell.

Ann Rosman

Die Tochter des Leuchtturmmeisters

Kriminalroman

Aus dem Schwedischen von Gisela Kosubek



Die Originalausgabe mit dem Titel
Fyrmästarens Dotter
erschien 2009 bei Damm Förlag, Malmö.

ISBN E-Pub 978-3-8412-0434-9
ISBN PDF 978-3-8412-2434-7
ISBN Printausgabe 978-3-7466-2795-3

Aufbau Digital,
veröffentlicht im Aufbau Verlag, Berlin, Februar 2012
© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin
Die deutsche Erstausgabe erschien 2010 bei Rütten & Loening,
einer Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG
© 2009 Ann Rosman

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jegliche Vervielfältigung und
Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlages zulässig. Das gilt ins-
besondere für Übersetzungen, die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen sowie für das öffentliche Zugänglichmachen z.B.
über das Internet.

Umschlaggestaltung capa, Anke Fesel
unter Verwendung eines Motivs
von Daniel Schoenen/Visum

Konvertierung Koch, Neff & Volckmar GmbH,
KN digital – die digitale Verlagsauslieferung, Stuttgart

www.aufbau-verlag.de

*»Das Heilmittel für alles und jedes ist Salzwasser
– Schweiß, Tränen oder das Meer.«*

Karen Blixen

Die Kirchenglocken von Marstrand läuteten zu halb elf den Sonntagsgottesdienst ein, aber draußen auf Hamneskär, wo die beiden polnischen Maurer soeben wieder die Arbeit aufgenommen hatten, war nichts davon zu hören. Gerade besserten sie die Innenwand des alten Vorratskellers aus, als diese plötzlich nachgab und einstürzte. Es war, als könnte der Mörtel dem düsteren Geheimnis nicht länger standhalten, das das Bauwerk so lange gehütet hatte. Hinter der Wand befand sich ein weiterer Raum, der früher einmal der Familie des Leuchtturmmeisters gehört hatte. Dort im Dunkel lag der tote Körper eines Menschen. Sein Gesicht war den Hineinschauenden zugewandt, so als würden sie erwartet.

Die Polen schrien auf und bekreuzigten sich hastig.

Pater-Noster-Leuchtturm, Hamneskär, 2. August 1963

Sie küsste ihn auf die Stirn und strich ihm übers Haar. Dann legte sie seine Hand auf ihren Bauch und meinte, ein Lächeln auf seinen Lippen wahrzunehmen. Mit dem Finger folgte sie der schönen Kontur seines Amorbogens. Ein sanfter Knuff kam von innen, als wollte das Persönchen dort drinnen auch Abschied nehmen.

Ihr war, als würde der Schmerz sie zerreißen. Sie zog die Decke über ihn, damit er nicht fror.

Die Männer an der Tür warteten. Es war höchste Zeit zu gehen. Ein letztes Mal wandte sie sich um und winkte. Sie brachte es nicht über sich, Lebewohl zu sagen, flüsterte nur: »Wir sehen uns bald wieder, bis dahin werde ich jede einzelne Minute zählen.«

1.

Draußen auf Hamneskär, der kleinen Insel nördlich vor Marstrand, herrschte fieberhafte Betriebsamkeit. Zwei Monate waren es noch bis zur Wiedereinweihung des Pater-Noster-Leuchtturms. In westlicher Richtung war das Eiland kaum wiederzuerkennen, seit man den Turm von Hamneskär fortgeschafft hatte. Das war jetzt ein paar Jahre her, und seitdem hatte der Verein der Pater-Noster-Freunde alles getan, um Geld für die Restaurierung und den Rücktransport des Turms auf die kleine Schäre zusammenzubekommen. Ein paar Bewohner von Marstrand hatten sich ebenfalls engagiert, aber im Großen und Ganzen war das Interesse der Inselbewohner eher verhalten.

Bauleiter Roland Lindström machte gerade eine kurze Pause und genoss die Strahlen der Märzsonne, als Mirko angerannt kam. Der ältere Pole, dessen Namen Roland nie behalten konnte, trottete hinter ihm her und schüttelte bekümmert den Kopf. Der Mann roch ständig stark verschwitzt, weshalb die Schweden ihn Schwitzkowski nannten. Roland verstand nicht, wie man derart schlecht riechen konnte, aber Schwitzkowski schien sich des Gestanks, der ihn umgab, überhaupt nicht bewusst zu sein. Tag für Tag trug er dasselbe grau-grün karierte Hemd. Roland fragte sich, ob der Kerl daheim in Polen eine Frau hatte. Wenn ja, sollte die sich mal darum kümmern.

»Heilige Mutter Gottes«, murmelte Mirko leise in seiner Muttersprache und bekreuzigte sich von Neuem.

»Was ist los?«, fragte Roland unwirsch, weil man ihn an seinem windgeschützten Platz hinter dem roten Leuchtturmmeisterhaus gestört hatte.

»Ein toter Mann.«

Roland runzelte die Stirn. Das Schwedisch des Arbeiters war nicht besonders gut. Er konnte etwas anderes meinen. Missmutig goss Roland den Kaffee aus dem Plastikbecher und schraubte ihn wieder auf die Thermosflasche. Dann legte er einen Priem ein und wischte die Hand am Blaumann ab, bevor er aufstand. Ich muss ihn falsch verstanden haben, dachte er.

Die früheren Wohnhäuser des Leuchtturmpersonals einschließlich der Nebengebäude wurden gerade saniert. Man plante eine Jugendherberge auf die karge Insel Harneskär zu legen, die auch Möglichkeiten zur Durchführung von Konferenzen bot. Es war modern, derartige Anlagen an schwer zugänglichen Orten zu nutzen, wohin die Leute möglichst nur mit RIB-Booten gelangten. Die Schnellboote zischten mit gut vierzig Knoten übers Wasser, ein besonderes Erlebnis für die je zwölf Passagiere, obwohl das Ganze weder umweltfreundlich noch billig war. Für Roland, der die Ausführung des Projekts betreute, würde die fristgemäße Fertigstellung von Häusern und Nebengebäuden beinhalten, dass sein Konto einen großzügig bemessenen und äußerst willkommenen Bonus auswies.

Langsam zog Roland die Tür des Vorratskellers hinter sich zu. Weitere Verspätungen konnten sie sich wirklich nicht leisten, und eine Leiche brachte natürlich Verspätungen mit sich. Der Mann im Vorratskeller war allem Anschein nach schon lange tot. Ein Monat mehr oder weniger spielte da wohl keine Rolle. Wenn die Wand nicht eingestürzt wäre, hätten sie

ihn ja überhaupt nicht gefunden. Allerdings konnte die Polizei diesen Burschen wohl ziemlich schnell abholen. Eine große Sache musste es also nicht werden. Eins aber war klar, es war schon etwas merkwürdig, dass man ihn eingemauert hatte. Roland überlegte hin und her, bevor er sich zu den Polen umdrehte und in seinem breiten Göteborger Dialekt mitteilte, zu welchem Ergebnis er gekommen war.

»Wir ziehen die Wand wieder hoch. Keiner redet darüber. Ist das klar? Okay, Jungs?«

Es war zwar als Frage formuliert, doch ließ sich nicht überhören, dass es ein Befehl war. Roland schaute die beiden Männer an, während er in seiner Tasche nach dem Mobiltelefon suchte. Er gab bereits die Nummer ein, als Mirko sich räusperte. Als gläubiger Katholik sah er sich zu einem Protest einfach gezwungen. Jeder Mensch hat das Recht auf ein würdiges Begräbnis, und zwar in geweihter Erde. Der Mann im Keller hatte nichts von alledem bekommen. Außerdem musste er verheiratet gewesen sein, jemand vermisste ihn. Mirko zeigte zur Verdeutlichung auf seinen eigenen Ehering. Roland blinzelte in die Märzsonne. Dann bot er jedem der beiden zwei Monatslöhne an und sagte, sie könnten auf der Stelle heimfahren, wenn sie dafür schwiegen. Mirko erklärte, es ginge hier nicht um Geld, aber als das Angebot bei sechs Monatslöhnen lag, einschließlich der Möglichkeit, umgehend nach Hause zu fahren, nickte er nur wortlos. Sechs Monatslöhne, das war viel Geld. Er dachte an seine Frau und ihre gemeinsame kleine Tochter. Nachdem er Schwitzkowski die Sache übersetzt hatte, packten sie sofort ihre wenigen Habseligkeiten. Ohne die anderen Arbeiter zu informieren, fuhr Roland die Polen mit dem Aluminiumboot an Land. Eine Stunde war vergangen von der Entdeckung der Leiche bis zu dem Augenblick, als die Männer den Parkplatz von Koön verlie-

ßen. Mirko konnte sich nicht erinnern, schon einmal derart viel in einer einzigen Stunde erlebt zu haben.

Schweigend fuhren sie in Mirkos blauem Skoda durch die schwedische Frühlingslandschaft. Der Verkehr auf der nach Süden führenden Autobahn lief flüssig. In Schonen war der Frühling bereits weiter vorangeschritten. Die offenen Felder, das sprießende Grün und ihr neu erworbener Reichtum hätten sie eigentlich in gute Stimmung versetzen müssen. Die Fähre, die die beiden von Ystad nach Swinoujście bringen sollte, würde erst in einer Stunde auslaufen, also legten sie eine Pause auf einem Rastplatz neben einer alten Kirche ein. Auf den Holzbänken des Platzes saß ein Rentnerehepaar und aß Butterbrote. Die Frau hatte sich auf ihre Serviette gesetzt, um die helle Jacke nicht zu beschmutzen, und als Schwitzkowski vorbeiging, rümpfte sie die Nase. Mirko sah aus dem Augenwinkel, wie sie sich zu ihrem Mann vorbeugte und ihm etwas zuflüsterte. Der Mann zog die Wagenschlüssel aus der Tasche, hielt sie in Richtung Auto und verschloss es durch einen Knopfdruck.

Mirko zündete zwei Zigaretten an und reichte eine davon an seinen Kollegen weiter. Schwitzkowski versuchte zu verbergen, dass ihm die Hände zitterten, als er den Glimmstengel entgegennahm. Die Erlebnisse des Morgens hatten beiden stark zugesetzt. Um sich die Beine zu vertreten, gingen sie nun langsam um die weißgekalkte Kirche herum. Die Schwalben kurvten in kühnen Manövern um den Glockenturm. Der sauber geharkte Kies knirschte unter den Füßen der Männer in den ausgetretenen Arbeitsschuhen. Mirko holte tief Luft, so als wollte er etwas sagen, ließ es dann aber. Nachdem er noch eine Weile überlegt hatte, strich er sich über die Bartstoppeln, trat seine Zigarette aus und sah Schwitzkowski an.

»Weiß Roland, wo du wohnst? Kann er dich irgendwie erreichen?«

Schwitzkowski schüttelte den Kopf.

»Na also. Dann bringen wir die Geschichte jetzt in Ordnung.«

Mit flinkem Finger wählte Mirko die Nummer des schwedischen Notrufs. Als sie zehn Minuten später das letzte Wegstück zur Fähre zurücklegten, schienen der Himmel heller und die Farben irgendwie klarer geworden zu sein.

Marstrand, August 1962

Der Sommerabend war lau, und das Gesellschaftshaus wirkte geradezu magisch, fast als stamme es aus einer Märchenwelt, in der alle Geschichten glücklich ausgehen.

Die elegante Holzterasse lud die Vorübergehenden zum Eintreten ein, aber die weißen Tischtücher und die gestrenge Miene des sorgfältig gekämmten Oberkellners besagten zugleich, dass nicht jeder Gast willkommen war.

Schon die Treppe verlangte allen, die sie betraten, Haltung und entsprechendes Benehmen ab. Mehr als einmal hatten die Serviererinnen erfahren, dass sie ein eigenes Leben führte und ihren Schritt ins Wanken bringen konnte, wenn sie mit beladenem Tablett ankamen.

Es hieß, dass einmal ein junger Mann, der von der Insel Marstrand stammte, im großen Saal auf die Knie gefallen war, um ein Mädchen, dessen er eigentlich nicht würdig war, zu bitten, seine Frau zu werden. Zur Bestürzung der Eltern und der anderen Kurgäste hatte das Mädchen ja gesagt. Hand in Hand hatten die jungen Leute das Gesellschaftshaus verlassen, doch an der Treppe angekommen, stolperten sie und stürzten so unglücklich, dass sich beide das Genick brachen. Die älteren Kellnerinnen glaubten, es sei das junge Paar, das hier noch immer spuke und die Stufen der Treppe wanken lasse.

Auf der Veranda lehnte sich Arvid in einem der Korbstühle zurück und nippte an seinem Champagner. In der leichten Brise bewegten sich die Wimpel nur schlaff, es roch nach Salz und Tang. Die Sonne war unterwegs zum Horizont, und ihre Strahlen bildeten eine goldene Straße auf der nördlichen Einfahrt zum Hafen Marstrands. Es war gegen Ende August, aber der Sommer lud noch immer mit warmen Abenden ein.

Ein Klinkerboot mit Gaffelrigg glitt in das flüssige Gold und erregte seine Aufmerksamkeit. Die Segel wurden mit ruhigen Bewegungen gerefft, und je geringer die Segelfläche wurde, desto mehr verlor das Boot an Fahrt. Nun glitt es in gut austarierter Geschwindigkeit zur Landungsbrücke des Gesellschaftshauses, wo es sanft anlegte. Arvid hob die Hand, um die Augen zu beschatten und im Gegenlicht besser zu sehen. Es war nur eine Person an Bord, eine Frau, die jetzt an Land sprang. Das Boot reagierte mit leichtem Schaukeln, als ihre Füße vom Deck abhoben. Die Frau bewegte sich graziös, und der Rock umtanzte ihre Beine, als sie mit einem Korb in der Hand näher kam.

»Ist alles zu Ihrer Zufriedenheit?« Die Serviererin, die sein Glas nachfüllte, störte ihn in seinen Gedanken. Sie beugte sich extra weit vor und zeigte ihren reichlich bemessenen Busen.

»Was wünschen Sie ... zum Essen?« Sie lächelte einladend und bemühte sich, verführerisch zu wirken.

»Vielen Dank, Fräulein, aber wir sind zu mehreren, ich warte mit der Bestellung, bis die anderen kommen.« Arvid versuchte seine Abneigung zu verbergen.

»Dann darf ich Ihnen ein angenehmes Abendessen wünschen, denn ich habe jetzt Feierabend.« Sie warf den Kopf in den Nacken und richtete ihre Schritte zur Küche. Arvid drehte sich wieder der goldenen Sonnenstraße zu. Das Boot lag noch immer an seinem Platz, aber die Frau, die es so elegant in den Hafen gesegelt hatte, war verschwunden.

Lärmend und lachend stürmten seine Begleiter auf die Veranda.

»Arvid, Liebling. Hast du lange gewartet?« Siri blies den Rauch aus und küsste ihn auf die Wange, bevor sie sich neben ihn setzte. Ihre Zigarette steckte in einer eleganten Elfenbeinspitze, die sie jetzt direkt auf das weiße Tischtuch legte. Arvid nahm sie schnell auf und strich über den glatten Stoff, um sich zu vergewissern, dass kein Fleck zurückblieb.

»Weißt du, Gustav hat uns einen unheimlich lustigen Witz erzählt.« Sie nahm Arvid die Zigarettenspitze aus der Hand, fuchtelte damit in Richtung des Genannten und forderte ihn auf, den Witz zu wiederholen.

Die Kellnerin näherte sich dem Tisch. Sie warf einen Blick auf die Hafeneinfahrt und das kleine Boot unten am Anleger, bevor sie auf die fröhliche Gesellschaft zuging. Sie wandte sich an Arvid: »Anscheinend sind die Erdbeeren zum Champagner vergessen worden?«

Die Stimme der Frau hatte einen warmen Klang und passte vorzüglich zu ihrem Aussehen. Das blonde Haar war hochgesteckt, bis auf eine Locke, die sich hervorgestohlen hatte und den braungebrannten Hals umspielte. In den schmalen und ebenso braunen Händen hielt die Frau eine Glasschale mit Erdbeeren. Es war sie – die Seglerin. Höflich und freundlich nahm sie die Bestellungen der Gäste entgegen, bewegte sich jedoch mit einem Stolz, wie er ihn nur selten gesehen hatte. Siri störte ihn in seinen Gedanken, indem sie ihn kokett in die Seite stieß.

»Hast du mich vermisst, Arvid?«

Er hatte den Geruch ihres viel zu schweren Parfüms in der Nase.

Die Serviererin stellte die Schale vor ihn hin. Sie entfernte sich leichten Schrittes, und plötzlich kam Arvid irgendetwas

an ihr bekannt vor. Er fragte sich, wie es wohl sein mochte, ihr beim Walzer die Hand um die Taille zu legen.

Siri zeigte deutlich ihre Unzufriedenheit, indem sie seine Hand nahm und sagte: »Arvid, Lieber. Wenn du schon nach anderen Frauen schauen musst, so kannst du das wohl tun, wenn ich nicht dabei bin.«

Arvid verstand, dass sie die Kellnerin meinte. Er tätschelte ihr väterlich die Hand, bevor er sich ihr freundlich, aber bestimmt entzog.

Als die Kellnerin gegangen war, saß Arvid wie verzaubert da. Sie hatte so einfach und natürlich gewirkt. Er dachte an die Eleganz, mit der sie ihr Boot in den Hafen gesegelt hatte. Die letzten Strahlen der Sonne liebkosten die Wasserfläche, und in seiner Brust breitete sich ein wärmendes Gefühl aus.

2.

Karin war total verschwitzt und wütend, als sie den Wäschekorb vom Fahrstuhl in den Korridor schleppte. Der Jackenkragen klebte ihr im Nacken, und sie strich sich eine Strähne aus der nassen Stirn. Eine Dusche käme ihr jetzt gelegen oder, noch besser, ein Bad. Sie zog die Jacke aus und öffnete den Flurschrank, um sie hineinzuhängen. Irgendwie klemmte die Tür, und sie packte fester zu. Der Waschmittelkarton hatte sich quergestellt. Jetzt fiel er um, und auf dem Teppich breitete sich ein weißer Pulversee aus. Sie fluchte vor sich hin.

»Hallo, du.« Göran saß auf dem Sofa, eine Broschüre in der Hand.

»Wir hatten heute einen Termin im Waschhaus«, entgegnete sie kurz. »Jetzt liegt hier ein Berg nasser Klamotten, und alles Übrige ist immer noch dreckig. Außerdem ist die Svedberg stinksauer. Sie hatte den Termin danach.«

Karin fühlte, wie ihr Ärger weiter wuchs. Wieso musste sie zu Hause immer alles allein machen?

»Ich habe einen DVD-Player gekauft. Komm, schau ihn dir an.« Er hielt die Fernbedienung hoch.

»Hast du gehört, was ich gesagt habe?« Sie spürte, wie ihr Puls schneller schlug und ihr Gesicht zu glühen begann.

»Werd doch nicht gleich sauer. Man kann ja wohl einen neuen Termin bekommen.«

Ohne zu antworten, ging sie in die Küche und öffnete den Kühlschrank. Ein Stückchen Käse, eine plattgedrückte Kaviartube und ein Teller mit Essensresten, die man vorige Wo-

che hätte verbrauchen müssen. Sie nahm den Teller und kratzte ihn in den Mülleimer leer. Das Messer knirschte auf dem Porzellan, sie wusste, wie sehr Göran dieses Geräusch hasste. Dann stellte sie den Teller auf das angetrocknete Frühstücksgeschirr in die Spüle. Ihr Magen knurrte, und sie versuchte sich zu beherrschen, als sie ins Wohnzimmer hinüberrief: »Ich dachte, du wolltest einkaufen gehen.«

Er kam in die Küche und umarmte sie von hinten.

»Ich mach das morgen.«

Sie befreite sich aus seinem Griff und fühlte, wie enttäuscht sie war.

»Und was sollen wir heute Abend essen? Sag ja nicht, Pizza. Und morgen zum Frühstück?«

»Warum bist du so sauer?« Er schien ehrlich erstaunt.

»Weil du nie einkaufen gehst, nie die Wäsche übernimmst, nie kochst oder dir Gedanken über irgendwas machst. Mann, du hast sechs Wochen frei, da könntest du ja wenigstens etwas mithelfen.«

»Ich arbeite schließlich knallhart, wenn ich auf See bin. Gönnst du mir hier zu Hause nicht mal ein bisschen Ruhe?«, gab Göran in der Überzeugung zurück, dass Angriff die beste Verteidigung ist.

»Klar, ruh du dich nur aus. Diese Diskussion ist mir jetzt einfach zu viel. Ich gehe einkaufen.« Sie riss die Jacke vom Haken und knallte die Tür so heftig zu, dass es im ganzen Treppenhaus widerhallte.

Göran war Kapitän auf einem Handelsschiff. Sechs Wochen verbrachte er an Bord, danach hatte er sechs Wochen frei. Fünf Jahre ging das schon so. Karin erinnerte sich noch gut daran, wie er zu Beginn versprochen hatte, dass er sich einen Job an Land suchen würde, wenn ihre Beziehung durch seine Arbeit zu sehr belastet würde. Aus irgendeinem Grund fand er aber nie etwas, das eine Bewerbung überhaupt wert

war. Karin, die oft an Bord mitgefahren war, wusste, der jetzige Job war genau das Richtige für ihn. Die Matrosen und die übrige Besatzung respektierten den jungen Kapitän. Nicht nur aus dem Grund, weil seine Familie zugleich Eigner des Schiffes war, sondern weil er ein ausgeprägtes Gespür für die See besaß und sich nicht zu schade war, mit den Matrosen Rost abzuklopfen oder dem Koch in der Kombüse zu helfen. Göran manövrierte den großen Pott mit viel Geschick und liebte es, am Morgen auf der Schiffsbrücke zu stehen und die Sonne aufgehen zu sehen. Karin war sich im Klaren darüber, wie ungerecht es von ihr war zu erwarten, dass er etwas anderes tun sollte. Aber es war schwierig, eine Beziehung aufrechtzuerhalten, die jedes Mal, wenn er heimkam, angeknipst, und wenn er wegfuhr, wieder ausgeschaltet werden musste. Ihr war, als ginge bei jedem Ausschalten ein wenig Kraft verloren, wie bei einer alten Lampe, in die man Petroleum nachfüllte, ohne zu sehen, dass etwas davon in die Halterung suppte, und ohne zu merken, dass sie immer schlechter brannte, weil niemand den Docht stutzte.

In den sechs Wochen, die sie allein zu Hause war, gab es stets Lebensmittel im Kühlschrank, und immer war ein Termin fürs Waschhaus gebucht. In der Zeit mit Göran, wenn alles eigentlich einfacher sein sollte, weil sie die Aufgaben teilen konnten, war es hingegen genau umgekehrt. Die Milch, die für Karins Morgentee unentbehrlich war und die am Abend zuvor noch im Kühlschrank gestanden hatte, war im Laufe der Nacht ausgetrunken worden. Oder Karin kam nach Hause und entdeckte, dass er nicht, wie versprochen, für neue Lebensmittel gesorgt hatte. So wie heute.

Sie zerrte einen Einkaufswagen vor. Der Wagen rollte krachend gegen den Kartoffelbehälter, als hätte auch er einen schlechten Tag gehabt. Eine ältere Dame, die jede Apfelsine

sorgfältig musterte, bevor sie diese in die Tüte tat, schaute Karin missbilligend an. Die wählte gerade Kartoffeln aus, als sie Göran in den Laden kommen sah.

»Du bist doch nicht etwa böse, oder? Jetzt kaufen wir ja zusammen ein«, sagte er.

Zusammen einkaufen hieß meistens, dass sie einkaufte und er ein paar Schritte hinter ihr hertrötete. Sie sah ihn müde an. Meinte er es wirklich ernst?

»Ich kann doch helfen. Was brauchen wir? Was soll ich holen?« Es war, als hätte man ein kleines Kind mitgenommen. Sie überlegte, ob sie ihn bitten sollte, etwas für ein leckeres Abendessen zusammenzustellen, kam dann aber zu dem Schluss, dass diese Diskussion hier im Laden zu anstrengend würde. Es war einfacher, wenn sie sich selbst etwas ausdachte, statt auf Görans kreative Hilfe zu hoffen, der nur sagen würde, er wolle »etwas Gutes«.

»Kannst du Kaffee holen?«, fragte sie schließlich. Göran blickte sich um und trabte dann planlos zwischen den Regalen davon.

Nach zehn Minuten, als Karin schon drauf und dran war, ihn von einer Kassiererin ausrufen zu lassen, tauchte er mit dem Kaffee auf.

Sie warf einen Blick auf die Packung. Ein halbes Pfund, koffeinfrei, aus ökologischem Anbau, vermutlich sauteuer, genau das, was man braucht, um in Schwung zu kommen, dachte sie. Sie widerstand dem Impuls, zum Kaffeeregal zu eilen und die Packung auszutauschen. War es schon immer so zwischen ihnen gewesen, oder lief es gerade jetzt aus dem Ruder? Als sie an den Kühltruhen entlanggingen, erklärte Göran, sie könnten nur für heute einkaufen, weil er schließlich nicht wüsste, worauf er morgen Appetit hätte.

Die Kassiererin in der roten Bluse lächelte ihnen freundlich zu, und Göran ging rasch weiter, um die Einkäufe zu verstauen. Wie clever, so brauchte er schließlich nicht zu bezahlen, dachte Karin, als sie ihre PIN eingab. Vor dem Laden knöpfte sie sich die Jacke zu und hatte gerade die Fausthandschuhe übergestreift, als ihr Telefon klingelte. Beim fünften Signal gelang es ihr abzunehmen, ohne die Handschuhe wieder ausziehen.

»Was? Wann? Okay.«

Göran sah sie sauer an, die Hände in den Taschen seiner grünen Daunenjacke vergraben.

»Musst du jetzt los? Wir wollten uns doch einen gemütlichen Sonntag machen.«

Wenn ich das nun jedes Mal sagen würde, wenn du aufbrichst, dachte Karin, erwiderte aber nur: »Man hat eine Leiche gefunden, auf Hamneskär, draußen vor Marstrand.«

»Auf Hamneskär? Der Insel mit dem Leuchtturm? Oder besser gesagt, ohne den Leuchtturm. Aber da wohnt doch gar keiner.« Göran wirkte erstaunt.

»Nein, ich weiß. Es klingt seltsam.«

Schweigend nahmen sie den Fahrstuhl nach oben. Gegen ihren Willen musste sich Karin eingestehen, dass sie erleichtert war, von zu Hause wegzukönnen. Sie stellte die Einkaufstüten auf die Küchenarbeitsplatte und hoffte, die Lebensmittel bekämen Unterstützung, um in den Kühlschrank zu gelangen.

Aus dem Schrank holte sie den Rucksack und ihre Wanderstiefel, zwei dicke Rollkragenpullis, zwischen denen sie sich zu entscheiden suchte, bevor sie beschloss, alle beide mitzunehmen. Sie ging noch rasch unter die Dusche und zog dann ihre Thermounterwäsche, einen der Rollkragenpullover und ihre Jeans an. Wollsocken und Wanderstiefel kamen an die Füße. Der Winter wollte einfach nicht weichen, obwohl

der Kalender schon den Frühling anzeigte. Die statische Elektrizität des Pullovers ließ ihre blonden Haare in alle Richtungen abstehen, doch das legte sich wieder, als Karin die Hände anfeuchtete und die Haare erneut zum Pferdeschwanz zusammennahm. Die gelbe robuste Segeljacke, eine Offshore Musto, kam über den Pulli. Sie war Karins Lieblingsjacke. Mit der dazugehörigen Segelhose hatte sie ihr in schwedischen, aber auch in schottischen Fahrwassern bei Regen und Kälte gute Dienste geleistet. Außerdem war die Jacke mit einem Sicherheitsgurt versehen, den Karin benutzte, wenn sie sich bei schlechtem Wetter an Deck bewegen musste. Jetzt steckte sie die Metallbeschläge des Gurts in die entsprechenden Taschen der Jacke. Göran brummelte vor sich hin, als er sie die Jacke nehmen sah. Er fand es albern, so etwas zu tragen, wenn man nicht segeln wollte.

Karin stand eine Weile vor dem Bücherregal herum, bevor sie sich einen Stuhl näher zog und drei Bände herunterholte. Am Ende entschied sie sich für zwei von ihnen. Zusammen mit Taschenlampe und Notizbuch landeten sie im Rucksack. Sie sagte kurz tschüs und ging, ohne Göran ein Küsschen zu geben.

Zehn Minuten später saß sie auf dem Beifahrersitz in Carstens warmem Auto, während es draußen zu regnen begann. Es war ein typischer Göteborg-Regen, feine Tröpfchen, die mehr einem feuchten Nebel glichen. Die Tröpfchen gelangten überallhin, so dass man sich schnell unwohl fühlte und kalt bis auf die Knochen. Carsten sah sie an und lächelte, als er sah, dass sie eine Seekarte eingesteckt hatte.

»Tut mir leid, dir und Göran den Sonntagabend zu verderben«, sagte er.

»Der war schon verdorben«, gab sie zurück und zog die winddichte Mütze vom Kopf, die auf den fünf Metern zum Auto bereits nass geworden war.

»Steht es so schlimm?«, fragte er ernst.

Karin dachte über die Frage nach, und sie stellte fest, dass sie in Görans Gesellschaft schon lange nicht mehr gelacht hatte.

»Wie steht's bei dir?«, konterte sie und verhinderte so weitere Fragen. Es kam nicht jeden Tag vor, dass sich Kriminalkommissar Carsten Heed an die Basis begab. Obwohl er es wollte, verschlang die administrative Arbeit doch den größten Teil seiner Zeit.

»Ach danke, ich bin Helenes Sonntagsfleischtopf gerade noch entkommen. Der Alarm kam wie ein Geschenk des Himmels.« Carsten lachte herzlich. Auch Karin lächelte und fühlte, wie sie sich entspannte. Sie drehte ihre Sitzheizung voll auf.

»Was für ein Scheißwetter!« Man hörte, dass Carsten Däne war, besonders wenn er »Scheiß« sagte. Er blickte in den schmutzig grauen Tag hinaus und aktivierte die Scheibenwischer. Keine Einstellung schien auf diesen Regen zu passen, und die Wischblätter quietschten über das Glas.

»Ja, es ist also ein Anruf gekommen, dass in einem der Nebengebäude auf Hamneskär ein toter Mann liegt«, sagte Carsten. »Die Seepolizei ist schon hingefahren, um abzusperren. Sie war gerade in der Nähe.«

»Abzusperren? Auf Hamneskär? Da wohnt doch keiner, und außerdem ist die Insel ja kaum größer als eine Briefmarke«, gab Karin zurück.

»Laut Seepolizei ist zurzeit eine Arbeitskolonne dort, um die alten Häuser zu renovieren. Ich weiß nicht, ob die da auch wohnen.«

»Dann wollen wir mal schauen«, sagte Karin. Carsten lächelte, als sie aus ihrem Rucksack die mitgeschleppten Bücher herauszog. Mit deren Hilfe würden sie sich ein Bild von der kleinen Insel machen können, zu der sie unterwegs waren.

Karin las laut vor, versuchte aber hin und wieder einen Blick auf die Straße zu werfen, damit ihr nicht schlecht wurde.

»1724 steht in einem königlichen Brief, dass ein Leuchtturm zwar gebraucht werde, die Insel aber viel zu klein wäre, als dass jemand darauf wohnen könnte. Statt dessen wird ein Leuchtturm auf Marstrand errichtet, oben bei der Festung Carlsten. Hundert Jahre ist er in Betrieb, bis man dann doch einen Leuchtturm auf Hamneskär installiert. Der Konstrukteur hieß Nils Gustav von Heidenstam, der Vater des berühmten Dichters. Dieser Turm war von einer ganz neuen Art und wurde »Heidenstam-Turm« oder Krinolinenturm genannt, weil er mit seinem konischen Eisenskelett, das um die in der Mitte befindliche Treppensäule montiert ist, an eine Krinoline erinnert. Am ersten November 1868 wurde das Leuchtfeuer Pater Noster zum ersten Mal entzündet. Im selben Jahr ziehen der Leuchtturmwärter und spätere Leuchtturmmeister Olof Andersson und seine Frau Johanna auf die Insel. Mehr als zwanzig Jahre haben sie dort gewohnt.«

Karin betrachtete das Bild des Paares. Die Frau saß auf einem Stuhl, die Haare zu einer strengen Frisur zusammengekommen und die Hände im Schoß gefaltet. Ihr Blick wirkte entschieden. Sie trug eine Brosche am Hals und einen langen Rock, der bis auf die schwarzen Schnürstiefel hinunterfiel. Ihr Gatte stand hinter ihr, eine Hand auf ihrer Schulter.

In Kungälv verließen Carsten und Karin die Autobahn und bogen auf die 168 nach Marstrand ein, die schmaler und weitaus kurviger war. Eine typische schwedische Landstraße.

»Ja, also ... seit 1964 ist der Ort unbemannt, 1977 wird der Leuchtturm abgeschaltet und durch das Leuchtfeuer Hätteberget vor Marstrand ersetzt sowie durch den Leuchtturm Skallen auf Marstrand selbst.« Sie hob den Blick. Das Praseln gegen die Frontscheibe war weniger geworden, nachdem sie den höchsten Punkt auf Nordön hinter sich hatten. Die

südlich gelegene Bucht, die sich entlang der Straße erstreckte, war zugefroren, und die Fläche wirkte wie dickes graugrünes Milchglas. Es schien fast unwirklich, dass sich darunter Wasser und lebendige Wesen befanden, dachte Karin. Ebenso gut hätte das ein Acker sein können, beider Winterkleid wies keinen Unterschied auf. Im Fahrwasser zwischen Nordön und Instön gab es eine schmale eisfreie Passage, bemerkte Karin, als sie die hohe Instö-Brücke überquerten. Carsten drosselte das Tempo.

»Der Leuchtturm von Vinga«, sagte Karin und wies auf den Lichtkegel, der in der Ferne übers Meer strich. Sie erschauerte vor Wohlbehagen. Schon in ihrer Kindheit war es für sie etwas ganz Besonderes gewesen, wenn sie nachts, von blinkenden Leuchtfeuern begleitet, gesegelt waren.

»Könntest du vielleicht Lasse anrufen? Er fährt das Lotsenboot und soll uns nach Hammeskär bringen.« Carsten reichte Karin sein Telefon. »Ich habe die Nummer nicht abgespeichert, aber es ist die zuletzt gewählte.«

Die Perlenkette kleinerer, durch Brücken verbundener Inseln machte es möglich, vom Festland bis nach Koön zu gelangen. Wollte man weiter nach Marstrand, musste man die Fähre über den schmalen Sund nehmen. Die Sonne kolorierte den Himmel in den märchenhaftesten Farben, und im Hintergrund erhob sich die Festung Carlsten, gleichsam als Wächter über die kleinen Häuser. Karin war es gewohnt, all das von der Seeseite zu sehen. Es war absolut nicht dasselbe, wenn man mit dem Auto hierherkam. Carsten stellte den Wagen vor dem Gebäude des Seefahrtsamtes ab, und fünfzehn Minuten später saßen sie an Bord des orangefarbenen Lotsenbootes mit Lasse am Steuer. Er steckte in einem Seemannspullover und hatte einen warmen, festen Händedruck. Karins Bewegungen auf dem Boot zeugten von Routine. Sie wusste nicht mehr, wie oft sie in Kalmarsund oder Helsingborg schon auf Lot-

senbooten mitgefahren war, um Göran abzuholen, zu verabschieden oder an Bord zu besuchen. Der Lotse legte gewöhnlich neben dem Schiff an, Taschen wurden nach oben gehievt oder heruntergelassen, und dann musste man das Fallreep hinaufklettern, das an der Bordseite herunterhing. Einmal war sie überraschend gekommen. Göran und sie hatten am Morgen telefoniert, und seine Stimme hatte so deprimiert geklungen. Karin wusste, dass das Schiff im Laufe des Tages an Kalmar vorüberfahren würde, also ließ sie die Vorlesungen sausen und rief den ersten Steuermann an, der versprach, die Ankunft des Schiffes mit der ihres Zuges aus Göteborg abzustimmen – ohne Göran davon in Kenntnis zu setzen. Es gelang ihr, nach Kalmar und an Bord zu kommen, ohne dass er auch nur das Geringste ahnte. Die Erinnerung brachte sie zum Lächeln.

Das Lotsenboot glitt durch den Marstrander Hafen und musste erst die Fähre vorbeilassen, die den schmalen Sund zwischen Koön und Marstrand überquerte. Der Mann am Steuer der Fähre grüßte fröhlich.

»Mein Nachbar«, erklärte Lasse.

»Der mit deiner Schwester oder Cousine verheiratet ist?«, fragte Karin scherzhaft.

»Tatsächlich keins von beidem«, antwortete Lasse. »Aber wenn du findest, dass ich komisch aussehe, dann liegt es daran, dass die Leute ihre Cousins und Cousinen heiraten, und die meisten, die ich kenne, sind tatsächlich nie über die Instö-Brücke hinausgekommen oder jemals in Göteborg gewesen.« Er grinste sie an, und Karin lachte.

»Wie schön sich die Stadt um den Hafen schmiegt«, sagte Carsten.

»Den Ort heute Stadt zu nennen, ist wohl ein bisschen übertrieben, auch wenn Marstrand einmal eine richtige Stadt

war, aber schön ist es natürlich. Ich genieße es immer wieder, obwohl ich mehrmals am Tag hier vorbeifahre.«

Die alten pastellfarbenen Holzhäuser am kopfsteingepflasterten Kai warteten darauf, sich wieder mit Sommergästen zu füllen. Die Straßencafés standen leer, in den Fenstern der Häuser aber gingen hier und da Lichter an. Karin fragte sich, wie viele tatsächlich durch Menschenhand und wie viele nur von Zeitschaltuhren eingeschaltet wurden. Die Häuser lagen dicht nebeneinander und kletterten die Insel in Richtung Festung hinauf. Einige wenige hatten noch immer Eternitplatten an den Fassaden und Spitzengardinen an den Fenstern. Dahinter sah man den Schatten des einen oder anderen »echten« Marstranders vorüberhuschen, der es nicht für nötig hielt, schon jetzt Licht anzumachen, sondern lieber noch eine Weile im Dunkeln ausharrte. Karin, die viele der alten Straßen entlanggewandert war, hatte bemerkt, dass die meisten Gebäude in bestem Zustand waren, und ein typisches Element schienen weißgestrichene Häuser mit sternförmigen Aussparungen im Holz des Balkons zu sein. Auf diese Balkone gehörten weiße klassische Sitzmöbel mit einem Kreuz in der Lehne. Eine Alternative dazu waren Teakmöbel mit marineblauen Polstern. Als hätte er ihre Gedanken gelesen, sagte Lasse: »Zu teuer.« Er wies mit dem Kinn auf die schönen Häuser und zuckte resigniert mit den Schultern.

»Die Politiker reden gern davon, wie wichtig es sei, den Küstenort am Leben zu erhalten, doch zugleich betonen sie immer öfter, dass die Schule in Marstrand unnötige Kosten verursacht. Nur ist es die krasse Wirklichkeit, dass bei der jetzigen Preisentwicklung und bei den galoppierenden Taxwerten nur noch wenige hier wohnen können. Nimmt man dann noch die Schule weg, bleibt lediglich eine Geisterstadt zurück. Nicht mehr als eine schöne Kulisse.« Lasse zeigte auf ein hellgelbes altes Holzhaus. »Dort ist meine Großmutter

geboren. Jetzt wohnt meine Schwester mit ihrer Familie in dem Haus, aber wie lange sie es noch behalten können, weiß keiner. In den Sommermonaten vermieten sie Zimmer, um ein bisschen was dazuzuverdienen und die Steuern bezahlen zu können.«

Karin konnte ihm nur zustimmen, wenn es um die Veränderungen an der Westküste ging. Die alten Fischer, die trotz ihrer klobigen Hände die Netze mit erstaunlich flinken Fingern gesäubert und geflickt hatten, waren fort. Auch die Trockengerüste für den Lengfisch und die meisten Eternithäuser gab es nicht mehr. Zwar waren die Gebäude noch nie in so gutem Zustand gewesen wie heute, aber auch noch nie so leer und dunkel. Langsam, aber sicher starben die alten Fischerorte aus. Das letzte Gebäude rechter Hand hatte eine bekannte Silhouette, die oft auf Ansichtskarten von Marstrand zu sehen war. Carsten wies auf das kleine graue Haus auf Koön.

»Was für eine einmalige Lage!«

Lasse steuerte das Lotsenboot an dem Haus vorbei und durch die nördliche Einfahrt zum Marstrand-Fjord hinaus. Er erzählte, dass es das frühere Feriendomizil von P. G. Gyllenhammar, dem ehemaligen Volvo-Boss, war.

»Das Haus heißt Luktudden oder Lyktan. Aber die meisten nennen es noch immer P. G.s. Es steht heute zum Verkauf, für ein paar Millionen. Wird wohl einer kaufen, der viel Geld, aber wenig Zeit hat. Wer die Lage beneidenswert findet, kann sich jedenfalls darüber freuen, dass die Besitzer das Haus vermutlich ziemlich oft neu anstreichen müssen. Das tun sie zwar nicht selber, aber trotzdem. Das Gebäude ist eine alte Leuchtturmmeisterwohnung und wurde bis 1914 als solche genutzt. Ursprünglich war das Leuchtfeuer im Haus eingebaut, man kann das immer noch sehen.« Lasse wies auf einen viereckigen Glasvorbau an der südwestlichen Ecke.

»1914 wurde ein separater Leuchtturm neben dem Wohnhaus errichtet, ein modernes AGA-Leuchtfeuer. Ihr kennt vielleicht Gustaf Dalén, den Vater der schwedischen Leuchtfeuertechnik? 1912 bekam er den Nobelpreis für seine Leistung. AGA ist die Abkürzung von Aktiebolaget Gas-Accumulator, so hieß Daléns Firma, die Leuchttürme herstellte. Das AGA-Feuer brauchte keine Bedienung, weshalb man das Personal abzog und das Haus verkaufte. Den Glasvorbau hat man gelassen als Erinnerung an eine zu Ende gegangene Epoche.«

Der Stand der Sonne zeigte ihnen an, dass der größte Teil des Tages vorbei war, als sie mit Hamneskär vor Augen direkt in den Sonnenuntergang hineinfuhren. Ein Glücksrausch erfasste Karin, so wie sie ihn nur bei stiller See empfand, die aus flüssigem Gold zu bestehen schien. Sie seufzte. Es war so unglaublich schön.

»Den Marstrand-Fjord erlebt man selten so still«, sagte Lasse an Karin gewandt. Er wies auf die weichgerundeten Gneisklippen. Wind und Salzwasser hatten sie im Laufe der Jahrtausende abgeschliffen, und aus der Entfernung konnte man sich kaum vorstellen, dass sie wirklich hart waren. »Aber wenn man auf den Klippen sitzt, sieht man, dass sich das Meer ganz langsam hebt und senkt, so als bestehe es nicht aus Wasser, sondern aus Öl. Wir sagen dazu, es *iert*.«

»Es iert?«, fragte Karin. »Das habe ich noch nie gehört.« Sie wiederholte das Wort für sich, ließ es auf der Zunge zergehen und fand, dass es schön klang, irgendwie friedlich.

»Die Pater-Noster-Schären bestehen aus einer Menge kleiner Inseln und Klippen.« Lasse erzählte, dass der Name Pater Noster daher rührte, dass die Seeleute, wenn sie hier unterwegs waren, Stoßgebete zum Himmel schickten, bevor sie es wagten, an den gefürchteten Schären vor Marstrand vorbeizufahren.

»Der Leuchtturm steht auf einer der am weitesten vorgelagerten Inseln, die aber nicht größer ist als, tja ... in der Länge sind es zweihundertfünfzig Meter und in der Breite rund hundertfünfzig. Hier hat man den größten Eisengitterturm der Westküste errichtet, mit einer Höhe von zweiunddreißig Metern. Ist das nicht sensationell?«

Karin ließ jede Einzelheit auf sich wirken. Sie nickte.

»Pater Noster bedeutet ja ›Vater unser‹ auf Latein«, verdeutlichte er. »Es gibt viele Pater-Noster-Inseln auf der Welt, und das Eiland selbst trägt ja eigentlich den Namen Hamneskär. Nur der Leuchtturm heißt Pater Noster, aber hier draußen nennen fast alle auch die Insel so.«

Ein Motorboot brauste an ihnen vorüber.

»Roland Lindström, Bauleiter auf Hamneskär«, sagte Lasse. »Heutzutage herrscht überall solche Eile.«

Sie mussten ein besonderer Menschenschlag gewesen sein, diese Leute, die sich um die Leuchttürme gekümmert hatten ... Karin dachte an das Foto vom Leuchtturmmeister und seiner Frau, das sie im Buch gesehen hatte. Wie Lasse erzählte, wohnte auf Hamneskär seit einem Monat eine Arbeitsbrigade. Die Männer sanierten die alten Gebäude. Es waren Schweden und Polen. Sie sollten mit allem fertig sein, bevor der Leuchtturm auf die Insel zurücktransportiert wurde. Die Wiedereinweihung sollte zu Mittsommer stattfinden.

»Man hat eine Firma gegründet, die auf der Insel eine Jugendherberge und ein Konferenzzentrum betreiben will«, sagte Lasse, der mit festem Griff um das Steuerrad das Schiff durch die schmale Passage zwischen den Piers hindurchmanövrierte, die so dicht heranrückten, dass sie sich auf beiden Seiten mit der Hand berühren ließen.

»Hamneskär«, sagte er und ließ Carsten und Karin auf dem schmalen Kai von Bord gehen.

Die Insel sah ganz anders aus ohne den altbekannten Heidenstam-Leuchtturm. Lasse hatte nicht gefragt, was sie auf der Insel wollten, und Karin überlegte, ob er es vielleicht schon wusste. Als das Boot mit der Aufschrift »Pilot Marsstrand« abgefahren war und das Motorengeräusch langsam in der Ferne erstarb, brach die Stille über sie herein. In dem kleinen Hafen lag außer dem Polizeiboot ein Arbeitsboot aus Aluminium, dasselbe, das vorhin auf dem Fjord an ihnen vorbeigebraust war. Ein unrasierter Mann in den Vierzigern sprang jetzt heraus und kam ihnen entgegen. Carsten stellte sich vor, noch bevor der Mann etwas sagen konnte.

»Carsten Heed, Kriminalpolizei Göteborg, und meine Kollegin Karin Adler.«

»Aha, ja«, erwiderte der Mann müde.

»Magst du uns verraten, wer du selber bist?« Karin lächelte entwaffnend. Wie hierzulande fast immer üblich, duzte sie den Mann.

»Natürlich. Entschuldigung. Roland Lindström, bin hier der Chef«, antwortete der und streckte ihnen seine kräftige Hand entgegen. »Die Seepolizei ist schon da und hat Absperungen vorgenommen.« Er deutete zu dem graublauen Polizeiboot hinüber und wies dann auf das blau-weiße Plastikband, das ein Stück entfernt im Wind flatterte.

»Warst du dabei, als man die Leiche fand?«

Der Blick des Mannes flackerte, er schien fieberhaft nachzudenken. Trotz seiner vielen Jahre als cleverer Unternehmer der Baubranche gelang es ihm nicht besonders gut, ein Pokerface aufzusetzen.

»Äh, doch, kann man schon sagen.«

»Dann hast du also angerufen?«, fragte Karin, die sich durchaus bewusst war, dass der Mann am Telefon mit starkem Akzent gesprochen hatte.

»Äh, ja also ...«

Carsten machte sich auf den Weg, um mit der Seepolizei zu sprechen, während Karin ihr Notizbuch herauszog und eine neue Seite aufschlug. Sie notierte das Datum, den Namen Roland Lindström und den Ort, an dem sie sich befanden, und gab dem Mann damit noch ein paar Sekunden Bedenkzeit. Er schien sie zu brauchen.

»Tja. Dann wollen wir mal sehen, Roland.« Es war an der Zeit, ein paar Antworten von ihm zu erhalten. »Du hast also nicht angerufen, aber du wusstest, dass man eine Leiche gefunden hat. Stimmt das so?« Sie hob den Blick und sah ihn an.

»Äh, ja, das stimmt ...«

»Dann frage ich mich, nicht wirklich überrascht, warum *du* nicht angerufen hast?«

Roland seufzte resigniert und erläuterte die Situation. Sagte, dass der Mann von den Polen gefunden worden war und dass sie natürlich völlig richtig gehandelt hätten, als sie die Sache meldeten. Nur ein paar Kleinigkeiten verschwieg er, zum Beispiel seinen Bonus, selbst wenn der nun in immer weitere Ferne rückte.

Die Insel war klein und karg, und die Buchten waren gefüllt mit rundgeschliffenen Steinen. Neben dem Hafen, im Windschatten des Leuchtturmmeisterhauses, hatte jemand aus diesen Steinen eine Mauer errichtet, hinter der sich das einzige Stückchen Gartenland befand. Jeder Spalt in der Mauer war sorgfältig abgedichtet worden, um die kostbare Erde, die man mit dem Boot hergeschafft haben musste, an Ort und Stelle zu halten. Karins Gedanken wanderten wieder zu der Frau mit der strengen Haartracht und den schwarzen Schnürstiefeln. Tomaten, dachte sie. Irgendwo hatte sie von einem Leuchtturmwärter gelesen, der das ganze Jahr über Tomaten essen

konnte, weil es im Scheinwerferraum des Leuchtturms immer hell und warm war, genau wie in einem Gewächshaus.

Der Vorratskeller war ein schöner Bau, das Fundament aus Naturstein und darüber eine rotgestrichene Holzfassade. Zu Kriegszeiten hatte er als Schutzraum für das Leuchtturmpersonal gedient, deshalb die massive Panzertür. Die Tür wurde von einem eleganten römischen Bogen überwölbt, und zu beiden Seiten des Ganges, der zum Eingang führte, befand sich eine solide Steinmauer. Ganz sicher ein willkommener Schutz für jeden, der bei Schlechtwetter in den Keller wollte. Roland stieg über das Absperrband und öffnete die Tür. Es dauerte einen Moment, bevor sich die Augen an die Dunkelheit gewöhnten, und Karin wollte schon ihre Taschenlampe hervorholen, als Roland die Petroleumlampe anzündete, die drinnen an der Wand hing. Das weiche Licht, das sich im Raum ausbreitete, erschien passender als der scharfe Strahl der Taschenlampe.

»Hier drüben«, sagte Roland. »Es hätte mir auffallen müssen, schließlich wusste ich ja, dass jede hier wohnende Familie ein eigenes Stück des Vorratskellers besaß, und hier gab es drei Familien, die des Leuchtturmmeisters, des Leuchtturmwärters und des Leuchtturmhelfers. Aber der Vorratskeller hatte nur eine Unterteilung. Erst heute ist mir klargeworden, dass es das dritte Stück gab, dass dieses aber zugemauert war.«

»Weißt du, wie lange die Mauer gestanden hat?«, fragte Karin.

»Nein«, antwortete Roland. »Aber es muss eine ziemlich lange Zeit gewesen sein.«

Sie näherten sich der eingestürzten Wand, und er wies in den Raum dahinter: »Da drinnen liegt er.«

Sie baten Roland, draußen zu warten. Er schien erleichtert, als er Carsten die Petroleumlampe reichte, kehrtmachte und

die dicke Panzertür aufschob. Einen Augenblick strömte frische Luft herein, bis die Tür mit dumpfem Knall ins Schloss fiel. Vorsichtig und ohne zu sprechen stiegen sie über den am Boden liegenden Steinhaufen. Der Lampenschein bewegte sich vor ihnen und erreichte den Mann im Inneren.

»Oh«, sagte Karin und versuchte zu sehen, wohin sie ihre Füße setzte. Sie schaltete die Taschenlampe zusätzlich an.

»Er muss schon lange hier gelegen haben. Die Frage ist nur, wie lange«, sagte Carsten.

»Erstaunlich gut erhalten, vielleicht liegt das an der salzhaltigen Luft?«, meinte Karin und zog ihr Telefon heraus.
»Ich sage der Spurensicherung Bescheid.«

3.

In der Fiskaregatan rannten sechs Kinder lärmend im Haus umher. Waldemar setzte sich aufs Sofa. Er sah erschöpft aus. Die Enkel waren länger geblieben, als für den Sonntagnachmittag üblich, und die Lautstärke überstieg das erträgliche Maß bei weitem.

Er streckte die Hand nach dem Glas Calvados aus.

Normalerweise verdrückte er sich zum Golfplatz von Gullbringa, aber dort hatte die Saison noch nicht begonnen.

Oder ihm war befohlen worden daheimzubleiben, dachte Sara.

Sie betrachtete ihre beiden Schwägerinnen, Diane und Annelie. Zwei Schwestern, die verschiedener nicht sein konnten. Die eine blond, die andere dunkel. Halbschwestern, korrigierte sie sich. Diane war Siris Tochter aus erster Ehe.

Sie war im Marketing tätig. Jedenfalls wurde das so genannt, wenn jemand aus dem Bekanntenkreis fragte, was die älteste Tochter denn mache. Was es in der Praxis bedeutete, nämlich, dass sie halbtags Werbebroschüren verteilte, verschwieg man und brachte das Gespräch geschickt auf Dianas erfolgreichen Mann Alexander, den Immobilienmakler.

Der arbeitete ausschließlich in »den mondänsten Stadtteilen Göteborgs«, vor allem in Örgryte und Långedrag. In der Woche davor hatte Diane ihre Eltern angerufen und sie gebeten, sie möchten sich doch zusammen mit ihnen ein Haus ansehen, an dem Alexander und sie interessiert wären und das sogar in Långedrag läge.

Dianes Geschwister, Annelie und Tomas, hatten sich gefragt, wie die beiden sich dieses Haus wohl leisten könnten. Die Erklärung kam, als Siri sagte, dass sie Diane und Alexander finanziell zu unterstützen gedachte. Sie und Waldemar würden den halben Kredit übernehmen, das hatte sie erzählt, ohne mit der Wimper zu zucken.

»Wir haben ein Angebot auf das Haus abgegeben«, sagte Diane. »Der Makler glaubt, dass wir gute Chancen haben. Er ist ja ein Kollege von Alexander, also bekamen wir ein paar Insiderinformationen. Und dort wohnt eine alte Frau, die geradezu vernarrt in Alexander ist.«

Diane lachte und warf ihr dunkles Haar in den Nacken.

»Klingt total spannend«, sagte Tomas höflich. »Wo liegt denn das Haus?«

»In Långedrag, habe ich doch schon gesagt.«

Die Antwort kam von Siri, die ihre Kaffeetasse nachdrücklich absetzte.

»Ja schon, aber wo genau«, gab Tomas zurück und nahm noch mehr von der Nachspeise.

Diane beschrieb die Lage.

»Das Gebiet gehört doch wohl zu Fiskebäck?«, mischte sich Sara ein.

Tomas warf ihr einen traurigen Blick zu, der besagen sollte, dieser Kommentar wäre doch völlig unnötig.

»Nein, das ist Långedrag. Du kennst die Gegend vielleicht nicht so genau?«, erwiderte Diane ein klein wenig von oben herab.

»Wenn man vor dem geraden Straßenstück am Laden links abbiegt, also über die Straßenbahnschienen, dann gehört das Gebiet dort zu Fiskebäck«, beharrte Sara.

Diane war plötzlich total mit dem kleinen Schmuckteil am Reißverschluss ihrer Tasche beschäftigt.

»Jedenfalls müssen wir alles umgestalten. Dänisches Design würde mir gefallen, vielleicht weil ich in Dänemark geboren bin«, sagte Diane, zog einen Taschenspiegel heraus und trug eine neue Schicht Lipgloss auf.

»Schade, dass du nicht mehr in dem Stoffgeschäft bist, Mama, dann könnte ich bei dir Rabatt bekommen, jetzt, wo ich ein ganzes Haus neu mit Gardinen ausstatten muss.«

»Ihr müsst doch wohl nicht alles ändern?«, meldete sich Waldemar zu Wort.

»Nein, Papachen, müssen wir nicht, aber wir wollen es. Stimmt doch, Liebling?«

Die Frage, eigentlich mehr eine Feststellung, hatte Dianas Mann gegolten.

»Ja, genau«, sagte der und strich sich mit der Hand über seinen dunklen Pagenschnitt.

Alle anderen aus Alexanders Jugendclique waren in der Finanzbranche in Stockholm gelandet, er aber hatte eine lukrative Nische als Immobilienmakler in Göteborg gefunden.

Sara verspürte geradezu körperliches Unbehagen, wenn sie Alexander prahlen hörte, dass ältere Damen angesichts seiner Person und seines raffinierten Auftretens wie die Kegel umfielen. Vielleicht aber mochte er ja reifere Frauen, Diane war mit ihren fünfundvierzig schließlich ganze acht Jahre älter als er.

»Oh, aber das ist schwierig mit drei Kindern und so«, warf Sara ein. »Ich meine, das zu schaffen. Unsere Nachbarn sind mit ihrem Haus jetzt schon mehr als vier Jahre beschäftigt.«

»Natürlich werden wir das nicht selber machen.« Diane reagierte, als hätte Sara gerade etwas Unverschämtes gesagt.

»Alexander hat doch jede Menge Kontakte. Handwerker und auch Leute von der Bank. Man wird uns großartige Kreditbedingungen einräumen, und die Handwerker arbeiten schwarz. Absolut perfekt!«

»Sicher, aber trotzdem kostet es Zeit und Geld«, fasste Tomas zusammen.

»Es ist doch aber schön, dass sich Diane und Alexander ein Haus anschaffen. Ihr Geschwister könnt doch bestimmt helfen«, sagte Siri, bevor sie den Blick auf die Schwiegertochter richtete.

»Und du Sara, du hast doch jetzt den ganzen Tag frei.«

»Sara ist zu Hause, weil sie total ausgebrannt ist, Mama«, erwiderte Tomas und legte den Dessertlöffel hin.

»Ja, aber Diane war schließlich auch ein bisschen ausgebrannt«, fuhr Siri fort.

»Na, das stimmt ja wohl nicht.«

»Doch, als Estelle geboren wurde, da kam sie nicht viel zum Schlafen. Das ist auch eine Form von Ausgebranntsein.«

»Das glaube ich kaum. Da geht's mehr um Schlafmangel oder vielleicht um eine postnatale Depression«, entgegnete Tomas.

»Das Thema lassen wir jetzt«, beendete Siri die Diskussion.

Waldemar tastete nach der Calvados-Flasche, um sein Glas aufzufüllen. Und das von Alexander.

Mit Abscheu erinnerte sich Sara an die Geschichte mit den Enkelkindern und den Wohnanteilen. Als Annelie bei Tomas angerufen und erzählt hatte, dass die Eltern – nur für Dianas Kinder, nicht für die anderen Enkel – einen Platz in der Warteschlange organisiert und mit dem Sparen für Wohnanteile begonnen hatten, war Tomas böse geworden und hatte ihr nicht geglaubt. Mitten im Gespräch hatte er den Hörer aufgeknallt, und es hatte eine ganze Woche gedauert, bis sie wieder miteinander sprachen. Zwei Monate später entdeckte er in der Wohnung seiner Eltern zufällig einen Kontoauszug. Dabei stellte sich heraus, dass Siri nicht nur für ein späteres Wohn-

anrecht von Dianas Kindern sparte, sondern ihrer ältesten Tochter obendrein jeden Monat eine feste Summe überwies. Er sah ein, dass Anneli recht gehabt hatte.

»Wird es nicht langsam Zeit, dass Matilda ein Geschwisterchen bekommt?« Diane sah Annelie mit ruhigem, geradezu penetrantem Blick an. Sie wusste, dass sie damit ein heikles Thema ansprach.

»Wieso?«, fragte Annelie.

Sara sah, dass sie die Hände wie schützend auf ihren Bauch legte, wo aus irgendeinem Grund kein zweites Kind entstehen wollte.

»Ich finde nur, es tut Kindern gut, wenn sie Geschwister bekommen. Dann lernen sie zu teilen«, sagte Diane.

»So, findest du das.« Ausgerechnet Diane musste von Gerechtigkeit reden, es war wirklich zum Lachen.

»Ja, entschuldige, dass ich zu fragen wagte«, entgegnete Diane schnippisch.

»Wollt ihr noch mehr Kinder haben?«, griff Siri die Sache auf. »Da ist es natürlich besser, wenn nicht zu viele Jahre dazwischenliegen.«

»Vielleicht kriegt nicht jeder Kinder auf Bestellung. Ist euch der Gedanke schon mal gekommen?«

»Bei uns genügt es, wenn Alex mit den Unterhosen wedelt, prompt bin ich schwanger«, sagte Diane lächelnd. »Stimmt doch, Liebling?«

»Ja, da hat es wohl nie größere Probleme gegeben.« Alexander zwinkerte Diane zu. Dann drückte er den Rücken durch, schob sich eins der Zierkissen dahinter und drehte die Manschettenknöpfe zurecht. Sie waren aus Weißgold und hatten 4600 Kronen gekostet. Das wusste Sara, weil sie im Januar, als sie zu einem Sonntagessen bei Siri gewesen waren, von der Toilette aus ein Gespräch mitangehört hatte, in dem Diane und ihre Mutter die Frage diskutierten.

»Bitte Mama, die sind einfach absolut richtig, er würde sich unglaublich freuen«, hatte Diane gesagt.

»Aber 4600, ist das nicht ein bisschen viel für ein Paar Manschettenknöpfe? Gibt es keine anderen?«, hatte Siri eingewandt.

»So viel kostet es einfach, wenn man ein Paar Manschettenknöpfe bei Engelbert kauft, dabei habe ich noch nicht mal die teuersten ausgesucht. In der Immobilienbranche ist das Auftreten total wichtig. Ninni Johnson hat ihrem Mann ein Paar für 8500 gekauft, also eigentlich sind die hier billig.«

Sie hatte nicht erzählt, dass sie sich für die zweitteuersten entschieden hatte. Johnsons Tochter Ninni zu erwähnen, war etwa so, als würde sie mit einem Zauberstab winken, und Siri hatte gesagt, wenn Diane wirklich meinte, es würde Alexander so sehr freuen, dann wolle sie es natürlich möglich machen.

»Danke, Mamilein, überweist du die 5000 dann heute auf mein Konto? Ich möchte sie gern gleich morgen kaufen, damit mir niemand zuvorkommt.« Diane hatte die Manschettenknöpfe zwar zurücklegen lassen, überzeugt davon, die Mutter würde nachgeben, aber es war das Sicherste, sie möglichst bald abzuholen.

»Ich werde es heute Abend überweisen.«

»Vielleicht ja auch jetzt gleich, per Telefon-Banking? Ich kann die Gäste unterhalten.«

»Das sind keine Gäste, Liebes. Es sind Annelie und Thomas. Die können sich selbst unterhalten.«

Da hatte Sara die Toilettenspülung bedient, sich die Hände gewaschen und sie an dem Edelhandtuch trocken gerubbelt, bevor sie die Badezimmertür geöffnet hatte.

Diane und Siri hatten ertappt ausgesehen, und Sara konnte in ihren Gesichtern lesen, wie sie in Gedanken das Gespräch

durchgingen und überlegten, was Sara wohl davon mitbekommen hatte.

Zu mehr als einem kühlen Lächeln war sie nicht fähig gewesen.

Die Kinder spielten auf der verglasten Veranda. Linnéa hatte die Fußbank der Großeltern zum Ladentisch umfunktioniert und war damit zur Inhaberin eines Geschäfts geworden, das ein fast unbegrenztes Angebot führte.

»Eins, zwei, vier, acht, zwölf«, rechnete sie und gab Teddy Legosteine als Wechselgeld zurück.

Cousins und Cousinen erwarben alle möglichen sichtbaren und unsichtbaren Dinge aus den Regalen des Ladens.

»Nein, jetzt sollten wir uns vielleicht auf den Weg machen«, sagte Sara und warf ihrem Mann Tomas einen vielsagenden Blick zu.

»Ja, es ist wohl nicht schlecht, wenn man daheim noch was vom Abend hat. Vor mir liegt eine schwere Woche, voll mit Terminen«, sagte Tomas und stand auf.

»Hör mal, Tomas, hast du übrigens mein Auto wieder vollgetankt?«, fragte Waldemar vom Sofa her.

Tomas suchte gerade nach Linnéas Pullover. Sara sah, wie er sich verkrampfte, als er Waldemars Blick zu erwidern suchte.

»Du hast es dir doch vorige Woche ausgeliehen«, fuhr Waldemar fort.

»Du meinst, als ich Brennholz für euch geholt habe?«, fragte Tomas. »Ich dachte, dass ... vielleicht nicht gerade, aber ... ja sicher ... ich werde mich darum kümmern. Kein Problem.«

Sara stieg die Röte ins Gesicht, aber sie registrierte Tomas' bittenden Blick. Rasch murmelte sie ein Dankeschön für das

Essen und trat in den Flur, um ihrem Sohn die Sachen anzuziehen. Annelie kam ihr nach und legte ihr die Hand auf den Arm. Sara sagte nichts, schüttelte nur den Kopf. Sie zog Linneas und Linus' Schuhe aus dem Berg von Kinderschuhen hervor, während Linus die Gelegenheit nutzte, die Handtasche der Großmutter auf den Fußboden zu entleeren. Zwei Lippenstifte, Schlüssel, ein Portemonnaie, Parfüm ... Sara und Annelie sammelten die Sachen gemeinsam auf und hatten gerade alles wieder in der Handtasche verstaut, als sie bemerkten, dass Linus einen goldenen Ring in der Hand hielt. Er war viel zu groß, als dass er Siri gehören konnte. Annelie las laut vor, was auf der Innenseite eingraviert stand: »*Elin und Arvid.*«

Verwundert schauten sie einander an.

»4. 10. 1962, das muss ein Verlobungsdatum sein, und 14. 6. 1963, als sie geheiratet haben. Elin und Arvid, weißt du, wer das ist?«, fragte Sara.

»Das kann doch nur der Arvid sein, mit dem Mama vor Papa verheiratet war, der aber gestorben ist. Ich hatte keine Ahnung, dass auch Arvid schon mal verheiratet war, und dazu noch so kurz vorher.«

Sara zuckte mit den Schultern, als Anneli den Ring zurücksteckte.

Auf dem Heimweg konnte sich Sara nicht länger beherrschen.

»War das ernst gemeint? Die sind doch nicht ganz normal.«

Tomas, der an ihrer Seite ging, sah völlig niedergeschlagen aus. Sara hatte Lust, ihn aufzufordern, er möge den Kopf hochnehmen und endlich etwas tun. Sie hatte die Absicht gehabt, die Dinge gelassener zu sehen, aber es ging einfach nicht. Sie platzte fast vor Wut und kickte einen großen

Schneeklumpen vom Bürgersteig. Er war hart wie Stein, und ihr Fuß schmerzte.

»Warum müssen wir das Benzin bezahlen, wenn du für deine Eltern Holz holst, noch dazu mit ihrem eigenen Auto? Bekommt dein Vater nicht immer noch Rabatt bei der Tankstelle neben seiner alten Werkstatt?«

»Es war ein Autoimport, keine Werkstatt. Er hat Fahrzeuge aus England und Deutschland importiert.«

»Ist ja wohl egal. Jedenfalls hat er mehr Zeit als wir und kann ja wohl selber tanken, außerdem noch billiger.«

»Sara, ich finde, jetzt bist du ungerecht. Schließlich redest du von meinen Eltern. Ich verstehe nicht, warum du immer auf ihnen herumhacken musst.«

»Also du findest, *ich* bin ungerecht, wenn deine Eltern ein Haus für deine große Schwester kaufen. Das ist doch wirklich lächerlich.«

Sara versuchte wegen der Kinder ihre Stimme zu dämpfen. Sie schob den Doppelwagen die Steigung hinauf. Es machte Mühe, aber die Anstrengung tat ihr gut, und so konnte sie wenigstens einen Teil ihrer Aggressionen loswerden.

»Weißt du was? Diese Diskussion sollten nicht wir beide führen, denn der Konflikt hat überhaupt nichts mit uns zu tun. Der betrifft nur dich und deine Eltern, wenn du das nur einsehen würdest! Scheiße, sage ich nur dazu. *Verdammte Scheiße!*« Das letzte Wort war nur noch ein Zischen.

Karin war in der Nacht erst um Viertel nach zwei heimgekommen und hatte, als der Wecker ihres Handys klingelte, nicht die geringste Lust, das warme Bett zu verlassen. Sie blieb noch ein paar Minuten liegen und ließ den Vortag Revue passieren, bevor sie in die Jogginghose schlüpfte. Im Erdgeschoss des Mietshauses lag eine Bäckerei. Karin lief rasch die drei Stockwerke hinunter und mit dem frisch gebackenen Brot

in der Tüte wieder nach oben. Sie stellte sich in die Badewanne, um das Ganze mit einer Dusche abzuschließen, und fluchte, als sie begriff, was sie am Vortag zu kaufen vergessen hatte: Shampoo. Gott sei Dank war noch ein kleiner Rest in der alten Flasche.

Mit einer Tasse Tee setzte sie sich an den Frühstückstisch und versuchte vergeblich, die Müdigkeit aus ihrem Körper zu verjagen. Am Ende goss sie den Rest des Tees in den Ausguss und kochte stattdessen einen starken Kaffee, zu dem sie sich Milch wärmte. Zum Glück war noch genug Kaffee in der Dose, so dass sie den vorher gekauften, koffeinfreien nicht zu nehmen brauchte.

Sie wühlte in der »Alles-Mögliche-Kiste«. Zwischen Klebeband, Münzen, Ersatzknöpfen und seit langem verfallenen Rabattcoupons fand sie schließlich einen funktionierenden Stift und einen Klebezettel.

»Shampoo«, notierte sie und dann noch ein paar weitere fehlende Dinge.

»Bekommt man hier Frühstück ans Bett?«, rief Göran aus dem Schlafzimmer.

Fat chance, dachte Karin, aber antwortete nur: »Es gibt Kaffee und frisches Brot, aber das wird in der Küche serviert.«

Göran tauchte in Jeans und T-Shirt auf, die Haare charmant verstrubbelt. Als er sich am Tisch niederließ, schaute er sie mit seinen blauen Augen an. Karin schnitt ihm eine Scheibe von dem warmen Brot ab.

»Guten Morgen«, sagte sie.

»Hast du gebacken?«, fragte er.

»Nein, ich war beim Bäcker unten«, gab sie zur Antwort. »Wikingerbrot.« Sie zeigte auf das kräftige Backwerk. Ich habe auch Brötchen gekauft, falls du die lieber willst.« Er hofft wohl, ich würde selber backen, so wie seine Mutter,

dachte Karin. Er hatte früher schon mal etwas Ähnliches geäußert, aber wenn er unbedingt selbstgebackenes Brot haben will, hindert ihn ja keiner, es zu machen.

»Haben wir Marmelade?«, fragte Göran.

»Augenblick, ich werde die Frühstückskellnerin fragen«, sagte Karin und winkte mit der Hand, als wolle sie bei jemandem Aufmerksamkeit erwecken.

»Hä?«, sagte Göran.

»Hast *du* Marmelade gekauft?«, fragte Karin und sagte sich, dass sie schließlich kein Hotel betreibe.

»Warum bist du so sauer?« Göran streckte den Arm über den Tisch und tippte ihr frotzelnd auf die Hand.

»Ich bin nicht sauer, aber du kannst ja im Kühlschrank nachgucken, bevor du fragst. Ich weiß nicht, ob Marmelade da ist. Ich muss in zehn Minuten weg.«

»Zur Arbeit? Du hast doch gestern gearbeitet, und da war Sonntag.«

»Wenn ich das immer zu dir sagen würde. Lass doch die sechs Wochen Arbeit sausen und bleib lieber bei mir zu Hause«, konterte Karin. Sie hörte selbst, wie bitter sie klang, und wünschte, sie könnte das, was sie vermitteln wollte, auf andere Weise ausdrücken.

»Habe ich's mir doch gedacht.« Göran klang triumphierend. »Da bin ich kaum eine Woche zu Hause, und schon fängst du an, auf meinem Job herumzuhacken. Wirklich typisch für dich! Und verdammt egoistisch! Wie oft wollen wir diese Diskussion denn noch führen?« Er verdrehte die Augen, um dem Gesagten Nachdruck zu verleihen.

Das hier ist das letzte Mal, wollte sie erwidern, hielt sich aber zurück.

»Es geht nicht. Ich kann nicht mehr«, sagte sie mit schwacher Stimme, es glich mehr einem Flüstern. Dann räusperte sie sich und nahm erneut Anlauf.

»Ich kann nicht mehr. Es tut mir leid, aber so ist es.« Ihre Stimme war jetzt stärker, fester, als hätte auch die sich entschieden. Nun war es also ausgesprochen. Sie sank auf dem Küchenstuhl in sich zusammen und legte die Arme auf den Tisch.

»Geht das nun wieder los. Immer nur du, du, du. Und was ist mit mir?« Göran war aufgestanden und fuchtelte theatralisch mit den Händen.

»Ich kaaaann nicht mehr.« Er äffte ihre Stimme nach. »Was glaubst du denn, wie es für mich ist? Wie es mir geht? Du bist einfach verdammt egoistisch.« Demonstrativ verschränkte er die Arme vor der Brust und wartete auf den Gegenangriff. Der nicht kam.

Fünf Jahre, dachte sie, während sie die Küche mit der Kaffeetasse in der Hand verließ. Wie war ihre Beziehung nur zu dem hier geworden?

Göran folgte ihr nörgelnd ins Wohnzimmer.

»Im Ernst, Karin. Bei allem, was ich für dich getan habe. Verschwendest du auch nur mal einen Gedanken daran?«

Görans Märtyrergeschwafel wirkte antiquiert wie aus einem alten Schmachtfetzen. Es war, als meinte er, ein bisschen Streit sei eine Art Unterhaltung. Wieder und wieder dieselbe Diskussion.

Plötzlich sah sie rot. Die Wut, die sie packte, ließ sich nicht stoppen. Fünf Jahre aufgestaute Enttäuschung brodelte in ihren Adern. Verdammt, jetzt reichte es! Sie warf die blaue Keramiktasse so heftig an die Wand, dass der Kaffee spritzte. Scherben flogen umher, als sie sich zu ihm umdrehte.

»Bist du noch ganz bei Trost! Was tust du da?« Verwundert sah er auf die Reste der Tasse und die Kaffeeschlieren, die an der weißen Wand herabrannen.

»Was genau soll das sein, was du für mich getan hast? Was denn? Nenne mir nur eine einzige Sache! Sogar meinen Ge-

burtstag hast du vergessen! Jetzt haben wir bald Mai, und der war im Januar.« Sie kam sich wie eine fauchende Katze vor, als sie die Worte ausstieß.

»Aber ich habe doch angerufen. Du hast nur kein Geschenk bekommen, weil ich noch nichts Richtiges gefunden habe. Ich suche tatsächlich immer noch.« Die Ruhe, mit der er reagierte, steigerte ihre Verärgerung nur noch weiter.

Sie erinnerte sich an den Januarmorgen vor zwei Jahren, als sie dreißig geworden war. Görans Mutter hatte mit einer selbstgebackenen, mit Kerzen geschmückten Torte auf der Treppe gestanden und »Happy birthday« gesungen. Görans wunderbare Mutter, die sich trotz ihres anstrengenden Dienstes als Oberärztin immer genug Zeit nahm. Karin würde sie mehr vermissen als Göran. Ihn würdigte sie jetzt keiner Antwort. Was sollte sie auch sagen. Alles war bereits gesagt, und nicht nur einmal. Sie schaute ihn nur traurig an. Sollte es so enden? Und er begriff noch nicht mal, dass es so war. Sie zog einen Stuhl unter dem Esstisch hervor und setzte sich. Ihr war klar, dass sie zu spät zum Bahnhof kommen würde, wo sie mit Carsten verabredet war, aber diese Diskussion brachte man am besten ein für alle Mal hinter sich. Sie tippte schnell eine SMS an Carsten ein und stellte das Handy auf lautlos.

Göran redete weiter: »Wirklich typisch für dich, das mit dem Geburtstag jetzt anzubringen. Du bist nur an irgendwelchem Zeug interessiert – das ist das einzige Wichtige für dich. Dass du kein Geschenk bekommen hast. Sag, was du haben willst, und ich fahre sofort los und kaufe es.«

»Das stimmt nicht, und du weißt es auch. Wenn du im Ernst denkst, ich bin so, dann ist es das Beste, wenn wir uns augenblicklich trennen. Ich glaube, dass wir beide etwas völlig Verschiedenes wollen und ...« Sie suchte nach Worten.

»Du kannst nicht mit mir Schluss machen. Wir sind verlobt, und du hast *gelobt*, dass wir zusammenbleiben.«

Er hielt die Hand mit dem Ring hoch.

Sie erinnerte sich an die Zeit, als sie einander gerade kennengelernt hatten. An das Kribbeln im Bauch, an die vielen Telefonate und Briefe. An ihre Sehnsucht, bis er nach den ersten sechs Arbeitswochen auf See endlich wieder zu Hause war. An seine blauen Augen und weichen Arme. Und auch an seine Mutter, die zuerst einen etwas abweisenden Eindruck gemacht, sich ihr dann aber immer mehr zugewandt hatte, bis Karin genauso ihre Tochter geworden war, wie Göran ihr Sohn war. Jedenfalls empfand sie das so.

Sie dachte auch an die unromantische Verlobung, als sie das Cape Wrath in Schottland umrundet hatten. Kap des Zorns, was für eine Ironie, dass sie sich ausgerechnet dort verlobt hatten. Als sie nur ein paar Stunden später in einer Bucht vor Anker gegangen waren, hatte Göran es fertiggebracht, seinen Verlobungsring zu verlieren, doch als sie in Lerwick auf den Shetland-Inseln angekommen waren, hatte er sich einen neuen gekauft. Fünf Jahre lang hatten sie über seine Arbeitsperioden auf See gestritten, und Karin kam es vor, als hätte sie das letzte halbe Jahr immerzu Schluss machen wollen. Es gab keinen Grund, es jetzt noch weiter hinauszuschieben.

Sie spürte Erleichterung, als sie schließlich die Wohnung verließ. Es war, als hätte sie lange Zeit einen schweren Rucksack mit sich herumgeschleppt, bis sie dessen Inhalt endlich einmal untersucht und festgestellt hatte, dass sie nichts davon gebrauchen konnte. Zugleich kam sie sich furchtbar schlecht vor, weil sie einem anderen so weh tun musste, aber ihr war klar, es ging so einfach nicht mehr länger weiter. Sie waren übereingekommen, dass Göran ein paar Tage bei seinen Eltern wohnen würde, während Karin aus der Wohnung auszog. Er glaubt bestimmt, dass sich die Sache schon wieder regeln würde, wenn ich mich erst beruhigt hätte, dachte sie und ließ

den Motor an. Aus dem Radio ertönte Mauro Scoccos Stimme: »Ich glaube, die Liebe war hier ... und hat kehrtgemacht.« Sie lauschte dem Text, während sie vom Stadtteil Majorna in Richtung Bahnhof fuhr.

Göteborg, 1962

Siri zog ihre Lippen nach, bevor sie die Tür öffnete und eintrat. Mit entschiedenen Schritten ging sie an Irene, Arvids Sekretärin, vorbei, die ihr nachrief.

»Hallo, Fräulein, er ist beschäftigt.«

Abrupt blieb Siri stehen und drehte sich um. Sie blickte Irene von oben herab an, so arrogant, wie sie nur konnte.

»Er ... ist nie ... zu beschäftigt, um *mich* zu empfangen.«

Sie warf den Kopf in den Nacken, bevor sie die Doppeltür aus Mahagoni öffnete. Verwundert blickte sie auf die vier Herren, die um den Tisch versammelt saßen.

»Ja?«, fragte Arvid kurz.

»Ich wollte wissen, ob du mit essen gehst«, sagte Siri und ging um den Tisch herum zu seinem Platz. Sie legte ihm die behandschuhten Finger auf die Schultern. Arvid befreite sich brüsk und stand auf.

»Tut mir leid, aber ich bin sehr beschäftigt, du kannst ja vielleicht Irene oder eins der Mädels fragen.« Arvid wich Siris Händen geschickt aus, lenkte ihre Schritte stattdessen zur Tür, öffnete sie und schob sie mehr oder weniger unsanft hinaus.

Irene sagte zunächst nichts, wirkte aber offensichtlich zufriedener. Dann konnte sie sich die Bemerkung doch nicht verkneifen: »Wie ich sehe, war der Empfang sehr kurz.«

Ohne sie eines Blickes zu würdigen, verließ Siri das Büro und knallte die Tür hinter sich zu. So behandelt man mich nicht, ich bin doch nicht einfach Irgendwer, dachte sie und

klopfte sich ein eingebildetes Staubkörnchen vom Ärmel ihres Mantels.

Carsten hatte die Situation rasch erfasst. Es war elf geworden, bevor Karin auftauchte, und nicht nur die Müdigkeit war schuld an ihren rotgeränderten Augen. Er kam mit zwei Tassen Kaffee in ihr Zimmer und sagte dann ohne Umschweife: »Ich will, dass du diese Ermittlung führst, Karin.« Er hob die Hände und bat sie, mit der Antwort zu warten, bis er ausgerechnet hatte.

»Du bist wie geschaffen dafür. Bei deinen Erfahrungen. Schon vom Kripo-Einsatzdienst her, wo du immer als erster Mann am Tatort warst ...«

»Als erste Frau«, korrigierte sie und nahm einen Schluck vom Kaffee, was ihre Geschmacksnerven protestieren ließ.

»Ja, ich weiß. Das Zeug hat schon eine Weile gestanden. Sorry.« Carsten stellte die eigene Tasse auf den Schreibtisch und fuhr fort: »Hier bei uns bist du ja schon bei einigen Ermittlungen dabei gewesen. Und was wir beobachtet haben, hat uns gefallen. Sieh das hier jetzt als sanften Einstieg. Als Erstes muss geklärt werden, wann er gestorben ist. Soweit ich beurteilen kann, ist er bereits eine ganze Weile tot, also geht es um richtige alte Detektivarbeit. Na, was sagst du?«

Karin schloss die Tür des Magazins und ging mit dem neuen Ordner zu ihrem Schreibtisch. Dort beschriftete sie das Etikett mit »Pater Noster«, dem Namen ihrer ersten eigenen Ermittlung. Zunächst übertrug sie ihre Notizen vom Vortag. Dann stellte sie eine Liste der Kontaktpersonen auf.

Es war ein äußerst unruhiges Frühlingswochenende gewesen, und der Mann aus dem Vorratskeller genoss wohl kaum oberste Priorität. Karin setzte sich erst gar nicht, als sie in der Universitätsklinik am Medicinarberget anrief, in deren

Rechtsmedizinische Abteilung man die Leiche gebracht hatte. Zur Obduktion hatte Margareta Rylander-Lilja noch keine Zeit gefunden. Karin hörte die Gerichtsmedizinerin am Hörer zögern, bevor sie weitersprach: »Ich weiß, was du fragen willst, und stelle ungern Vermutungen an, aber er muss da ziemlich lange gelegen haben.« Margareta redete langsam und sorgfältig, äußerte nie etwas Voreiliges, und wenn man genau hinhörte, konnte man einen letzten Rest ihres Dalar-na-Dialekts ausmachen, den sie in vielen Jahren nahezu ganz ausgemerzt hatte.

»Wenn man nun doch etwas sagen würde. Wie lange ungefähr, über den Daumen gepeilt?«, fragte Karin und dachte, dass die Verjährungsfrist bei Mord in Schweden fünfundzwanzig Jahre betrug. Einen Moment lang blieb es still. Dann erwiderte Margareta: »Ich würde sagen, zwischen zwanzig und vierzig Jahren. Genauere Informationen kann ich erst später liefern. Bis dahin könnt ihr euch ja seine Sachen vornehmen, um zu sehen, ob sie sich zeitlich einordnen lassen. Schön zu hören, dass du die Ermittlung führst. Jetzt bekomme ich Besuch, aber ich melde mich.«

Karin blieb mit dem Hörer in der Hand stehen, die Worte der Gerichtsmedizinerin hatten ihr Herz erwärmt und das Blut in die Wangen getrieben. Gleichzeitig hoffte sie, dass sie den Erwartungen gerecht werden konnte.

Sie saßen in Carstens Zimmer und diskutierten die Frage, warum man jemanden einmauerte und warum derjenige, der eingemauert wurde, keinen Widerstand geleistet hatte.

»Er muss bereits tot gewesen sein«, sagte Karin.

»Aber warum macht man sich die Mühe, ihn einzumauern? Es wäre doch einfacher gewesen, ihn im Meer zu versenken«, hielt Carsten dagegen.

Karins Mobiltelefon klingelte.

»Ja, hallo. Sicher.« Sie warf einen Blick auf ihre Uhr:
»Passt genau.«

Mit einem Lächeln sagte sie zu Carsten: »Das war ein pensionierter früherer Polizist aus Marstrand. Mit Namen Sten Widstrand. Er hat von der Leiche gehört und glaubt, behilflich sein zu können. Ich fahre hin und höre, was er zu sagen hat.«

»Kannst du Folke mit hinzuziehen?«, fragte Carsten.

Karin lachte bereits, als sie begriff, dass es Carsten ernst war.

»Am liebsten nicht.«

Schweden war ein schönes Land, er konnte es nicht leugnen, als er jetzt um zehn Uhr morgens an Bord der Fähre zwischen Koön und Marstrandsön stand. Vielleicht lag es an seinen schwedischen Genen, dass er das so empfand. Obwohl er in Rinteln, einer kleinen deutschen Märchenstadt mit schönen alten Fachwerkhäusern aufgewachsen war, hatte er sich dort nie heimisch gefühlt. Als ihm die Eltern erzählt hatten, dass er adoptiert worden war, hatte er das Gefühl, dass jetzt alles seinen richtigen Platz erhielt, doch damit fing auch das Suchen an. Er musste einfach seinen Ursprung ergründen.

Er hatte eine Ausbildung als Journalist, und nach einer zeitweiligen Anstellung bei einer größeren Tageszeitung hatte er beschlossen, auf eigenen Füßen zu stehen. Als freiberuflich tätiger Mitarbeiter mailte er seine Artikel von überallher an die deutschen Auftraggeber. Das Geld wurde ihm aufs Konto überwiesen, und er reiste zum nächsten Ort weiter. Im letzten Halbjahr war er in Dänemark gewesen, und jetzt befand er sich also in Schweden. Insgesamt hatte er vierzehn Artikel über das Land geschrieben, über rote Häuser, die Grundsteuer und alle technischen Details im Zusammenhang mit einem Hauskauf. Die Nachfrage nach seinen Artikeln war über Erwarten groß. Als er von Österlen berichtet hatte, war der dor-

tige Grundstückserwerb durch deutsche Käufer gewaltig in die Höhe geschellt. Dieses riesige deutsche Interesse fand nicht nur positiven Widerhall. Wenn die einheimische Bevölkerung wählen könnte, hätte sie schwedische Nachbarn aus der näheren Umgebung vorgezogen.

Die Touristeninformation von Marstrand war jetzt, vor Beginn der Saison, noch nicht geöffnet, aber er hatte auf eigene Faust eine Familie gefunden, die bereit gewesen war, ihm die Wohnung im Souterrain ihres Marstrander Hauses zu vermieten. Die Bleibe war nicht groß, bestand nur aus Zimmer und Küche, in der ein altertümlicher Herd für Holzfeuerung stand, auf den er großen Wert legte. Mit der Familie teilte er sich ein frisch renoviertes Badezimmer und die Waschküche. Zu Letzterer gehörte auch ein Nebengelass mit beheiztem klinkergepflastertem Boden und einem Trockengestell, an das er seine nasse Taucherausrüstung hängen konnte. Zusammen mit der gestreiften Katze verfügte er über einen eigenen Eingang, die Katze benutzte allerdings die Luke in der Tür.

Fast jeden Tag machte er Feuer im Herd. Es gefiel ihm heimzukommen, den Korb zu greifen und im Schuppen Brennholz zu holen. Er füllte auch einen für Sara, die Frau des Hauses, in dem er zur Miete wohnte. Er sprach nur selten mit ihr, stellte ihr den Korb, mit einem Jutesack zugedeckt, einfach vor den Eingang.

Neben dem Herd befand sich eine Aussparung für Brennholz in der Mauer. Er nahm etwas Zeitungspapier und ein paar trockene Späne und machte Feuer. Als die Flammen loderten, legte er Holz nach. Den Rest stapelte er in der Aussparung. Die Wärme des Feuers war wunderbar. Es war so echt, selbst die Seele schien es zu erwärmen, und er kochte sein Essen lieber hier auf diesem Herd, als dass er den modernen Elektroherd in der Küche benutzte.

Vielleicht waren es Betrachtungen dieser Art, die seine Artikel so begehrt machten, seine Fähigkeit, auch kleine Dinge zu sehen, Details hervorzuheben, so dass die Leser teilhaben konnten am Prasseln des Birkenholzfeuers und dem Duft der leise köchelnden schwedischen Erbsensuppe.

Bei seinen Recherchen hatte er schließlich auch den Namen seiner biologischen Mutter herausgefunden – was ihn hierher nach Marstrand geführt hatte. Es war nicht einfach gewesen und hatte ihn so manchen Euro gekostet. Über seinen Vater hatte er noch nichts in Erfahrung gebracht, mittlerweile war er aber geschickt darin, Spuren zu verfolgen und vergessene oder absichtlich verborgene Tatsachen aufzudecken. Zwar wäre es einfacher gewesen, wenn er Schwedisch gesprochen hätte, aber seine blauen Augen und sein ehrliches Aussehen hatten ihm mehr als einmal unerwartet Türen geöffnet. Heimatvereine, Kirchenbücher und kleine Ortsbibliotheken mit engagierten, kundigen Bibliothekaren waren die reinsten Fundgruben.

Bereits mehrmals hatte er die Frau gesehen, die, wie er jetzt wusste, seine richtige Mutter war. Aber er hatte keine Ahnung, wie er sich ihr nähern und ob er es tun sollte. Sich bei Mitgliedern ihrer Familie einzumieten, war ein erster Schritt gewesen. Er beobachtete sie beim Einkauf im Laden und wenn sie am Kai spazieren ging. Einmal war er ihr hinterhergerannt, als sie ihre Fährkarte verloren hatte, und ihrer beider Hände hatten sich kurz berührt. Er fragte sich, ob die Hände der Frau ihn erkannt hatten, das Blut, das in seinen Adern floss. Sie hatte ihm lächelnd gedankt, und er war stehen geblieben und hatte ihr hinterhergeblickt, als sie zur Fähre geeilt war. Erst als das Schiff mit ihr an Bord abfuhr, hatte er sich umgedreht und war dem Weg zur Bibliothek gefolgt, den man ihm beschrieben hatte.

Die Bibliothek von Marstrand logierte im Erdgeschoss des Rathauses, eines einfachen, aber schönen Steingebäudes, gelegen an dem offenen Platz, über den die Krone der großen Silberpappel ihren Schatten wandern ließ. Graziös verzierte Veranden, an denen die Farbe abblätterte, warteten geduldig auf dringend notwendige Pinselstriche, während die Besitzer noch immer diskutierten, ob man altbewährte Ölfarben benutzen sollte oder besser neue, erst kürzlich entwickelte Materialien.

Von der kopfsteingepflasterten Långgatan neben der Silberpappel konnte man außer dem Rathaus auch die Rückseite des Gesellschaftshauses erblicken, und rechter Hand lagen das Meer und die nördliche Hafeneinfahrt. Hatte man die Silberpappel im Rücken und legte den Kopf in den Nacken, sah man oben auf der Höhe die Festung Carlsten thronen. Die schmale Straße führte den steilen Festungshang hinauf, der eng gesäumt war von alten niedrigen Häuschen.

Markus hatte zuerst den Heimatverein aufgesucht. Das weiße Holzgebäude lag hinter dem Rathaus, umgeben von einem weißen Bretterzaun. Dort zeigte man gerade eine Fotoausstellung: »Marstrand gestern und heute«. Seinen Fragen begegnete man mit großem Entgegenkommen, ganz besonders, weil er sich ebenso für Dinge interessierte, die sich unter wie über Wasser befanden. Zahlreiche Schiffe waren im Umkreis Marstrands in den berühmten Kopparnagarna-Schären gesunken. Markus liebte es, sich all die verborgenen Schätze unter der Meeresoberfläche vorzustellen, die viel schwerer zugänglich und dank der sauerstoffarmen Umgebung oft weitaus besser erhalten waren als alles an Land.

Zwei Wochen hatte er gebraucht, um das Fotoarchiv des Heimatvereins durchzugehen, aber schon nach vier Tagen hatte sich der Besuch für ihn gelohnt. Er hatte nicht nur die enthusiastischen Leute des Vereins kennengelernt, nein, er

war auch auf interessante Fotos gestoßen. Die Serie, an die er in erster Linie dachte, war 1963 von einem Berufsfotografen aufgenommen worden und zeigte jeden einzelnen Gast, der im Spätsommer desselben Jahres an einem Fest in Doktor Lindners Villa auf Klöverön teilgenommen hatte. Die Villa war äußerst schön gelegen, direkt am Albrektssunds-Kanal, und noch mehr als für die anwesenden prominenten Geladenen interessierte sich Markus für ein auf dem Kanal befindliches Segelboot. Paar um Paar war am Ufer mit erhobenen Champagnergläsern abgelichtet worden, während das Segelboot im Hintergrund vorüberfuhr. Zwei Männer und zwei Frauen waren an Bord. Er wusste jetzt, dass die Frau auf dem Bild Nummer fünf, die mit dem Gesicht zum Fotografen im Cockpit saß, seine Mutter war. Jetzt blieb nur noch die Frage offen, wer von den beiden Männern sein Vater war.

4.

Karin hätte sich gewünscht, dass ein anderer Kollege sie begleitete, jetzt aber saß sie hier mit Folke am Steuer im Wagen. Nicht nur Folkes Gesellschaft verdarb ihr die Laune, sondern auch die Tatsache, dass er sich geweigert hatte, von der Straße abzubiegen, um bei McDonald's in Kungälv einen Kaffee zu holen. Er hätte schließlich den Dokumentarfilm gesehen und wüsste, was passierte, wenn man Fast Food aße. In anschaulichen Worten und belehrendem Tonfall berichtete er Karin davon. Folke war nicht nur ein engagierter Leser des Magazins »Test & Rat«, was keinem in seiner Umgebung verborgen bleiben konnte, sondern auch eifriger Abonnent der Zeitschrift »Leib und Seele«. Karin dachte, dass der Tag lang werden würde, wenn sie sich schon jetzt in die Haare kriegten. Dennoch versuchte sie ihm zu erklären, dass sie ja nur eine Tasse Kaffee gewollt hatte. Diesen Kaffee vermisste sie ungemein, als das Auto nun auf Koön geparkt war und sie auf die Fähre warten mussten, die sie zur Marstrandsön hinüberbringen sollte. Die blaue, an einem Stahlseil laufende Fähre schien zu äußerst ausgefallenen Zeiten zu verkehren.

»Sieben Minuten nach jeder vollen Viertelstunde«, hatte das dunkelhaarige Mädchen vom Kiosk gesagt, bei dem sie die Fahrscheine erstanden hatten. Als Karin noch immer fragend blickte, hatte sie einen Fahrplan hervorgezogen, die entsprechende Seite aufgeblättert und ihn Karin gereicht. »Von Koön nach Marstrandsön 12.07, 12.22, 12.32, 12.52.« Karin bedankte sich und steckte den Fahrplan ein. Die Fähre war

voller Handwerker, die vermutlich Mittag gemacht hatten und nun auf dem Rückweg waren. Sowohl Schweden als auch Polen. Karins Blick wurde von einem Mann angezogen, der schräg vor ihr stand. Er trug eine dunkelblaue Hose und einen weißen Strickpullover mit kleinem Emblem auf der linken Brustseite. Die Glatze wurde von einer Sportmütze verdeckt, auch sie ein Markenprodukt. Eine laute Stimme in ihrem Rücken ließ Karin zusammenfahren.

»Hallo, Per!« Ein Mann mit einer jüngeren Frau im Schlepptau bahnte sich seinen Weg zwischen den Blaumännern. Er redete so geräuschvoll, als sei der Angesprochene gehörigeschädigt.

»Ach, schau an, hallo. Was machst du denn in dieser Gegend?« Der Mann in den Markenklamotten sprach mit affektierter nasaler Stimme. Alle spielten P. G. Gyllenhammar, dachte Karin.

»Wollte mal nach Marstrand rüber, mit meiner Frau.« Der Mann schob seine Begleiterin nach vorn.

Er schien genau der Typ zu sein, der sie als seinen Besitz betrachtete, war Karins Überzeugung.

»Irina«, sagte die Frau und streckte die Hand aus. Sie trug einen viel zu kurzen Rock und High Heels. Perfekt zum Spaziergehen auf Kopfsteinpflaster, dachte Karin. Die Lippen der Frau waren unnatürlich füllig, genau wie ihr Busen. Die Haare waren platinblond, doch am Ansatz dunkel. Der Mann, der sie an der Hand hielt, schien mächtig stolz zu sein.

»Per«, sagte der Angesprochene und legte die Finger an die Sportmütze. »Enchanté«, fügte er in seinem besten Schulfranzösisch hinzu und küsste der Frau die Hand.

»Ui, ui, hier muss ich wohl dazwischengehen«, scherzte Irinas Gatte.

Karin seufzte indigniert. Himmel noch mal. Die Männer sprachen weiter über den Kopf der Frau hinweg.

»Ich bin ja eine neue Ehe eingegangen.«

»Habe es gehört. Gratuliere! Eine Tour hier raus ist ja immer schön.«

»Stimmt. Wie laufen die Geschäfte?«

»Gut. Verdammt gut«, erwiderte Per.

»Wie viele Schiffe habt ihr denn jetzt?«

»Äh, tja, es sind wohl elf, und dann sind da noch ein paar, bei denen wir Teileigner sind«, antwortete Per mit lauter Stimme und hoffte, dass möglichst viele hörten, was für ein verdammt cleverer Geschäftsmann er war. Mein Gott, dachte Karin. Folke schaute aufs Wasser und nach den Vögeln und schien gänzlich uninteressiert an dem Gespräch vor ihnen.

»Also wir haben in Polen gewaltig expandiert. Du weißt ja, wir vermitteln polnische Arbeitskräfte.«

»Ja, genau, wie interessant«, sagte Per, doch klang es keineswegs so, als meinte er das auch.

»Vielleicht können wir ja mal vorbeikommen und Anita begrüßen?«

»Sicher, das wäre bestimmt sehr nett, aber gerade heute ist es etwas ungünstig.« Der Mann, der sich als Per vorgestellt hatte, räusperte sich. Karin konnte sich das Grinsen nicht verkneifen. Per hatte nicht die geringste Lust auf einen Besuch der beiden.

»Ich hätte ein Geschäft vorzuschlagen, das dich vielleicht interessiert.«

»Ja also, unsere Pläne lassen sich möglicherweise ändern. Hast du eine Karte, dann rufe ich dich auf dem Handy an.«

Der Mann wühlte in seinen Taschen, fand aber nichts und nahm stattdessen die glatte, mit einem blauen Anker bedruckte Karte von Per entgegen. Mit einem Rums legte die Fähre an der Insel Marstrand an, und die Schranken gingen hoch, um die Fahrgäste an Land zu lassen.

Das Zeichen war gekommen. Traurig, aber auch voller Freude hatte sie das eingesehen. Eine Zeitlang blieb sie noch mit dem Kuvert in ihrer runzligen Hand sitzen und schaute es an. Dann zog sie den Mantel an und schloss die Tür hinter sich. Beim Briefkasten blieb sie stehen und sah sich um. Menschen gingen die Straße mit raschen Schritten entlang. Mehrere rannten fast, meist zum Bus oder zur Straßenbahn. Heutzutage schienen es alle eilig zu haben. Wer Eile hatte, war schließlich wichtig, wurde von der Gesellschaft gebraucht. Irgendjemand wartete auf genau diese Person. Ein Kind in der Kita, ein Personalchef vor einem Einstellungsgespräch, vielleicht stand auch eine Planungssitzung an, oder man musste einen Arzttermin wahrnehmen. Wer langsam ging, war alt, arbeitslos oder krank.

Ehrfürchtig zog sie das Kuvert heraus und ließ es im Bauch des Briefkastens verschwinden, nachdem sie sich zunächst vergewissert hatte, dass die Briefmarke fest an ihrem Platz klebte. Sie verbeugte sich kurz, als sei der Briefkasten ein Sarg bei einer Beerdigung, und in gewisser Weise stimmte dieser Vergleich nur zu gut. Dann drehte sie sich um und ging den Weg langsam wieder zurück. Jetzt waren andere an der Reihe.

Das Haus war eins von denen, die noch immer eine Verkleidung aus Eternitplatten hatten. »Widstrand« stand an dem weißen Metallbriefkasten. »Keine Werbung bitte« verkündete ein Aufkleber, dicht über dessen Verzierung – einem roten Schiff auf Meereswellen. Das Schiff war viel zu klein im Verhältnis zu dem an Bord stehenden Mann. Folke drückte auf die Klinke und schob die Tür zum Vorgarten auf, ohne an Karin zu denken, die hinter ihm ging und sie gegen das Schienbein bekam.

»Ist es zu viel verlangt, dass du einem die Tür aufhältst?«, fragte sie verärgert.

»Was? Oh, Entschuldigung.«

Zwei weiße Porzellankatzen mit blauen Augen und rosa Schleifen am Hals saßen sich am Fenster zwischen den Spitzenstores gegenüber. Ein altes Lastenmoped mit passend gearbeiteter Plane parkte auf der Schotterauffahrt.

Die Steine knirschten unter den Schuhsohlen. Sie waren von einer Größe, dass sie garantiert in ihren derben Sohlen stecken blieben und später mit einem Stöckchen herausgepult werden mussten. Karin klopfte an die Haustür aus lackiertem Holz. Die dünne Glasscheibe im oberen Teil klirrte, Schritte aber waren nicht zu hören. Ein schwacher Duft nach Frischgebackenem drang zu ihnen heraus. Karin klopfte noch mal.

»Ja, ja, einen Moment«, rief ein Mann und erhob die Stimme dann noch mehr: »Elise, es klopft an der Tür!«

Eine kleine Frau mit kurzem hellgrauem Haar und munteren Augen öffnete mit dem Ellbogen. Sie trug eine gestreifte Schürze, die mit Mehl bestäubt war und fast zweimal um ihren dünnen Körper reichte.

»Kommt bitte herein. Könnt ihr die Tür hinter euch zumachen?« Sie sprach mit lauter Stimme und zeigte auf ihre mehligten Hände. Karin trat auf die Dielen im Flur und fragte sich, ob man auf dem dort liegenden Teppich laufen durfte oder ob er nur als Schmuck diente. Die Tapete des Korridors stammte noch aus den siebziger Jahren, und an der rechten Wand standen eine Flurgarderobe mit Haken für Mäntel und Jacken und ein kleiner Schemel mit wuscheligem rosa Kissen zum Draufsitzen. Sie wich dem Teppich aus und begann sich die Schuhe aufzubinden, mit aller Vorsicht, damit der Holzfußboden nicht von den in der Sohle festsitzenden Steinchen zerkratzt wurde. Folke zog die Tür hinter sich zu, die aber wieder aufging.

»Du musst die Klinke anheben und gleichzeitig ziehen«, erklärte die Frau mit der Schürze. Ein Wecker rasselte in der Küche. Sie schien ihn nicht zu hören.

»Der Wecker«, sagte Karin und wies in die Richtung, aus der das Geräusch kam. Die Frau sah sie verständnislos lächelnd an.

»Elise. Es hat geklingelt!«, brüllte der Mann, dessen Gesicht sie noch nicht gesehen hatten. Die Aufforderung ließ die kleine Frau mit hastigen Schritten aus dem Flur verschwinden. Sie hörten eine Backofentür zufallen und das Klappern eines Blechs, das auf den Herd gestellt wurde, bevor sie wieder zurück war, umgeben von einer Wolke Kuchenduft. Karin sog ihn tief ein.

»Sten sitzt im Wohnzimmer, bitte tretet ein.« Sie zeigte den Weg mit einem der gehäkelten gelben Topflappen, die sie doppelt gefaltet in der Hand hielt.

Ein Mann mit schütterem Haar saß in weißem Hemd und beigefarbener Strickweste in einem Armlehnsessel. Zwei Krücken lehnten neben ihm. Die mit karierten Socken bekleideten Füße steckten in einem Paar hässlicher Sandalen. Die Riemen gaben sich alle Mühe, die geschwollenen Füße drinnen zu halten. Karin ging zu dem Mann und gab ihm die Hand. Eine erstaunlich moderne Armbanduhr zierte sein Handgelenk.

»Nehmt Platz«, sagte er. Folke und Karin setzten sich auf die weinrote Plüschcouchgarnitur. Sie wirkte wie neu. Sten und Elise gehörten zu der Generation, bei der die gute Stube nur benutzt wurde, wenn Gäste kamen, wodurch der Verschleiß des Fußbodens gleich null war. Karin dachte an ihre eigene Generation, die der siebziger Jahre, die zwischen Küche, Essecke und Wohnzimmer Wände herausschlug, so dass eins ins andere überging.

Der blankpolierte Holztisch zwischen der Couch und Stens Sessel war mit einem schönen weißen Kaffeegeschirr mit Goldmuster gedeckt.

»Elise bringt gleich Kaffee und Kuchen. Sie trinken doch Kaffee?«

»Danke, gern«, sagte Karin. Jetzt aus der Nähe bemerkte sie, dass die Haut des Mannes total vernarbt war. Seine hellgrauen Augen waren auf sie gerichtet. Die Farbe der Augen war schön, aber ihnen fehlte Wärme, und der Blick war prüfend. Die Nase des Mannes sah aus, als sei sie voller Knoten oder Warzen. Karin bemühte sich, nicht zu starren.

»Mir ist klar, dass mein Anruf euch vielleicht erstaunt hat, aber in einem so kleinen Ort wie diesem lässt sich nur schwer etwas geheim halten. Sobald die Polizei nach Pater Noster gefahren war, ging das Gerede los und auch die Spekulationen darüber, was dort wohl passiert ist.«

»Nach Hamneskär«, berichtigte Folke.

»Wie bitte?«, fragte Sten.

»Die Insel heißt doch wohl Hamneskär? Wenn ich die Sache recht verstanden habe, ist Pater Noster der Name des Leuchtturms. Du sagtest Pater Noster zu der Insel«, fuhr Folke fort.

Karin warf ihm einen scharfen Blick zu. Sten schien verwundert, erwiderte dann aber: »Ja, das ist richtig. Die Insel heißt Hamneskär, hier draußen sagen aber fast alle Pater Noster, wenn sie die Insel meinen.«

Karin sah ein, dass es das Beste war, Folke zu stoppen, und wandte sich an Sten: »Du warst hier also Polizist?«

Sten erzählte, dass früher ein Polizeirevier auf Marstrand existiert hatte und sie dort zu dritt gearbeitet hätten. Eine Bank, zwei Schuster, drei Lebensmittelläden, ja, alles hatte es hier gegeben.

»Das war noch vor der Zeit der großen Einsparungen«, erläuterte er.

Elise erschien in der Tür mit Kaffee und frisch gebackenen Zimtschnecken auf dem Tablett. Wie reizend von ihr, dachte Karin, als die Frau den dampfenden Kaffee einschenkte, bevor sie sich am Ende des Tisches in den freien Sessel setzte. Sie hatte die Schürze abgelegt, aber an ihrer Stirn und in den Haaren klebte noch Mehl.

»Die Zimtschnecken sind echt gut. Ja also, du hast ein bisschen Mehl an der Stirn«, sagte Karin zu ihr.

»Was hast du gesagt?«, fragte Elise.

»Die Zimtschnecken sind echt gut«, wiederholte Karin mit lauter Stimme.

»*Wirklich gut*«, mischte sich Folke ein. »Die Zimtschnecken sind *wirklich* gut. *Echt* kann zum Beispiel ein goldener Ring sein, aber kein Kuchen.«

»Mein Kollege ist sehr an Sprache interessiert«, sagte Karin, um die Sache herunterzuspielen.

»Wie interessant«, sagte Elise. »Schön zu hören, dass die Zimtschnecken echt gut waren.«

»Was ist in der Füllung?« Karin versuchte, vom Thema Sprache wegzukommen.

»Außer Zimt noch Äpfel und ein bisschen Butter.«

Ganz schön viel Butter, dachte Karin und nippte an ihrem Kaffee. Frisch gebackene Zimtschnecken und Kaffee waren einfach eine himmlische Kombination. Es war idiotisch, so etwas in sich hineinzustopfen, wenn man Hunger hatte und eigentlich Mittag essen sollte, aber sie konnte sich nicht zurückhalten und nahm eine weitere Schnecke. Die war außen herrlich knusprig und innen warm und buttrig. Das ganze Jahr lang musste Karin lediglich auf gute Soßen und spätabends auf belegte Brote verzichten, und ihr Gewicht blieb, wie es

war. Nahm sie aber, und das mit schlechtem Gewissen, nur ein einziges Mal ein Käffchen mit Gebackenem nach dem Abendessen, kniff gleich ihre Hose in der Taille. Sie versuchte den Gedanken an Gewicht und Hosengrößen zu vertreiben und die Zimtschnecke einfach nur zu genießen. Man konnte die Sache ja auch anders sehen. Wie groß wäre wohl Elises Enttäuschung, wenn Karin das Frischgebackene nicht probierte! Sie machte der alten Dame schließlich eine Freude, wenn sie noch eine Zimtschnecke nahm. Es war also eigentlich eine gute Tat. Folke schien den Mund mit dieser guten Tat voll zu haben, und Karin nutzte die Gelegenheit, Sten zu fragen, was er gehört hatte.

Ihm war zu Ohren gekommen, dass man auf Pater Noster eine Leiche gefunden hatte. Während der Jahre, die er als Polizist tätig gewesen war, hatte es nur einige wenige Personen gegeben, die auf die eine oder andere Weise verschwunden und nie wieder aufgetaucht waren. Er hatte die Namen noch immer auf einer Liste notiert, die fein säuberlich in einem schon bereitstehenden Ordner abgeheftet war. Karin schaute sich die Liste an. Neun Namen standen darauf. Sechs Männer und drei Frauen.

»Ist die entsprechende Person dabei?«, fragte Sten.

Karin hatte bereits angefangen, die Namen in ihr Notizbuch zu übertragen, und überlegte, wie viel sie dem alten Polizisten erzählen sollte.

»Du hast nicht zufällig auch Fotos von den Vermissten?«, fragte sie.

»Aha«, sagte Sten. »Ihr wisst also nicht, wer er ist.« Er ließ Karin nicht aus den Augen.

Sie seufzte. Es war also bereits durchgesickert, dass es sich um einen Mann handelte. Andererseits war ihr Gegenüber Polizist, oder jedenfalls war er Polizist gewesen, wie Folke sagen würde. Der öffnete den Mund, um etwas loszuwerden,

aber Karin übernahm schnell wieder das Kommando. Man konnte nie wissen, was aus diesem Munde kam, und Karins manchmal etwas voreilige Fragen waren mit Sicherheit besser als Folkes gründlich durchdachte.

»Nein«, antwortete Karin. »Wir wissen nicht, wer er ist.« Sie blickte erst zu Folke und dann zu Sten.

»Trennblatt Nummer fünf«, sagte Sten. »Dort befinden sich im Ordner Fotos von allen.« Er lächelte und berichtete kurz über die Fälle.

Elise schüttelte den Kopf, als sie die Namen hörte, und sagte »wie traurig« und »so jung«.

Folke und Karin schauten sich die Bilder an.

»Erkennt ihr ihn?«, fragte Sten neugierig.

Karin begriff, über welch erstklassigen Tratsch man verfügen würde, wenn man erzählen könnte, wer im Vorratskeller draußen auf Pater Noster gefunden worden war. Aber obwohl der Mann hier ein früherer Polizist war, mussten zuerst die Angehörigen unterrichtet werden.

»Schwer zu sagen, ob es jemand von denen ist«, gab Folke etwas unbestimmt zur Antwort. Ein ungewöhnlich vernünftiger Kommentar aus seinem Munde.

»Es muss ja auch niemand von denen sein«, ergänzte Karin. »Vielleicht ist es jemand ganz anders, der nicht mal als vermisst gemeldet wurde.«

Sten sah beide prüfend an und schien enttäuscht.

»Ihr könnt den Ordner ausleihen, wenn ihr wollt, ich hätte ihn nur gern zurück. Es ist wohl nicht ganz richtig von mir, ihn hier zu Hause zu behalten, aber, wie gesagt, das sind ja derart alte Sachen ...« Sten massierte sein schmerzendes Bein. »Ich hoffe, er nützt euch was, dort findet ihr alle Berichte und auch die Umstände des Verschwindens dieser Personen.«

Karin bedankte sich für den Ordner und für den Kaffee. Sten machte Anstalten aufzustehen, sank jedoch mit einer Grimasse in den Sessel zurück. Karin drückte ihm die Hand und versprach, dass sie sich wieder melden würde. Elise begleitete sie in den Flur. Sie rieb sich nervös die Hände, als hätte sie Handcreme aufgetragen, die nicht richtig einziehen wollte.

»Ihr solltet mit Marta reden«, sagte sie vorsichtig.

»Wer ist das?«, erkundigte sich Karin.

»Marta Striedbeck. Sie weiß so gut wie alles.«

Sten stand, auf seine Krücken gestützt, in der Türöffnung und schaute sie sichtlich irritiert an.

»Wohnt sie hier draußen?«, fragte Karin rasch, damit Elise es sich nicht anders überlegte.

»Sie wohnt auf Koön, in der Slottsgatan. Die liegt hinterm Konsum«, erwiderte Elise.

»Coop«, warf Folke ein, worauf Elise »Wie bitte?« sagte.

»Der Laden heißt Coop.«

»Ja sicher, so heißt er heute. Der wechselt alle naselang den Namen. Jedenfalls wohnt sie einen oder vielleicht zwei Häuserblocks dahinter.«

Karin bedankte sich und winkte, als Elise die Tür hinter ihnen zuzog. Die Gardine im Fenster mit den Porzellankatzen bewegte sich, und sie gingen ein Stück die Straße entlang, bevor sie miteinander sprachen.

»Hast du ihn erkannt?«, fragte Karin.

Folke blieb stehen und schlug den Ordner auf. Langsam blätterte er ihn durch, minutiös wie immer.

»Nein, das kann ich nicht behaupten. Es könnte der sein ... oder der ... oder ...«

Die Männer auf den Fotos schauten sie über die Zeit hinweg an. Es ließ sich nicht feststellen, ob der auf Pater Noster Gefundene einer von ihnen war.

Alle Berichte stammten von einem I. Fredelin, mit Ausnahme des Berichts über Arvid Stiernkvist, den Sten selbst verfasst hatte. Die meisten waren kurz und bündig, umfassten maximal zwei mit Maschine beschriebene A4-Seiten, doch der Bericht über Arvids Verschwinden nach einem Segelunfall füllte vier, war gründlich und voller Details. Karins Handy klingelte. Sie hörte zu, hob den Daumen in Richtung Folke und zeigte auf den Hörer.

»Nicht zu glauben! Ja, natürlich. Danke!«

»Das war Roland Lindström. Du kommst nie darauf, was sie gefunden haben.«

Marstrand, 1962

Arvid saß wieder auf der Veranda des Gesellschaftshauses. Als die Kellnerin auftauchte, spürte er, wie enttäuscht er war. Es war nicht sie. Er widerstand zunächst seinem Impuls, nach ihr zu fragen, später aber tat er es dennoch.

»Entschuldigen Sie, Fräulein, die Bedienung, die letzten Samstag hier war ...«

»War etwas nicht zu Ihrer Zufriedenheit?« Die ältere Frau blickte unruhig. Ihr Gesicht war freundlich, aber energisch, die weiße Schürze tadellos gebügelt.

»Nein, nein, alles war bestens. Ich hatte ihr ein Trinkgeld geben wollen, aber ...«

»Samstag«, wiederholte die Frau und überlegte, ihr Gesicht drückte Erleichterung aus. »Wissen Sie, um welche Zeit es war?«

Arvid berichtete, wann sie das Restaurant besucht hatten.

Die Stimme der Frau war voller Wärme und Achtung, als sie erklärte: »Das ist ein äußerst tüchtiges Mädchen, ist ja auch kein Wunder, wenn man unter solchen Bedingungen groß geworden ist.«

»Unter solchen Bedingungen?« Arvid überlegte, wie viel er fragen konnte, ohne suspekt zu wirken.

»Sie heißt Elin Strömmer und ist die Tochter von Axel Strömmer, dem Leuchtturmmeister auf Pater Noster«, sagte die Frau.

Elin Strömmer? Aber natürlich. Das war doch Karl-Axels Schwester. Sie waren sich nur ein paar Mal begegnet, und in den letzten Jahren hatten ihn die Geschäfte der Firma ja auch voll in Anspruch genommen.

»Bitte entschuldigen Sie, Herr Stiernkvist.« Die Kellnerin wies auf einen Tisch, von dem man sie gerufen hatte.

»Selbstverständlich.«

Sie wandte sich zum Gehen, drehte sich aber noch einmal um.

»Möchten Sie, dass ich ihr etwas ausrichte?« Ihre klugen blauen Augen sahen ihn an.

Arvid zögerte, zog dann aber ein Kuvert aus der Innentasche, suchte einen Geldschein heraus und steckte ihn hinein, bevor er das Kuvert versiegelte.

»Können Sie ihr das bitte geben?« Er meinte in ihren Augen Enttäuschung zu lesen, als er den Schein zückte, und fragte sich, was sie wohl sagen würde, wenn sie von dem Brief im Kuvert wüsste.

Er hatte lange an den Formulierungen des kurzen Schreibens gefeilt, völlig unentschlossen, wie er sich ausdrücken sollte. Obwohl auf dem Blatt nur vier Zeilen standen, hatte er genauso viele Abende gebraucht, um sie zustande zu bringen. Jetzt war es zu spät, um sich die Sache anders zu überlegen. Wann würde Elin Strömmer den Brief wohl erhalten?

Der Arzt faltete die Hände und legte sie auf die vor ihm liegende Akte. Per sah ihn an und begriff sofort.

»Krebs?«, fragte er, noch bevor der Arzt etwas sagen konnte.

»Ja«, bestätigte der.

»Verdammt. Und wo?«

»Im Magen. Du musst Schmerzen haben.«

»Mal ja, mal nein. Ich hatte zwar den Verdacht, dass da etwas ist, doch habe ich mich gescheut, dem nachzugehen. Meine Eltern sind beide an Krebs gestorben.«

»Wir wollen noch ein paar weitere Untersuchungen vornehmen ...« Der Mund des Arztes bewegte sich, aber Per war sich nicht sicher, was die Worte, die der Arzt sagte, bedeuteten. »Behandlung ... Bestrahlung ... vitale Organe ... Zellgifte ...«

Per hörte die Worte, aber es war, als würden sie nicht bis zu ihm vordringen. Eine Stunde später stand er auf dem Parkplatz des Krankenhauses und wusste nicht, was er als Nächstes tun sollte. Als er die automatischen Glastüren vor dem Besuch durchschritten hatte, war er ein Mann voller Hoffnung und mit einer Zukunft gewesen, jetzt auf dem Rückweg war er ein anderer. Von den Straßenarbeiten neben dem Krankenhaus roch es stickig nach heißem Asphalt. Er konnte sich nicht erinnern, dass ihm dieser Geruch früher Übelkeit bereitet hätte. Mit ganz neuem Blick schaute er zum Himmel. Eine Schwalbe flog dort oben, bevor sie im Sturzflug auf den Eingang der Klinik hinabstieß. Die Frühlingssonne schien, und Schneeglöckchen und Krokusse hatten sich aus der feuchten Erde geschoben, obwohl sie auf der Nordseite standen.

Er hockte sich hin und betrachtete die schwarze Erde im Beet an der Notaufnahme. Nahm eine Handvoll davon auf und schloss die Finger um die feuchte Masse. »Denn du bist Erde und sollst zu Erde werden.« Woher ihm dieser Gedanke kam, wusste er nicht, doch hatte der zur Folge, dass er die Erde hastig fallen ließ. Er stand auf und wischte die Hände an

der dunklen Hose ab, die dadurch zwar schmutzig wurde, aber das war wirklich seine geringste Sorge. Er war nicht gerade Gottes liebstes Kind gewesen, darüber war er sich völlig im Klaren. Aber müsste es nicht auch zählen, wenn man bereute und versuchte, die Dinge ins Lot zu bringen, bevor es zu spät war? Die Frage war nur, ob es das nicht bereits war. Es gab nicht gerade wenig, was er sich vornehmen musste, und er hatte keine Ahnung, wie viel Sand noch im Stundenglas übrig war.

Mit entschlossenen Schritten ging er zum Wagen. Steckte den Schlüssel ins Schloss, öffnete die Tür und setzte sich hinein. Er ließ den Motor an und fuhr rückwärts aus der Parklücke, bevor er den Schalthebel auf F stellte. Ein Mann kam vom Eingang, der einen Rollstuhl mit einer gravierend übergewichtigen Frau vor sich herschob. Sie trug ein unvorteilhaftes, klein geblühtes Kleid, das mehr einem Zelt als einem Kleidungsstück glich. Gott, wie war sie nur in den Rollstuhl hineingekommen, dachte er zuerst, dann fiel ihm ein, dass er ein besserer Mensch werden wollte, und er versuchte, Sympathie für die Frau zu empfinden, die ja vielleicht krank war. Schwer war sie jedenfalls, denn das Gefährt bewegte sich nur langsam vorwärts. Statt zu bremsen und die Leute auf dem Fußgängerüberweg des Krankenhauses vorbeizulassen, trat er aufs Gas. Der Mann zerrte den Rollstuhl zurück und erhob drohend die Faust. Die Frau schrie auf. Ihr habt bestimmt noch mehr Zeit zum Leben als ich, dachte er und verließ das Krankenhausgelände.

5.

Per betrachtete das handgeschriebene Kuvert. Dann drehte er es um und las den Absender. Rolf Larsson. Der Name sagte ihm nichts. Er bekam nicht oft richtige Briefe. Heutzutage waren es meist E-Mails, und das war absolut nicht dasselbe. Ein Brief wirkte echter, so als sei er mit mehr Sorgfalt und Umsicht geschrieben. Man hatte nicht einfach nur auf »Senden« geklickt.

Seine Schuhe hinterließen schmutzige Spuren auf dem Klinkerboden. Er riss das Kuvert auf dem Weg in die Küche auf. Darin lagen ein kurzes Anschreiben und ein weiteres Kuvert. Auf der Schwelle stehend, las er die wenigen handgeschriebenen Zeilen: »Lieber Per-Uno!« Das hier kam offenbar von jemandem, der ihn nicht kannte. Keiner hatte ihn je Per-Uno, also mit seinem vollen Namen genannt. *»Mein Vater hat 2004 den Nachlass eines Kapitäns zur See namens Karl-Axel Strömmer gekauft. Da mein Vater kürzlich verstorben ist, bin ich seine Hinterlassenschaft durchgegangen und fand einen Brief, den er an Sie adressiert hat. Er liegt bei. Sollten Sie weitere Fragen haben, erreichen Sie mich unter ...«*

Per zog die Schuhe aus. Die Telefonnummer beachtete er nicht. Stattdessen fiel sein Blick auf das zweite Kuvert in seiner Hand. Dort stand sein Name, fein säuberlich in altmodisch verschnörkelter Schrift geschrieben: Per-Uno Lindblom. Es sah so feierlich aus. Er wollte das Kuvert nicht aufreißen, sondern ging in die Bibliothek und nahm den Brieföffner aus

dem englischen Schreibtisch. Das Modellschiff, das ihm Karl-Axel geschenkt hatte, als er sein Kapitänspatent bekam, hing an zwei Messinghaken von der Decke. Sie hatten es gemeinsam dort aufgehängt, Karl-Axel und er, nach langer Diskussion, in welche Richtung der Bug weisen sollte. Wohin war das Schiff unterwegs, auf nördlicher Route nach Lysekil oder einem anderen Hafen Bohusläns, oder vielleicht gen Westen, nach Dänemark oder England? Oder fuhr es südwärts Richtung Deutschland? Einen halben Tag hatten sie gebraucht, um sich die Fracht und den Bestimmungsort zu überlegen und die für die Jahreszeit typischen Windrichtungen zu berücksichtigen. Zur selben Zeit renovierten sie das Zimmer, früher hatte es einem seiner Söhne gehört, und gestalteten es zur Bibliothek um. Zusammen mit Karl-Axel hatte er die dunkle Tafelung angebracht. Die Arbeit war zeitraubend, und Anita fand es unpassend, dass sie, statt das Zimmer fertigzustellen, einen halben Tag über die Route des Modellschiffs diskutierten. Per hatte seit damals nichts daran geändert, nur ein Spotlight mit integriertem Dimmer anbringen lassen, auch das nach Karl-Axels Anweisungen. Das Licht war genau auf das Schiff gerichtet.

Per erinnerte sich daran, als sei es gestern gewesen. Mit fünfzehn hatte er seine weinende Mutter verlassen und war zur See gegangen. Die erste Reise führte ihn nach Rio. Das große weiße Schiff hatte in Göteborg gelegen, wo er angeheuert hatte. Die M/S Ryholm der Schwedischen Amerika-Linie. Er war die Gangway erst zur Hälfte hinaufgestiegen, als ihn ein Mann mit einem Lächeln an Bord willkommen hieß. Es war der Erste Offizier Karl-Axel Strömmer, braungebrannt und muskulös und der kompetenteste Seemann, dem Per in seinem ganzen Leben begegnet war. Wenn Karl-Axel das große Schiff geführt hatte, durfte Per mit auf Wache gehen. Per war vaterlos aufgewachsen, und Karl-Axel hatte nie

einen Sohn gehabt. Die beiden fanden sofort zueinander, und Karl-Axel brachte dem Jungen sein ganzes Wissen bei. All die Jahre waren sie gemeinsam zur See gefahren, und als Per selbst Erster Offizier wurde, fuhr er bei Karl-Axel mit, der inzwischen zum Kapitän aufgestiegen war.

Karl-Axel hatte sich nie eine eigene Familie angeschafft. Manches Weihnachten verbrachte er bei Anita und Per, doch schien ihn Rastlosigkeit zu überkommen, sobald er nicht auf einem schwankenden Schiffsdeck stand oder in einer Koje an Bord schlief. Sein Bart war mit den Jahren weiß geworden, und die Jungen hatten Großvater zu ihm gesagt. Das hatte ihn derart gerührt, dass er »raus musste, um die Pfeife zu reinigen«, wie er es nannte. Per hatte Mühe, sich vorzustellen, dass in den Adern des alten Mannes etwas anderes als Salzwasser geflossen war. Er hatte immer gedacht, Karl-Axel würde irgendwann an einem warmen Ort mit Blick aufs Meer leben, wo er ein kleines Boot zur Verfügung hatte.

Ein gerader Schnitt mit dem Brieföffner enthüllte nun das hellgrün gefütterte Innere des Kuverts. Per zog den Brief heraus und las. Als er damit fertig war, fing er noch einmal von vorn an. Karl-Axel, der alte Fuchs, dachte er, als er aufstand und zu seinem Schiffsmodell ging. Das Ruderhaus ließ sich tatsächlich abnehmen. Per legte es auf den Schreibtisch und drehte den Dimmer auf, um besser sehen zu können. Eine Messingzucke wurde an der Stelle sichtbar, wo das Ruderhaus gestanden hatte. An ihr war eine dünne geteerte Schnur befestigt, die ins Schiffsinnere führte. Vorsichtig zog er daran. Ein schabendes Geräusch war aus dem Rumpf zu hören, sobald er an der Schnur zog. An ihrem Ende hing ein sorgfältig gefaltetes, vergilbtes Stück Papier. Mit Hilfe des Brieföffners beförderte er es zutage. Langsam faltete er das Blatt auseinander und las.

*Neptuns Hügel und Monsungebirg'
mit weißen Kämmen dann und wann
in ständig wechselndem Farbgewirk.*

*Dorther durch Nebel, Gischt und Gebraus
weißblitzend grüßt das Elternhaus.*

*Die Braut so auffallend schön,
voll Stolz steht der Bräutigam,
doch nie ward er gehend gesehn.
Ein Gerät aus vergangener Zeit
vom Ort der Ruhe nicht weit.*

Per drehte das Blatt um. Leer. Zuerst war er enttäuscht, dann aber spürte er, wie seine Erwartung noch weiter zunahm. Eine Schatzsuche. Typisch Karl-Axel, dachte er. Der liebte so etwas und hatte oft von Piraten und verborgenen Schätzen gesprochen. Dieser Mann war ein unglaublicher Geschichten-erzähler gewesen, mit seinen raumgreifenden Bewegungen und seiner Begabung, die verschiedensten Dialekte und Akzente nachzuahmen. Per las das Gedicht noch einmal. Monsungebirge klang irgendwie bekannt. Monsun, das war doch ein Wind, aber es gab ja wohl kein Gebirge dieses Namens? Hingegen gab es ein Schiffsmodell, das Monsun hieß, aber irgendwie passte das nicht. Sein Telefon klingelte, und Per legte das Blatt beiseite.

Im Laufe des Tages hatte er die Verse wieder und wieder gelesen, ohne der Lösung des Rätsels näher zu kommen. Vielleicht sollte er im Internet recherchieren. Seine Söhne hatten ihm mehrmals gezeigt, wie das ging, aber er war mit diesen Suchmaschinen, oder wie die hießen, nie zurechtgekommen. Er bevorzugte richtige Lexika. Das Internet kam ihm unzuverlässig vor, und außerdem funktionierte das mit

dem Zugang nicht immer. Computer waren in Pers Welt unberechenbare Dinge. Wenn er das sagte, lachten die Söhne und warfen sich vielsagende Blicke zu. Aber Per wusste jemanden, der zuverlässig und unschlagbar war, wenn es um Allgemeinbildung und Denksport ging. Das war seine Frau Anita. Die Stunden bis zu ihrer Heimkehr hatten sich in die Länge gezogen. Doch nun präsentierte ihr Per die Sache als »verzwickte Angelegenheit«, ohne zu erzählen, worum es ging, was er ja eigentlich selbst nicht genau wusste.

»Lies es noch mal vor, ganz langsam«, sagte Anita, nachdem er ihr den Text vorgetragen hatte.

Per las. Seine Frau verankerte den Blick an der Deckenleiste in der linken Ecke und drehte ihr Rotweinglas in den Händen.

»Neptuns Hügel und Monsungebirg'«, wiederholte sie für sich. Sie kickte die Hausschuhe von den Füßen und legte die Beine auf den neben ihr stehenden Esszimmerstuhl.

»Monsun ist ja ein Wind«, sagte Per. »Neptun ist der Meeresgott. Aber alles andere – was bedeutet das?«

»Neptuns Hügel und Monsungebirg', es könnte das Meer gemeint sein«, schlug Anita vor.

»Das Meer«, wiederholte Per, »ja, könnte stimmen.«

»Worum geht es?«, fragte sie beim Abräumen des Tisches. Per blieb sitzen und überlegte, was er antworten sollte. Als Anita mit Kaffee und einer Schale Schokoladenstückchen aus der Küche zurückkam, hatte er sich entschlossen.

»Ich glaube, dass Karl-Axel einen Ort beschreibt, an dem ein Schatz verborgen ist.«

Zuerst hatte Anita gelacht, aber als sie Pers Miene sah, hielt sie inne.

»Ist das dein Ernst?«

Per nickte und reichte ihr den Brief. In diesem Augenblick war es, als würde etwas geschehen, als ginge eine Tür auf.

Viele Jahre waren ins Land gegangen, die Söhne waren erwachsen geworden, und in dem Alltagstrott hatten sich Per und Anita fast aus den Augen verloren. Am heutigen Abend aber redeten sie bis tief in die Nacht, und Per musste den fünfarmigen Silberleuchter mit neuen Kerzen bestücken. Keiner von beiden konnte sich erinnern, wann sie das letzte Mal so zusammengesessen und geredet hatten. Als das frühe Morgenlicht auf den Kai von Marstrandsön fiel, nahmen sie sich in die Arme.

Sara wachte auf. Ihr war, als lief ihr Körper auf Hochtouren, als wäre sie joggen gewesen und hätte sich noch nicht wieder entspannt. Sie warf einen Blick auf die roten Zahlen des Radioweckers. 03.38. Irgendetwas hatte sie geweckt. Dann hörte sie, dass Markus, der deutsche Journalist, der das Souterrain gemietet hatte, die Haustür schloss. War er erst jetzt heimgekommen? Im März ließ sich mit dem Nachtleben von Marstrand nicht gerade Staat machen und schon gar nicht an Wochentagen.

Noch war Zeit für mehrere Stunden herrlichen Schlafs, sie hatte ihn wahrhaftig nötig. Vor dem Zubettgehen hatte sie extra eine Tablette genommen, weshalb wachte sie dann jetzt auf? Hätte sie zwei nehmen sollen? Tomas schlief tief, atmete ruhig und regelmäßig. Neben ihm lag ihr Sohn auf dem Rücken, die Arme ausgebreitet. Der Schnuller war ihm aus dem Mund gefallen. Sara hob die Decke an, konnte ihn aber nirgendwo finden. Sie schloss die Augen, legte den Kopf wieder aufs Kissen und bemühte sich, Tomas' tiefe Atemzüge nachzuahmen. Sie dachte, das könnte sie entspannen, so dass sie wieder einschlafen würde. Na los. Mit ein bisschen Glück blieben ihr noch zwei ganze Stunden, bis Linus und Linnéa ihren Brei wollten.

Wieder schaute sie auf die Uhr. 04.14. Sie schlug die Decke zurück und setzte die Fersen auf den kalten Holzfußboden. Dann fand sie die Hausschuhe und schob die Füße hinein. Linnéa in ihrem Gitterbett wirkte ruhig und friedlich. Die Gedanken wirbelten Sara durch den Kopf. Sie zog den Morgenrock an und verließ das Schlafzimmer. Der Regen schlug gegen die Scheiben der verglasten Veranda, und sie hörte das Geräusch eines Autos mit viel zu laut aufgedrehtem Radio. Der Zeitungsausträger stellte es mitten auf der Straße ab und rannte durch die Dunkelheit und den Regen zu den drei Briefkästen der nächstgelegenen Häuser. Effektiv, dachte Sara, als die Briefkästen klappernd zufielen. Das spart Zeit. Außerdem konnte er gleichzeitig Radio hören.

Auch sie war auf der Arbeit effektiv gewesen, bis ihr Körper nein gesagt hatte, so geht's nicht länger, und eines Tages einfach Schluss war. Wie unglaublich effektiv sie gearbeitet hatte, zeigte sich nun, als man ihre Stelle gleich durch drei Konsulenten ersetzte. Seit diesem Zusammenbruch hatte sie langsam, unendlich langsam versucht, ins Leben zurückzukehren. Das Gefühl, ständig getrieben zu sein, wollte einfach nicht verschwinden, obwohl sie nun schon mehr als elf Monate zu Hause war und keine Termine mehr einhalten musste. Die Kinder mussten um neun in der Kita abgeliefert und nachmittags um drei abgeholt werden, ansonsten aber war ihr Kalender leer. Wie schwer kann das schon sein?, dachte sie. Die Antwort aber kannte sie längst. Unendlich schwer.

In ihrem Flanellschlafanzug stand sie mitten auf der Veranda, ohne die Ruhe zu haben, sich irgendwo hinzusetzen. Sie fühlte sich gejagt. Der nur allzu bekannte Druck auf der Brust kam mit solcher Kraft, dass sie in die Knie sackte und nach Luft schnappte. Es tat weh. Sie fühlte sich klein und völlig allein auf der Welt. Die Angst packte sie unbarmherzig und füllte auch die kleinste Zelle aus. Was hat es für einen

Sinn?, fragte die. Was hat dein Leben für einen Sinn? Es ist doch total sinnlos. Du wirst sterben, wir sterben schließlich alle. Die Gedanken ließen sich nicht verdrängen, und vor ihrem inneren Blick tauchten Linus, Linnéa und Tomas auf, mit geschlossenen Augen und schlaffen, bleichen Gesichtszügen. Die du am meisten liebst, auch sie werden sterben.

Sara fühlte, dass ihr Magen rebellierte. Sie erhob sich und musste sich an der Wand abstützen, als ihr schwarz vor Augen wurde. Das war eine Nebenwirkung der Tabletten, die sie einnahm. Egal, wie langsam sie auch aufstand. Sobald sie es wagen konnte, stieg sie die Treppe hinunter, das weiße Holzgeländer fest umklammernd. Sie schaffte es gerade noch, sich auf die Toilette zu setzen und den Blecheimer auf den Schoß zu nehmen. Es war, als ob sie Wasser ließe, obwohl sie Stuhlgang hatte. Oben und unten kam es gleichzeitig heraus. Auf ihrer Stirn stand kalter Schweiß. Nach einiger Zeit wurde es besser, und sie stellte den Eimer vorsichtig auf den blauen Klinkerboden. Mit etwas Papier wischte sie sich Mund und Gesicht trocken.

Lange saß sie mit gekrümmtem Rücken da, das Gesicht in die Hände vergraben. Am Ende spürte sie, dass sich die Klobrille in ihre Schenkel schnitt. Da erhob sie sich, drehte den Hahn auf und ließ das Wasser eine Zeitlang laufen, damit es richtig kalt wurde. Sie wusch sich das Gesicht, hielt den Mund unter den Hahn und trank, spülte den Eimer aus, band die Haare mit feuchten Fingern hoch und sah in den Spiegel. Ein Paar rotgeäderte Augen mit dunklen Ringen schauten zögernd zurück. Himmel, sah sie fertig aus.

An ihren nackten Waden fühlte sie etwas Weiches. Der Kater. Er schnurrte nicht wie üblich, strich nur langsam um ihre Beine und sah sie nachdenklich an. Mit der Hand auf dem Geländer stieg sie die Treppe wieder hoch. Setzte mit raschen,

routinierten Bewegungen Wasser auf, und während es kochte, stellte sie eine große Tasse, Teebeutel, Honig und Milch auf den Tisch. Tomas würde auch bald aufwachen, um zur Arbeit zu fahren, und wo sie nun schon einmal zugange war, konnte sie die Zeit auch gleich nutzen, um ihm ein Frühstückstablett vorzubereiten. So würde er schneller loskommen und Zeit sparen. Die Küchenbank mit ihren weichen Kissen sah einladend aus, trotzdem setzte sie sich mit der Teetasse zwischen den Händen auf einen Stuhl am Tisch. Die Uhr am Küchenherd zeigte 05.36. Sie starrte in den Regen hinaus, der auf das Blechdach der Veranda prasselte, während ihr Tee kalt wurde. Das Auto stand nach der falschen Seite geparkt. Mit nackten Füßen schlüpfte sie in die Gummistiefel und rannte hinaus. Wendete den Wagen und stellte ihn in die richtige Richtung und auch gleich raus auf die Straße, damit Tomas nicht erst zurücksetzen musste und weitere Minuten sparte. Er stand in der Schlafzimmertür, als sie hereinkam. Seine Haare waren zerwühlt, und er hielt Linus auf dem Arm.

»Aber Sara, Liebste, wie geht's dir?«, fragte er bekümmert.

»Hallo, Schätzchen, bist du wach?« Sara strich dem Sohn über den Kopf und ignorierte die Frage.

»Wieso warst du draußen?«

Sara hielt die Zeitung hoch, sagte aber nicht, dass sie auch das Auto umgestellt hatte. Der Kleine streckte seine Arme nach ihr aus.

»Möchtest du das Fläschchen, Linus?«

Er sog heftig am Schnuller und nickte.

»Aber warum steht denn der Wagen auf der Straße?«

»Ich hab ihn auch gleich umgestellt, als ich draußen war.«

»Und Frühstück hast du auch gemacht. Also Sara, du sollst dich ausruhen. Aus dem Grund bist du doch zu Hause. Nutze die Zeit zum Schlafen. Ich kann mir selber Frühstück machen, auch wenn das total lieb von dir ist.«

»Ich kann nicht schlafen. Bin wach geworden, weil ich so aufgeputzt war.« Sie fing an zu weinen. »... Und dann heute ich die ganze Zeit. Wie lange soll das noch so gehen?«

»Jetzt ist es nun mal so, deshalb bist du ja zu Hause. Willst du, dass ich heute auch hierbleibe?«

»Nein, nein, das ist nicht nötig.«

»Mama?«

Sie wischte die Tränen weg und sah den Kleinen an.

»Ja, Liebling?«

»Linus ei machen.«

Sie streichelte ihm die Wange. Er streichelte zurück. Die warmen Händchen strichen ihr übers Gesicht. Erst über die eine Wange, dann über die andere. Von neuem liefen die Tränen. Sie zog eine Schublade auf und nahm das Milchpulverpaket heraus. Stellte den Herd an und goss die abgemessene Wassermenge in den Topf. Pulver hinein und zum Schneebesen gegriffen. Ihr Sohn hatte die Arme um ihren Hals geschlungen und seinen Kopf an ihren gelehnt. Mit dem fertigen Fläschchen gingen sie wieder ins Bett. Sie hob Linéa aus dem Gitterbett zu sich herüber, und die Tochter trank, ohne aufzuwachen. Linus schlief erneut ein und lag leise schniefend dicht neben ihr. Sara versuchte die Wärme der kleinen Körper zu genießen. Sie schaute auf den Radiowecker und hörte, wie Tomas den Wagen startete. Jetzt sollte sie neben ihm sitzen und zum Job fahren. Was man bei ihrer Arbeitsstelle wohl über sie dachte?

»Wo sind denn deine Schuhe, Linus?« Es war jetzt halb neun, und sie hatten noch immer genügend Zeit, um auf dem Weg zur Kita mit den Vögeln zu reden und die Schnecken zu studieren.

»Da sinn die.« Seine fröhlichen blauen Augen strahlten sie unter der gestreiften Mütze an.

»Ja, da sind sie. Wie gut. Wollen wir gehen?« Sie öffnete die Haustür.

»Chüs, Katze.« Er drehte sich in der Tür um und winkte. Der rotgestreifte Kater auf der Couch grub sich tiefer in die Kissen. Jetzt, wo er wusste, dass ihm in nächster Zeit kein Spielauto auf den Kopf gedonnert würde, konnte er sich entspannen.

»Gehen wir zur ...«, begann sie, und der Kleine beendete den Satz mit einem fröhlichen: »Kita!« Zum Glück ging er gern dorthin.

»Linus Freunde«, fügte er hinzu, was Sara ein Lächeln entlockte. Er sprach ungemein gut, wenn man bedachte, dass er erst zwei Jahre alt war. Linnéa war stiller, obwohl sie älter war.

»Heute ist Dienstag. Da geht ihr wohl raus. Das wird doch bestimmt spannend?« Sara wandte sich an die Tochter, die nickte.

»Hallo, Linus! Hallo, Linnéa!« Mit fröhlichem Rufen stießen Ida und Emil aus der Nebenstraße hinzu.

»Na du, wie geht's?« Hanna umarmte sie.

»Jetzt nicht.« Sara mühte sich, ihre Stimme im Griff zu behalten.

»Aber Liebes.« Hanna wirkte bekümmert. »Kann ich was tun?«

Nicht heulen, bloß nicht heulen!, dachte Sara, während sie auf dem kopfsteingepflasterten Bürgersteig zu Marstrands Kindergarten weitergingen. Du schaffst das, sagte sie sich. Kannst heulen, wenn du wieder zu Hause bist.

»Sprich von was anderem.« Sara blinzelte die Tränen weg.

»Okay. Entschuldige. Wann werden sie diesen Mist hier endlich reparieren?« Hanna zog an dem klemmenden Riegel der Gartentür zur Kita. »Ja, ich hätte da ein ganz anderes Gesprächsthema. Also, wenn du dich für Sex mit einem der fol-

genden drei entscheiden müsstest, wen würdest du nehmen? Schwiegervater Waldemar, Dianas wunderbar erfolgreichen Mann Alexander oder den alten Ernst aus dem Pflegeheim, du weißt, den mit all den Muttermalen?« Hannas Alternativen brachten Sara zum Lachen.

»Du bist wirklich krank«, sagte sie.

»Ach so, ich dachte, du wärst die Kranke«, konterte Hanna. Die Kinder hüpfen durch die Gartentür, bis auf Emil, Hannas Jüngsten, der im Kinderwagen saß. In zehn Tagen würde er ein Jahr alt werden und war noch immer daheim bei seiner Mutter.

Die Gruppen in Marstrands Kindergarten trugen idyllische Namen wie Möwe, Muschel und Seeschwalbe.

Sara hängte Linus' Jacke zur Gruppe Seestern und stellte die Schuhe in sein Fach. Dann zog sie ihm die blauen Hausschuhe an die Füßchen, während er ihr zärtlich die Wangen tätschelte. Linnéa wurde von Amanda unterstützt, der fünfjährigen Hilfskraft der Gruppe.

»Mama«, sagte Linus. Wieder stiegen ihr Tränen in die Augen. Der Junge hatte ein ausgeprägtes Gespür dafür, dass es seiner Mutter nicht gutging.

»Ja, Liebling. Mama geht jetzt, und du kannst hier mit Linnéa und deinen Freunden spielen.«

Die Kindergärtnerin Pernilla, die mit Linnéa an der Hand bereits wartete, nahm ihn in die Arme.

»Nun wünschen wir Mama einen richtig guten Tag«, sagte sie. »Kommt ihr zwei, wir winken vom Fenster.«

Sara winkte und warf den Kindern eine Kusshand zu, bevor sie sich umdrehte und mit schnellen Schritten heimwärts eilte. Sie setzte sich an den Küchentisch und blätterte in der Tageszeitung, ohne etwas zu sehen. Tränen benetzten die Seiten.

»Hör schon auf!«, befahl sie sich selbst. »Nimm dich zusammen. Man kann nicht einfach nur dasitzen und heulen. Okay, überlegen wir mal. Was läuft denn eigentlich verkehrt? Tut mir irgendwas weh? Nein.«

Doch, dachte sie dann. Die Seele tut mir weh. Es ist, als ob sie kaputt wäre und man unendlich viel Zeit brauchte, um sie zu reparieren. Zeit, die ich nach meiner Meinung nicht habe.

Es klopfte an der Tür. Sara wischte rasch die Tränen weg und schnäuzte sich. Vor der Tür stand Markus, ihr deutscher Untermieter.

»Hello«, sagte er, »sorry to disturb. Can I borrow your computer?«

Sara ließ ihn herein und schaltete den Rechner im Arbeitszimmer ein. Markus hatte Probleme mit seinen E-Mails und musste sie daher von Saras PC aus abschicken. Hoffentlich stößt er nicht auf die Codenummern des Internet-Bankings, dachte Sara, als sie ihn allein ließ. Fünf Minuten später verabschiedete er sich dankend.

Sara zog die rote Sporthose, ein T-Shirt und ein Sweatshirt an. Dann band sie die Joggingschuhe zu und lief los. Die Steigung hinauf, weg von den Häusern, von den Menschen. Angst jagte sie. Sara beschleunigte die Schritte, und der Asphalt unter ihren Füßen wechselte zu Sand und Schotter. Ihr Puls wurde schneller. Das ließ sich jetzt dem anstrengenden Laufen zuschreiben, nicht der Angstattacke. Der schmale Pfad war glatt und matschig. Sie rannte, ohne den Pfützen auszuweichen. Feuchtigkeit drang in die Schuhe, die am Ende derart durchgeweicht waren, dass zwischen den Zehen bei jedem Aufsetzen Wasser schwappte. Anfangs war es kalt, doch die Füße erwärmten es allmählich. Die Einzige, der sie begegnete, war eine große Kröte, die völlig reglos mitten auf dem Weg hockte.

Sara spürte Blutgeschmack im Mund, als sie am Engelsen ankam, der Landzunge, von der man den gesamten Marstrand-Fjord überblicken konnte. Hamneskär, Åstol und Klädesholmen lagen in der Ferne. Die Aussicht war wundervoll, aber sie hatte nicht genug Ruhe, um sich hinzusetzen und sie zu genießen.

Der Wind verbreitete den Duft von Salz und Erde. Sara sog die frische Luft in die Lungen und versuchte ruhig und tief durchzuatmen. Heilende Luft, die über das Meer gekommen war.

»Entspann dich. Ganz ruhig«, sagte sie laut zu sich selbst und dachte zugleich, dass Menschen, die laut mit sich redeten, nicht alle Tassen im Schrank hatten.

Die Klippen mit den blassgrünen Flechten wirkten nach dem nächtlichen Regen wie frisch gewaschen. Aus allen Spalten reckten sich grüne Blättchen. Die Strahlen der Frühlingssonne erweckten die Natur zum Leben, obwohl die Nächte noch immer kalt waren. Sara legte Stirn und Hände an den Felsen, als könnte sie ihre Unruhe und Angst auf den grauen Block übertragen und stattdessen die Ruhe des uralten Gesteins übernehmen. Als sie da so kniete, sah es aus, als würde sie beten, und in gewisser Weise tat sie das vielleicht. Sollte sie den Arzt anrufen und fragen, ob sie ihre tägliche Tablettendosis erhöhen durfte?

Statt nach Hause zurückzulaufen, bog sie nach links ab und trabte die Klippen auf der nördlichen Seite von Koön hinunter. Der Pfad war eigentlich nicht zu sehen. Selbst wenn man wusste, dass er hier verlief, ließ er sich zuweilen nur schwer finden. Vor einem Jahr war hier eine Stromleitung eingegraben worden, doch die Natur hatte die Spuren des Baggers rasch verdeckt. Salz und Wind hatten an den gegossenen, nun verräterisch glatten Treppenstufen genagt. Es gab kein Geländer, nur ein dünnes Stahlseil, das bedenklich hin

und her schwang, wenn man danach griff. Überall auf der Landzunge lagen die alten militärischen Verteidigungsanlagen, von See aus unmöglich zu entdecken.

Auf halbem Weg abwärts kam Sara an einem Bunker mit rostiger Stahltür vorüber. Sie lief die Treppe ganz hinunter und wollte gerade umkehren und wieder nach oben laufen, als sie die Gestalten bei den Hütten entdeckte. Es war überhaupt das erste Mal, dass sie dort jemanden sah. Die Hütten gehörten dem Göteborger Anglerverein, aber die beiden, die dort standen, waren definitiv keine Angler. Verwundert blieb sie stehen. Was in aller Welt wollten sie da? Die Personen diskutierten etwas, die Frau gestikulierte mit den Armen. Sara war zu weit entfernt, um zu hören, was sie sagten, und die beiden waren viel zu sehr mit sich beschäftigt, als dass sie auf Sara aufmerksam wurden. Instinktiv trat sie hinter einen Felsblock zurück. Warum hatten die beiden sich hier draußen getroffen? Die Frau wühlte in ihrer Handtasche und reichte dem Mann einen kleinen Gegenstand, den dieser erst nach einigem Zureden nahm. Sara konnte nicht sehen, worum es sich handelte. Der Mann warf einen Blick darauf und steckte ihn in die Hosentasche. Dann wandte er sich zum Gehen. Die Frau lief ihm hinterher und fasste ihn an der Schulter, doch der Mann schüttelte nur den Kopf. Sara sah, dass er in ein Aluminiumboot stieg und rasch davonfuhr.

Ihr Herz klopfte so heftig, dass sie sich fragte, ob man es hören konnte. Nachdenklich stieg sie die Treppe wieder hinauf. Oben angekommen, legte sie eine Pause ein, atmete mehrmals tief durch, drehte Åstol und dem blauen Horizont den Rücken zu und lief zurück in den Wald. Sie verlangsamte die Schritte erst, als sie sich ihrem Zuhause näherte. Die ganze Zeit schaute sie geradeaus, um Leute, die vielleicht in ihrem Garten waren, nicht zum Gespräch einzuladen.

Die Strahlen der Dusche prasselten auf ihr Gesicht und die geschlossenen Augen. Sie drehte die Temperatur höher und ließ die Haarkur ganze dreißig Sekunden einwirken. Eigentlich hätte sie eine richtige Packung gebraucht. Es war noch nicht später als halb elf, und erst um zwei Uhr hatte sie den Termin in Kungälv. Der Fön surrte bereits, als sie die brennenden Kerzen auf dem Küchentisch bemerkte. Nur noch ein kleines Stück war von ihnen übrig, dann hätte es die Zeitung erwischt. Beim Frühstück mit den Kindern hatte sie die Kerzen angezündet, und seitdem hatten sie gebrannt. Das Problem war ihr Gedächtnis, oft erinnerte sie sich nicht, brachte alles durcheinander. Genauso hatte es angefangen, sie hatte im Büro gesessen und nicht mal mehr die Namen ihrer engsten Kollegen gewusst. Da war ihr klargeworden, dass etwas verkehrt lief.

Das Telefon klingelte, und Tomas schlug ihr vor, sie zu dem Termin bei der Krankenkasse zu begleiten, doch sie lehnte ab. Wegen einer solchen Kleinigkeit musste er nicht von der Arbeit weggehen. Also wirklich, damit kam sie ja wohl allein klar. Genau eine Minute nach zwei öffnete sich die Tür mit dem Zahlencode in der Krankenkasse von Kungälv.

»Sara von Langer.« Eine Frau rief ihren Namen auf, obwohl außer ihr nur noch zwei Personen im Raum waren. Die Frau, die sich mit Maria vorstellte, trug einen gestreiften Strickpullover mit ausgeleierte Ärmeln und einen verwaschenen braunen Rock mit zwei großen aufgesetzten Taschen. Er erinnerte Sara an einen Rock, den sie nach Abschluss der Universität in eine Kleidersammlung gegeben hatte, und das war nicht gerade wenige Jahre her.

Die Haare der Frau waren kurzgeschnitten und knallrot gefärbt, Sara musste an eine Wurzelbürste denken. Die Frau bat sie in ein anonymes Zimmer mit traurigen Gardinen und

einem alten Overheadprojektor in der Ecke. An den Wänden klebte eine Gewebetapete, gestrichen in einer Farbe, die man »Champignon depressiv« oder so ähnlich nennen sollte. Ein praktisches, unempfindliches Linoleum bedeckte den Fußboden, und jemand hatte ein paar übriggebliebene Regale ins Zimmer gestellt, die sich gähmend leer an den Wänden aufreiheten. Die Frau hatte den Knopf neben der Tür gedrückt und so ein rotes Lämpchen eingeschaltet, das draußen mitteilte, dass sie im Gespräch war. Sara kam sich vor, als sei sie zum Verhör einbestellt.

»Also ... Sara, dann wollen wir mal sehen. Ich werde diese Papiere hier über dich ausfüllen, damit wir Hintergrundinformationen erhalten.« Marias Atem roch scharf nach Zigarettenrauch. Mit der Hand wies sie auf eine Reihe Formulare.

»Na, berichte mal!«

Langsam begann Sara zu erzählen, so sachlich, wie sie nur konnte. Sie bemühte sich um extreme Deutlichkeit, weil die Frau auf der anderen Seite des Tisches mit Akzent sprach.

»Was arbeitest du?«

Sara buchstabierte den komplizierten Namen der Firma und machte ein paar Skizzen auf einem Blatt Papier, um zu veranschaulichen, was die Firma tat und welche interessante Großprojekte sie bediente. Wohnungen für Öl- und Gasplattformen. Projekte in einer Größenordnung von fünfzig Millionen bis zu einer Milliarde Kronen.

»Aha«, sagte Maria ohne größere Begeisterung, so als hätte sie gar nicht zugehört. »Und ein solches Projekt betreust du allein?«

»Allein? Nein, daran sind ziemlich viele Leute beteiligt. Bis zu sechshundert Personen. Ich kümmere mich um die Finanzen und die Bewerkstelligung der Projekte.«

»Um die Finanzen der Projekte«, wiederholte Maria. Sara betrachtete die nikotingelben Nägel, die vor ihr über das Formular fuhren.

»Also, bei deiner guten Ausbildung. Warum kannst du da nicht arbeiten?« Maria schob die Brille auf die Nasenspitze und schaute Sara kritisch an.

»Mir geht es im Moment nicht so gut.« Sie biss sich in die Wange. Was für eine Untertreibung.

»Alle können arbeiten. Wenigstens zu fünfundzwanzig Prozent, findest du nicht?«

Nein!, wollte Sara schreien. Das fand sie wirklich nicht.

Werd nicht wütend, bleib ruhig und sachlich. Sara räusperte sich und bemühte sich um eine Antwort.

»Ich hab im Augenblick einen Tiefpunkt und brauche ein bisschen Hilfe. Es ist wirklich ein Problem, wenn man auf der Arbeit sitzt und weint. Man hat das Gefühl, unprofessionell zu sein.« Sie erinnerte sich an die Projekttagung, bei der sie vorgegeben hatte, etwas ins Auge bekommen zu haben, um auf die Toilette gehen zu können. Dort hatte sie dann heulend gesessen, bevor sie neues Make-up aufgetragen und den Raum wieder lächelnd betreten hatte.

»Weinen ist etwas ganz Natürliches. Kommst du aus einem Elternhaus, wo man nicht weinen durfte?«, fragte Maria.

»Nein, so ist es wohl nicht, aber ...«

»Man kann eine Tablette nehmen und seine Arbeit machen. Das tun viele.«

Die Frau redete immer weiter und setzte das Messer dort an, wo es am meisten schmerzte: »Ich sehe, dass du kleine Kinder hast. Die brauchen ihre Mama. Du kannst jetzt nicht schlappmachen.« Sie legte den Stift mit einem Lächeln auf den Tisch.

Nichts konnte Saras Tränen mehr zurückhalten, sie strömten ihr über die Wangen. Durften diese Leute hier wirklich so

reden? Es stimmte doch nicht, dass sie nicht arbeiten wollte, nur war es im Augenblick total unmöglich. Sie hätte jemanden mit hernehmen sollen, jemanden, der widersprochen hätte. Sie selbst war einfach nicht dazu imstande, und jetzt saß dieses Weib mit der hässlichen Frisur da vor ihr und trampelte auf ihr herum.

»Gute Besserung.«

Maria umarmte sie rüde, lotste sie hinaus und schloss die Tür hinter ihr. Das Codeschloss klickte. Sara knöpfte ihre Jacke zu und band sich den Schal um, doch nichts schien zu helfen, die Kälte drang überall herein. Sie fühlte sich so wertlos. Im Bus 312, der nach Marstrand fuhr, ließ sie sich auf einen Sitz fallen. Erst als sie schon auf halbem Weg nach Hause war, fiel ihr ein, dass ihr Auto noch immer in Kungälv stand.

Roland Lindström hatte den Fund vorbildlich in eine Plastiktüte getan. Vermutlich war es dieselbe Tüte, in der seine Frühstücksbrote gesteckt hatten, denn sie roch nach Salami und enthielt Brotrümel. Er war mit dem Arbeitsboot von Pater Noster nach Marstrand gekommen. Jetzt lag es mit laufendem Motor und eingelegtem Gang im Wasser und stieß mit dem Steven wieder und wieder gegen die Kaimauer.

»Da stehen zwei Namen und ein Datum drin«, sagte Roland und reichte Karin die Tüte mit dem goldenen Ring.

»Wo habt ihr ihn gefunden?«, fragte Folke.

»Das war nicht ich, sondern einer der Männer. Ich werde bei ihm anfragen und melde mich dann wieder.« Er schaute Karin an.

»Nachfragen«, sagte Folke. »Es heißt nicht *anfragen*, sondern *nachfragen*.«

»Nicht nur Gesetzesverstöße sind dein Revier, sondern auch Sprachverstöße«, konterte Roland, aber Folke schien den Scherz nicht zu verstehen.

Karin lächelte, allerdings so, dass Folke es nicht sah.

»Hier ist meine Telefonnummer.« Karin reichte Roland ihre Visitenkarte und steckte die Tüte in die Tasche.

»Du kannst meine ebenfalls haben«, sagte Folke und notierte sie auf einem Zettel, den er aus seinem Taschenkalender riss. Karin sah Folke erstaunt an, das passte so gar nicht zu ihm.

Roland besah sich den Zettel.

»Neunte Woche«, sagte er. »Du musst jetzt ohne die auskommen. Ach, es heißt ja wohl *sie* und nicht *die*? Oder?«

»Richtig, und die Marstrander müssen bald ohne Kaimauer auskommen, wenn dein Boot noch länger dagegendonnert«, gab Folke zurück und warf einen missbilligenden Blick in die Richtung.

»Besten Dank, Roland«, mischte sich Karin ein und nahm Folke beim Arm, bevor er noch mehr sagen konnte.

»Dann wollen wir mal los.«

Roland schaute ihnen hinterher. Dann stieg er an Bord und setzte das Boot zurück. Mit weit mehr als den im Hafen erlaubten fünf Knoten brauste er in Richtung nördlicher Einfahrt davon.

»Wenn du sagst, dass wir ›loswollen‹, was meinst du damit?«, fragte Folke.

Ein älteres Paar kam ihnen Arm in Arm entgegen. Der Mann nickte und legte die Hand an den Schirm seiner Schiffermütze. Ein alter Labrador schleppte sich mühsam hinter ihnen her.

Karin nickte lächelnd zurück, bevor sie die Stimme senkte und sich wieder zu Folke drehte: »Das meinst du nicht im

Ernst. Was treibst du da eigentlich, Folke?» Karin fühlte, wie ihr die Röte in die Wangen stieg.

Folke sah beleidigt aus.

»Ich weiß nicht, wovon du sprichst.«

»Wir führen hier eine Ermittlung«, erwiderte Karin scharf.

»Genau, und ich finde es wichtig, dass man sich korrekt ausdrückt«, entgegnete Folke.

»Da gebe ich dir recht, nur heißt korrekt für mich auch, dass man den Leuten höflich und freundlich begegnet. Man kann sie nicht dauernd korrigieren. Das ist unhöflich und verärgert die Leute, was wiederum dazu führt, dass sie keine Lust haben, mit uns zu sprechen oder uns zu unterstützen.«

»Jemand muss ihnen doch sagen, wie man redet. Sonst verwenden noch alle solche Ausdrücke wie ›saugut‹. Sau steht doch für was Schmutziges oder Widerliches, weshalb man nicht saugut sagen kann. Oder dieses ›voll fett‹, was soll das überhaupt bedeuten? Hast du gehört, wie die Schüler heute reden? Ich weiß noch, als man ...«

Karin beschloss, ihn zu unterbrechen, bevor er womöglich noch damit anfang, wie es war, als man kilometerweit zur Schule traben und im Winter durch tiefen Schnee stapfen musste, weil kein Weg freigeräumt war.

»Stimmt schon, aber Sprache ist lebendig und entwickelt sich weiter. Sonst würden wir heute ja noch altschwedisch sprechen. Möchtest du das etwa?«, fragte Karin.

»Ich höre im Radio immer eine interessante Sprachsendung. Einer der dort auftretenden Professoren sagt ...«

Karin schaltete ab und versuchte sich zu beruhigen. Sie holte tief Luft. Zähl bis zehn, dachte sie. Wenn nur Rob bald wieder gesund würde.

Robert Sjölin, gewöhnlich Rob genannt, war Karins Kollege, der sie obendrein dazu gebracht hatte, nach drei Jahren beim Kripo-Einsatzdienst zur Fahndung zu wechseln. Eigent-

lich war der Schritt gar nicht so groß. Ihre Aufgabe beim Kripo-Einsatzdienst hatte darin bestanden, an einem Tatort als erste Verantwortliche festzustellen, was passiert war. Wenn der Täter nicht bekannt war, übernahm das Fahndungsdezernat den Fall, anderenfalls landete die Angelegenheit auf dem Tisch des Ermittlungsdezernats. Karin hatte oft mit Rob und seinen Kollegen von der Fahndung zusammengearbeitet, und Rob hatte sie letzten Endes überzeugen können, dass sie bestens zu ihnen passte. Gut ein Jahr war das jetzt her. Die Arbeit lief glatt und reibungslos, wie glatt, war ihr vielleicht bis heute nicht einmal klar gewesen. Jetzt lag Rob krank zu Hause, und sie stand mit Folke hier. Sie musste einfach das Beste aus der Sache machen.

»Was meinst du, Folke? Sollten wir nicht in Richtung Fähre gehen und mal schauen, ob wir irgendwo was zum Mittag bekommen? Dabei können wir uns dann Gedanken machen, wie wir weiter verfahren wollen.«

Folke antwortete mit einem Brummen, beschleunigte aber den Schritt. Karin nahm es als Zustimmung. Das traditionsreiche Café Berg hatte Stühle und Tische auf den Kai gestellt, der im Windschatten lag und in der Frühlingssonne badete. Folke setzte sich auf einen Stuhl, der bereits trocken war. Karin nahm ihm gegenüber Platz. Sie schloss die Augen und genoss ein paar Sekunden die Sonnenwärme, bevor sie wieder aufsprang. Da war die Nässe bereits durch die Hose gedrungen.

»Verdammte Scheiße«, sagte sie und bereute ihre Äußerung sofort. Folke schwieg. Es wurde nicht besser davon, dass dieses Café bisher leider nur am Wochenende geöffnet hatte. Schließlich landeten sie im Café Matilda, ebenfalls am Kai gelegen. Um einen Tisch, der auf den Pflastersteinen balancierte, warteten ein paar feuchte Stühle auf Gäste. Der Kellner

wischte Tisch und Stühle trocken und brachte ein paar Decken.

»Ein Café?«, murkte Folke. »Wollen wir denn nichts Richtiges essen?«

»Also Folke, das andere war doch auch ein Café. Warum hast du nicht gesagt, dass du woandershin willst«, erwiderte Karin. Sie konnte sich nicht verkneifen, ihn zu fragen: »Hör mal, *richtiges* Essen. Was genau meinst du damit? Gibt es denn *unrichtiges* Essen?« Sie überlegte, ob sie zu weit gegangen war, während sie auf das Schild mit der Ankündigung »Tagesgericht, 99 Kr« wies. Doch ersparte sie sich hinzuzufügen, dass sie das unverschämt teuer fand. Folke hingegenahm kein Blatt vor den Mund.

»99 Kronen ohne Getränk, also allein fürs Mittagessen? Das wäre schon normalerweise teuer, aber auch noch ohne Getränk ... Ich habe im Revier meine Box stehen.«

»Ach so, meinst du, wir sollten hinfahren und sie holen?«, fragte Karin.

Selbst wenn sie als Typen total unterschiedlich waren, müssten sie doch als Polizisten zusammenarbeiten können. Sie hatten doch dasselbe Ziel, zumindest sollten sie es haben. Warum machte er es ihnen dermaßen schwer? War sie für ihn genauso belastend? Weil sie eine Frau war und jünger als er? Oder weil sie den Ton angab? Karin beschloss, ihm ein bisschen entgegenzukommen. Er sollte die Möglichkeit zur eigenen Initiative haben. Sie zog die Tüte mit dem Ring aus der Tasche und gab sie ihm.

Er drehte den Ring so, dass er die eingravierte Inschrift lesen konnte.

»*Siri und Arvid 3/8 1963*. Das könnte derselbe Arvid sein, der in Stens Ordner als vermisst gemeldet ist.« Folke überlegte. »Wenn die Personen in Marstrands Kirche geheiratet haben, sollte man sie doch wohl in den alten Kirchenbüchern

finden?« Die Frage war an Karin gerichtet, die zur Antwort nickte. Das schwedische Einwohnermelderegister war bekannt für seine präzise Dokumentation und reichte bis in Urzeiten zurück.

»Nach dem Essen suchen wir die Kirche auf«, sagte Karin und nahm einen Schluck von ihrem Caffé Latte. Sie ließ den Blick über den schmalen Sund zwischen Koön und Marsstrandsön schweifen. Die Fähre fuhr regelmäßig hin und her. Sie schien der ruhige Pulsschlag des kleinen Orts zu sein. Die Zeit verging hier anscheinend langsamer als in Göteborg, so als wäre sie wertvoller.

Obwohl die Sonne schien, war es kühl, wenn man still saß, und durch den feuchten Hintern wurde die Sache nicht eben besser. Karin schüttelte sich. Der Kellner erschien mit zwei Tellern gebeiztem Lachs und Dillkartoffeln, es duftete herrlich und sah gut aus.

»Man kann es schlechter treffen.« Sie sah Folke an, der nickte.

»Nicht so übel«, bemerkte er und nahm einen weiteren Bissen. Das war das Positivste, was er an diesem Tag geäußert hatte. Eine Gruppe Mütter mit Kinderwagen kam den Kai heruntergeschlendert und nahm schließlich am Nebentisch Platz. Eine der Frauen krepelte ihren Pullover hoch und begann ihr Baby zu stillen, einen Jungen, wenn man der blauen Kleidung trauen durfte.

Karin hoffte, dass sich Folke zurückhalten würde, und war beunruhigt, als er rasch aufstand und wortlos im Inneren des Cafés verschwand. Sekunden später kehrte er mit einem großen Glas Wasser zurück, das er der stillenden Mutter zu Karins Erstaunen hinstellte.

»Oh, was für ein Service. Vielen herzlichen Dank!« Sie lächelte über das ganze Gesicht.

Folke nahm wieder Platz und aß seinen gebeizten Lachs weiter, als sei nichts geschehen.

»Meine Tochter hat gerade ein Kind bekommen«, sagte er, als er Karins fragende Miene sah. »Beim Stillen hat sie immer riesigen Durst.«

»Das wusste ich nicht. Also, dass du Opa geworden bist. Gratuliere!« Endlich ein neutrales Gesprächsthema, dachte Karin und rang sich ein paar Fragen ab, bevor sie wieder verstummte. Es war erstaunlich, nach wie wenig sie sich bei einem frischgebackenen Großvater erkundigen konnte. Eine Großmutter hätte sie wohl etwas genauer nach der Geburt und dem Befinden der Mutter ausgefragt, aber einen Großvater? Doch was sollte es, schließlich war nicht nur sie dafür zuständig, dass Gespräch und Arbeit in Gang blieben.

Marstrands Kirche lag, wie es sich gehört, in der Kyrkogatan. Das schöne weißgekalkte Steingebäude stammte aus dem Mittelalter, und durch die dicken Wände hörte man schwach die Töne von »Nun naht die Blütenzeit«. Während sie warteten, las Karin an der Kirchenwand die Gedenktafel für Pastor Fredrik Bagge. Die Orgelmusik verstummte, und aus der Kirche kam langsam ein Gefolge schwarzgekleideter Menschen, die meisten von ihnen mit Stock oder Rollator. Ihre Kleidung stand im Kontrast zu der weißen Kirche und den schwellenden Knospen der Bäume.

In Karins Ohren klang noch immer der Choral nach. Der Text gefiel ihr sehr. Besonders die Strophe »näher kommen der Sonne Strahlen, und alles wird neugeboren«, oder hieß es »wird wieder neu«? Sie wusste es nicht mehr. Schön war es jedenfalls. Langsam schritten die Trauergäste auf ein altes rotes Holzhaus zu, das ein Stück die Straße hinunter lag.

»Glaubst du, das da ist das Pfarrhaus oder das Gemeindehaus oder etwas Ähnliches?« Karin sah Folke an.

»Irgend so was«, war seine Antwort.

Ein junger Bursche mit derben Schuhen und dem Hemd über der Hose erwies sich wider Erwarten als Kantor. Von ihm erhielten sie die Information, dass die Kirche zum Pastorat Torsby gehörte, und er gab ihnen sogar die Telefonnummer des Büros.

»Im übrigen steht fast alles am Anschlagbrett.« Er wies auf eine verglaste Tafel an der Ecke von Kyrkogatan und Drottninggatan. »Alle Nummern und Kontaktpersonen.« Karin dankte und kam sich beschueuert vor, weil sie die Tafel nicht gesehen hatte. Auf ihre Bitte rief Folke beim Pastorat Torsby an. Ein Anrufbeantworter teilte die telefonischen Sprechzeiten mit. Der Uhr zufolge müsste das Büro im Augenblick geöffnet sein, doch hatte man vermutlich vergessen, den Anrufbeantworter auszuschalten. Also wählte Karin die nächste Nummer auf dem Anschlagbrett. Nach minutenlanger Orgelmusik wurde sie mit einer Dame verbunden, die auf die Hälfte ihrer Fragen nur zögernd Antwort gab.

»Sagtest du Polizei? Dann ist es wohl das Beste, du sprichst direkt mit dem Pastorat Torsby. Einen Moment bitte.«

Die sich dort meldende Person fragte zunächst leicht irritiert, woher Karin die Direktnummer habe, wurde dann aber bedeutend zugänglicher, als sie hörte, dass Karin von der Polizei war. Sie erklärte ihr, es ginge darum, dass sie einen Ehering mit zwei Namen und einer Jahreszahl in ihren Händen hätten.

»Alle, die heiraten, werden in unser Trauungsbuch eingetragen, vorausgesetzt, die Eheschließung wurde in der Kirche von Marstrand oder jedenfalls in unserem Pastorat vorgenommen. Da die Sache so lange zurückliegt, muss ich ins Archiv gehen und das Buch für das entsprechende Jahr he-

raussuchen. Kann ich dich zurückrufen?«, fragte die Frau, die Inger hieß.

Eine halbe Stunde später meldete sie sich wieder.

»Jetzt habe ich das Trauungsbuch von 1963 vor mir liegen. Wollen mal sehen. Am 3. August 1963, so sagtest du doch?«

»Ja, genau, und die Namen lauten Siri und Arvid.«

Karin deckte den Hörer ab und sagte: »Folke, drück mal die Daumen.« Sie hörte die Frau blättern.

»Nein, tut mir leid, hier habe ich nichts.«

Karin konnte ihre Enttäuschung nicht verbergen.

»Wie schade! Na, jedenfalls vielen Dank!« Sie schüttelte den Kopf, um Folke zu informieren, und wollte gerade auflegen.

»Moment mal! Hier ist etwas. Ja, es stimmt. Seltsam, dass es nicht in chronologischer Reihenfolge steht. Aus irgendeinem Grund kommt es erst nach dem fünften August, obwohl die Trauung bereits am dritten stattgefunden hat. Also, hier habe ich jedenfalls eine Siri und einen Arvid in der Kirche von Marstrand.«

»Tatsächlich? Und was steht sonst noch da?« Karin fühlte, wie ihr Puls schneller schlug.

Bräutigams, Göteborg 1962

Klaviermusik tönte durch den Raum, begleitet von leisem Gemurmel und dem klingenden Laut von Besteck, das an Porzellan stieß, und von abgesetzten Tassen. Er hatte die Hoffnung fast aufgegeben, als die Tür aufging. Er wusste nicht, ob es nur Einbildung war, doch ihm schien, als würde das Gemurmel verstummen und der Pianist kurz zögern, bevor er die Tasten zum nächsten Akkord anschlug. Sie bemerkte seine erhobene Hand. Er sah, wie die Männer in ihren eleganten Anzügen, die ebenfalls im Restaurant saßen, die

Hereinkommende bewundernd anschauten. Vielleicht begriffen auch sie, dass die Frauen an ihrer Seite sich trotz echten Perlenschmucks und teurer Kostüme nicht mit dieser Frau messen konnten. Was sie hatte, ließ sich nicht kaufen.

Er stand auf und zog den Stuhl für sie vor. Dann saß sie ihm also gegenüber. Sie war noch schöner, als er sie in Erinnerung hatte. Die blonden Haare waren hochgesteckt, und sie trug ein ärmelloses blaues Kleid mit Bindegürtel unter dem Busen. Sie lächelte ihn an, und alles rundherum schien zu versinken. Er blickte in ihre grünen Augen mit den bernsteinfarbenen Flecken.

»Ich, ich ...« Ihm fiel einfach nichts Vernünftiges ein, was er sagen konnte. Dabei redete er in der Firma Tag für Tag mit den Kunden und galt als weltläufiger, wortgewandter Mann.

»Mir ist, als sei die Zeit stehen geblieben«, sagte er. »Ich meine ... mir ist, als hätte ich ausgeatmet und brauchte nie wieder einzuatmen.«

6.

»Hallo? Bist du noch da?«, fragte Inger vom Pastorat Torsby.

»Ja, ja, natürlich.« Karin konnte ihre Aufregung nicht verbergen.

»Dann wollen wir mal schauen. Siri und Arvid wurden am 3. August 1963 in der Kirche von Marstrand getraut.«

»Hast du auch ihre Personenkennzahlen?«, fragte Karin.

»Selbstverständlich.«

»Einen Augenblick bitte, ich muss kurz das Telefon weglegen.« Karin packte es auf das breite Mäuerchen um die Kirche, zog das Notizbuch heraus und schlug eine neue Seite auf. Um schreiben zu können, klemmte sie das Telefon mit der Schulter fest. Folke machte keinerlei Versuch, ihr zu helfen. Sie suchte in der Jackentasche, Himmel, wo hatte sie nur das Headset gelassen?

Schließlich bedankte sie sich und wandte sich an ihren Kollegen: »Wir haben eine Personenkennziffer von Siri. Soll ich oder willst du im Revier anrufen, damit sie im Register nachsehen.«

Folke räusperte sich. »Mach du es.« Die Hände auf dem Rücken, spazierte er umher und betrachtete die Tauben, die mit ruckartigen Bewegungen vor der Kirche auf und ab liefen.

Er benimmt sich, als wäre er Rentner, dachte Karin und fragte sich, wie lange er wohl noch zu arbeiten hatte. Auf dem Revier nahm Marita gleich beim ersten Klingelzeichen ab.

»Hallo, Karin! Wie steht's?«, fragte sie fröhlich.

»Na ja«, erwiderte Karin leise knurrend.

»Ich habe gehört, du führst Folke spazieren.«

Karin schaute verstohlen zu ihrem Kollegen.

»Interessante Formulierung, Marita, das besprechen wir später. Jetzt brauchen wir erst mal ein wenig Hilfe, um weitere Angaben zu einer Personenkennziffer zu bekommen.«

»Du meinst, du brauchst ein wenig Hilfe? Folke arbeitet sich wohl nicht gerade tot?«

»Genau.«

Karin hörte Martinas flinke Finger über die Tastatur huschen.

»Siri von Langer«, sagte Martina dann. »Seid ihr noch in Marstrand, 'tschuldigung, *auf* Marstrand, also der Insel, meine ich? Wahrscheinlich muss man eine Von oder Van sein, um dort wohnen zu können. Kontrollier doch mal, ob das stimmt.«

»Kann ich machen«, versprach Karin und dachte an die schwerhörige Elisa mit dem guten Kuchen. Ihr Name war weder mit einem Von noch mit einem Van versehen.

Karin bekam eine Adresse und eine Telefonnummer auf Marstrandsön. Von Langer. Siri musste ein weiteres Mal geheiratet haben, dachte Karin. Folke studierte noch immer die Vögel, und Karin überlegte verärgert, ob sie ihn vielleicht in der Obhut der Tauben zurücklassen und Siri von Langer allein aufsuchen sollte.

»Fiskaregatan«, sagte sie dann nach dem Auflegen doch. »Siri wohnt tatsächlich hier in Marstrand.«

»Wie gehen wir die Sache an?«, fügte sie hinzu.

»Tja, was meinst du?«, erwiderte Folke. Als er sah, dass Karin wohl eine andere Antwort erwartet hatte, fuhr er fort: »Wir haben die Information zu übermitteln, dass ihr Gatte gefunden worden ist, und die Frage zu stellen, ob sie zur Identifizierung in Göteborg erscheinen kann.«

Der Satz klang, als sei er einem Handbuch entnommen, doch für ein Gespräch mit Menschen, die ein Familienmitglied verloren hatten, war es wohl nicht gerade die geeignete Form.

»Das können wir doch nicht machen. Wir sind uns ja nicht mal sicher, dass der Tote wirklich Arvid ist, und einem nahen Angehörigen kann man wohl kaum zumuten, sich ihn anzusehen.« Karin versuchte gar nicht erst, sich diplomatisch auszudrücken, als sie Folke erklärte, sie würde das Gespräch persönlich führen. Wie war der Mann bloß Polizist geworden? Einmal mehr wünschte sie sich Rob her. Der fand immer die richtigen Worte, im Moment allerdings fand er überhaupt keine. Er lag mit geschwellenem Hals zu Hause, jetzt hatte es auch noch die Nebenhöhlen erwischt, und ihm war die Stimme weggeblieben.

Der Kirche schräg gegenüber lag ein Frisiersalon, und Karin trieb Folke mehr oder weniger dorthin, damit er nach dem Weg zur Fiskaregatan fragte. Die Zwischenzeit nutzte sie zum Telefonieren.

»Hallo, Rob, hier ist Karin. Wie geht's dir?«

Rob krächzte in den Hörer. Karin erklärte ihm die Situation und berichtete von Folkes Sprachlektionen. Rob lachte, bis ein Hustenanfall dazwischenkam und sie auflegen mussten. Es würde bestimmt noch einige Zeit dauern, bis er wieder im Dienst war, dachte Karin enttäuscht. Für sie selbst hieß das, dass sie mit dem *fleißigen* Folke vorliebnehmen musste.

Vermutlich hatte der die Wegbeschreibung des Friseurs missverstanden, denn nach einem halbstündigen Marsch über das Kopfsteinpflaster der Straßen waren sie noch immer nicht an Ort und Stelle. Ein Mann auf einem Transportmofa, den der Aufdruck auf seiner blauen Arbeitsjacke als »Elektro-Otto« auswies, half ihnen schließlich weiter.

Das Haus war eine pompöse weiße Holzvilla vom Beginn des vorigen Jahrhunderts, mit hohen Fenstern und prächtig verzierten Umrandungen. Die Treppe zum Eingang bestand aus Blöcken von Bohuslän-Granit und war mit einem schmiedeeisernen Geländer versehen. Ein eleganter Messingklopfer mit dem Namen »von Langer« war in der Mitte des rechten Türflügels angebracht.

Karin hatte keine Ahnung, was sie sich vorgestellt hatte, aber Siri von Langer erwies sich als elegante Frau mit dunklem Pagenkopf und diskretem Make-up. Bei jeder Bewegung klapperten ihre hochhackigen Schuhe auf dem klinkerbelegten Boden. Sie hielt sich sehr gerade und trug ein geschmackvolles, etwas zu eng sitzendes graues Kostüm. Um den Hals hatte sie ein Armani-Tuch geschlungen. Die Besucher stellten sich vor, und Karin fragte, ob sie ein paar Minuten Zeit für sie hätte. Im Hinblick auf die Kleidung der Frau erwartete sie, dass diese aus dem Haus gehen wollte, aber Siri von Langer bat die beiden einzutreten. Das Innere der Villa schien einer Einrichtungszeitschrift entnommen, mit Tapeten von Laura Ashley und dazu passenden Stoffen und Bezügen. Schön und stilvoll, jedoch unpersönlich, abgesehen von ein paar Fotos der Enkelkinder, die über dem Sofa hingen. Echte Teppiche bedeckten das Fischgrätenmuster des Parketts, und in einer Ecke des Raumes thronte ein Kachelofen.

»Schön«, sagte Karin und wies auf den Ofen.

»Italienisch, würde ich tippen«, sagte Folke zu Karins Erstaunen.

»Bravo!« Siri klatschte entzückt in die Hände. »Völlig richtig. Wir haben ihn in der Toskana gefunden. Ist er nicht phantastisch! Ich habe mich absolut in ihn verliebt, also haben wir ihn gekauft.« Sie schaute den Kachelofen voller Bewunderung an.

»Er hat eine so wuuunderbare Platina.«

Platina?, dachte Karin und konnte sich kaum das Lachen verkneifen. Die Frau musste ›Patina‹ meinen. Man warf hier mit feinen Wörtern um sich, die man nicht beherrschte. Karin schaute bittend zu Folke. Der hatte gerade den Mund geöffnet, konnte ihn jetzt aber, ohne jede Sprachlektion, gerade noch schließen. Siri redete noch immer über den Ofen. Ihre Stimme klang gepresst, wahrscheinlich weil sie immerzu den Bauch einzog. Am Ende konnte sich Karin kaum auf Siris Worte konzentrieren, sondern verfolgte die angestrengte Atmung der Frau und beobachtete, wie sie sich abwandte und dann, wenn man sie nicht im Profil sah, tief durchatmete.

»Als wir ihn hergebracht hatten, gab es allerdings erst ein Problem. Hier konnte ihn niemand wieder aufbauen. In Italien verwendet man anscheinend eine andere Technik. Wir mussten den Mann, der ihn für uns abmontiert hatte, einfliegen lassen. Zwei Wochen hat er gebraucht, um ihn erneut zusammenzusetzen.« Und das war bestimmt nicht billig gewesen, dachte Karin, während sie nach einem vernünftigen Übergang zu dem suchte, was sie zu berichten hatten. Den ganzen Weg über hatte sie gegrübelt, was sie sagen sollte. Da der Mann schon so lange tot war, hätte die Aufgabe eigentlich leichter sein müssen, als wenn man einen kürzlich eingetretenen Todesfall mitzuteilen hatte. Karin aber fand die Situation derart ungewohnt, dass es ihr schwerfiel, die richtigen Worte zu finden. Was sagt man einer Frau, deren Mann vor vierzig Jahren verschwunden ist und den man jetzt vermutlich, eingemauert in einem Vorratskeller, wiedergefunden hat?

»Wie gesagt, wir kommen von der Polizei. Vielleicht können wir uns setzen?«

»Darf ich etwas anbieten?«, fragte Siri.

Karin lehnte dankend ab, und sie nahmen vorsichtig auf der grauen Couch Platz. Siri setzte sich in einen Lehnssessel.

Karin holte tief Luft und begann: »Bist du die Siri, die mit Arvid Stiernkvist verheiratet war?«

»Ja«, erwiderte Siri leise und faltete die Hände im Schoß. Karin schaute kurz zu Folke, der ausnahmsweise mitzuziehen schien.

»Ihr Mann Arvid ist ja vor vielen Jahren verschwunden«, sagte er erstaunlich sanft.

Siri nickte, schwieg aber. Auf der weißlackierten Treppe aus dem Obergeschoss waren Schritte zu vernehmen. Ein hochgewachsener Mann erschien. Offensichtlich hatte er geschlafen, nun fuhr er sich mit der Hand durch das schütterere Haar und betrachtete erstaunt die Besucher.

»Mein Mann Waldemar«, erklärte Siri und stellte Karin und Folke als Polizisten vor.

»Polizei? Ist etwas passiert?« Waldemar wirkte beunruhigt.

»Nein, nein. Geh du dich noch etwas ausruhen«, sagte Siri.

Waldemar stellte sich neben seine Frau und legte ihr die Hand auf die Schulter. Karin wusste nicht, ob oder wie sie weitermachen sollte, jetzt da der Gatte anwesend war. Ihr kam es vor, als wollte Siri allein mit ihnen sprechen, doch Waldemar machte keine Anstalten zu gehen. Folke wandte sich dem Paar zu: »Wir haben draußen auf Hamneskär eine Leiche gefunden, von der wir glauben, dass es dein erster Mann Arvid sein könnte.«

Zu Karins Erstaunen reagierte nicht Siri am stärksten, sondern Waldemar. Er geriet ins Wanken und griff nach der Lehne des Sessels, auf dem Siri saß. Sein Gesicht war kreideweiß, und er sah aus, als wäre ihm ein Gespenst begegnet. Karin machte ein paar rasche Schritte auf ihn zu. Er ließ sich behutsam zur Couch führen, auf die er niedersank,

»Ich glaube, ich mache uns einen Tee.« Siri stand auf und verschwand durch die dekorative Glastür außer Sichtweite. Die in prächtigen Farben gehaltene, bleigefasste Tür zeigte

ein Dschungelmotiv, einen auf einem Ast sitzenden Papagei. Karin fing Folkes Blick auf und deutete auf Waldemar, bevor sie Siri in die Küche folgte. Die war im Begriff, den Wasserkocher zu füllen, holte dann flache, antike Teetassen mit schönem blauem Muster aus dem Schrank und stellte sie auf ein Tablett. Karin fragte, ob sie behilflich sein könne. Die Frau schüttelte den Kopf.

»Es tut mir leid, dass wir hier so auftauchen ...«, begann Karin vorsichtig.

Plaudern war nicht gerade ihre starke Seite. In Situationen wie diesen wünschte sie, es besser zu können, ansonsten verabscheute sie Menschen, die einfach drauflosredeten, ohne wirklich etwas zu sagen.

»Wie schön du es hier hast. Unglaublich geschmackvoll«, sagte sie schließlich.

»Ja, seit die Kinder ausgezogen sind, bleibt uns mehr Zeit für uns und das Haus. Allerdings sind nun auch Enkelkinder dazugekommen.«

»Wie viele Kinder hast du?«, fragte Karin.

»Drei. Einen Sohn und zwei Töchter. Unser Schwiegersohn arbeitet als Immobilienmakler und ist sehr gefragt. Er ...«

Die Türen der Küchenschränke waren in einer kräftigen Farbe gehalten, die Karin als »Englischrot« bezeichnen würde. Sie empfand einen starken Kontrast zwischen der warmen Farbe und der Frau, die soeben erfahren hatte, dass man ihren ersten Mann gefunden hatte. Natürlich wusste Karin, dass Menschen, die eine Todesnachricht erhielten, sehr unterschiedlich reagierten. In diesem Fall war die Nachricht vom Tod des Mannes ja auch nicht gerade überraschend gekommen. Schon eher dürfte es eine Überraschung sein, dass man ihn nach so langer Zeit überhaupt noch gefunden hatte, und was zum Teufel machte er im Vorratskeller von Pater Noster?

Karins Gedanken kehrten in die Gegenwart zurück, in der Siri den Tee eingeschenkt hatte. Jetzt nahm sie das Tablett mit den Tassen, und beide kehrten ins Wohnzimmer zurück. Mitten auf dem Perserteppich blieb die Frau plötzlich stehen. Folke und Waldemar drehten sich zu ihr um.

»Teelöffel«, sagte Siri verwirrt. »Ich habe die Löffel vergessen.«

»Ich hole sie.« Karin ging in die Küche zurück und sah die Löffel auf der Anrichte liegen. Die bestand aus massivem dunklem Holz, in das ein Kochfeld eingelassen war. Dicht daneben stand eine Reihe Flaschen auf einem viereckigen Keramiksteller mit aufgemalten Katzen. Olivenöl Grappolini extra vergine, Balsamico-Essig extra-alt und Trüffelöl. Sie streckte die Hand nach den Löffeln aus, einer aber entglitt ihr und fiel zu Boden. Als sie sich bückte, bemerkte sie unter der Küchenplatte einen Fünfliterkanister Olivenöl aus dem Supermarkt. Plötzlich hatte es fast etwas Komisches, dass man Siris verstorbenen Mann ausgerechnet in einem Vorratskeller gefunden hatte. Karin begriff, dass es als äußerst unpassend empfunden werden musste, dass er ausgerechnet dort gelegen hatte.

Nachdem sie die Löffel ins Wohnzimmer gebracht und wieder Platz genommen hatte, wandte sie sich an Siri, die an ihrem Tee nippte. »Verkraftest du noch ein paar Fragen?«

»Es ist so lange her«, erwiderte diese und stellte vorsichtig ihre Tasse ab.

»Erinnerst du dich an das Datum deiner Trauung?«, fragte Karin.

»... nein, doch ja, der 3. August 1963 war es ...«, antwortete Siri nach kurzer Bedenkzeit leicht verwirrt. Karin beugte sich vor und strich der Frau über den Arm.

»Kein Problem. Nach so langer Zeit kann man leicht etwas vergessen.«

»Ich habe es keineswegs vergessen! Ich weiß, dass der Pastor Simon Nevelius hieß – wer kann sich schon an so etwas erinnern?«, fauchte Siri beleidigt und entzog sich Karin hastig.

»Bitte entschuldige, aber wir müssen diese Fragen stellen, um vielleicht herauszufinden, was passiert ist. Wir wissen, dass unmittelbar nachdem das damals geschehen war, eine Ermittlung stattgefunden hat, doch würden wir, wenn möglich, gern noch einmal alles von dir hören.«

Ohne zu zögern, berichtete Siri von dem Segelunfall. Die Worte kamen klar und präzise. Dass sie vier Leute auf dem Boot gewesen waren, im Marstrands-Fjord waren aber zwei von ihnen über Bord gegangen und dann als vermisst gemeldet worden.

»Wir haben die Leiche ja auf Pater Noster gefunden. Hast du eine Idee, wie sie dahingekommen sein könnte?«

Siri schüttelte langsam den Kopf: »Vielleicht ist es ihm ja gelungen, sich dorthin zu retten, oder er ist ertrunken und wurde auf die Felsen geschwemmt. Keine Ahnung. Warum aber lag er nur im Vorratskeller?«

Karin beschloss, die Frage zu ignorieren und stattdessen zu sehen, welche Möglichkeiten sich zur Identifikation des Mannes noch boten, damit sie Siri den Anblick der Leiche ersparen konnten.

»Wir haben zwar einen Ehering, würden aber gern wissen, ob du dich an den Zahnarzt erinnerst, zu dem dein Mann ging.«

»Das weiß ich wirklich nicht«, erwiderte Siri. Sie hielt die Teetasse mit beiden Händen, trank aber nicht. Ihre Hände zitterten leicht, und Waldemar beugte sich zu ihr hinunter. Vorsichtig nahm er ihr die Tasse ab und stellte sie auf die Untertasse.

»Hast du ein paar Fotos von Arvid, beispielsweise euer Hochzeitsfoto?«

Siri wirkte abwesend, und ihre Antwort klang, als stellte sie sich die Frage selbst. »Wo könnten die sein? Auf dem Boden? Ja, ich kann natürlich danach suchen.«

»Könnte ich ihn nicht persönlich identifizieren?«, fragte sie dann.

Karin dachte an den Anblick der Leiche und antwortete mit gut überlegten Worten.

»Ein Körper verändert sich rasch nach Eintritt des Todes. Es ist nicht sicher, dass du ihn identifizieren kannst, und vielleicht ist es auch besser, ihn so in Erinnerung zu behalten, wie er im Leben gewesen ist.«

Siri nickte langsam. Dann schien ihr plötzlich ihre Gastgeberrolle wieder einzufallen.

»Aber, ihr habt ja gar nichts von eurem Tee getrunken.« Sie warf einen Blick auf die Uhr und zuckte zusammen.

»Himmel! Um sieben ist bei Waldrins der Empfang zum Sechzigsten, wir müssen uns fertigmachen.«

Karin schaute, wie spät es war. Drei Uhr. Benötigten diese Leute vier Stunden zum Umziehen?

»Sie haben vielleicht schon von der Familie Waldrin gehört?« Ohne eine Antwort abzuwarten, plapperte Siri drauflos. »Wirklich wunderbare Menschen. Milliardäre, aber ungemein bodenständig. Wir kennen sie sehr gut. Ganz Marstrand kommt dorthin.«

Karin bezweifelte, dass wirklich ganz Marstrand kommen würde, konnte sich die Frage aber nicht verkneifen: »Also heute hat man dort für alle Marstrander ein offenes Haus, wie schön.«

»Nein, Himmel nein, natürlich nicht. Aber alle unsere Bekannten sind eingeladen«, entgegnete Siri und fragte im nächsten Atemzug: »Ist es kühl draußen?«

»Typisch wechselhaftes Frühlingswetter. Kalter Wind, in der Sonne aber ist es warm«, gab Karin zur Antwort.

»Ich werde wohl meinen Pelz nehmen, um nicht zu frieren.«

Karin glaubte nicht, dass die Wahl der Kleidung irgendetwas mit der kühlen Luft zu tun hatte.

Als sie dann wieder im Wagen saßen, um zurück nach Göteborg zu fahren, sagte Folke: »Komisch, dass jemand nicht sofort sein Hochzeitsdatum weiß«. Er war wirklich ein Mann mit Sinn für Details, leider aber nicht für größere Zusammenhänge. Jedenfalls sah Karin ihn so.

»Ihr ist es dann doch noch eingefallen. Aber dass sie den Namen des Pastors wusste? Weißt du den noch, Folke?«, fragte Karin.

Der überlegte eine Weile: »Nein, wirklich nicht.«

Wider Erwarten fand Karin einen Parkplatz vor der Wohnung auf der Gamla Varvsgatan. Es war Montagabend und genau die Woche, in der üblicherweise die Reinigung der Karl Johansgatan erfolgen sollte, die durchs ganze Viertel führte. Manchmal fiel die Sache aber auch aus, trotzdem wurde nur selten versäumt, all denen einen Strafzettel zu verpassen, die dort, wo eigentlich gefegt werden sollte, parkten. Zwei Minuten nachdem sie das Auto abgestellt hatte, bogen drei Wagen mit entnervten Fahrern um die Ecke, die vergeblich nach einer Parklücke Ausschau hielten. Zum Glück war sie früher von der Arbeit weggekommen.

Karin steckte den Schlüssel ins Schloss und öffnete die Tür. Das Flurlicht schaltete sie gar nicht erst ein, sammelte nur die Post vom Boden auf und ging in die Küche, wo sie die Briefe neben die Kaffeemaschine legte. Die gehörte nicht ihr, sondern Göran. Sie hängte ihre Jacke über den Küchenstuhl und öffnete einen der Küchenschränke. Die Teller waren sei-

ne, das war also einfach. Die Gläser hingegen gehörten ihr, aber wie sollte sie mit den Sachen verfahren, die sie gemeinsam geschenkt bekommen oder angeschafft hatten? Sie schloss die Schranktür wieder und setzte sich. Nein, es war zu deprimierend, hier in der Wohnung zu bleiben.

Sie könnte doch zum Segelboot fahren, das draußen im alten Hafen von Långedrag lag. Wenn sie dafür allerdings das Auto nahm, würde es bei der Rückkehr absolut unmöglich sein, einen Parkplatz zu finden. Scheißegal, dachte sie. Wozu hat man ein Auto, wenn man es nicht benutzt?

Eine halbe Stunde später parkte sie am Alten Hafen in Långedrag und ging an Bord des Segelboots. Ihr war, als würden sämtliche Probleme von ihr abfallen.

»Hallo, du«, sagte sie leise und streichelte das kalte Stahldeck. Das Boot gehörte ihr, und das war ein Glück. Sie hätte sich nie von ihm trennen können.

»Heute komme ich allein«, sagte sie, noch immer in der Hocke, die Hand auf dem Deck. »Göran wird nicht mehr mit uns segeln.« Sie schaute umher, um sicherzugehen, dass sie keiner hörte. Bestimmt fuhr man eine Menge Gaga-Punkte ein, wenn einer mitkriegte, dass man mit seinem Boot redete. Sie schloss den Niedergang zur Kajüte auf und stieg die beiden Holzstufen hinunter. Es roch schwach nach Diesel und Petroleum, ein Geruch, der ihren Körper wie immer schnell entspannte.

Sie goss etwas Brennspritus auf einen Wattebausch und legte ihn in den rostfreien runden Heizofen. Das Modell der Marke Refleks war altbewährt und erwärmte die Kajüte auf angenehme Weise. Außerdem hatte man ihn klugerweise mitten im Boot platziert, und er besaß eine Kochplatte, umgeben von einem kleinen Schutzgitter, weshalb man darauf auch Essen kochen konnte. Das Schutzgitter war besonders wichtig bei schwerem Wetter, da es die Kochgefäße am Umkippen

hinderte, wenn das Boot in Schräglage geriet. Das Ventil für den Diesel hatte sie bereits aufgedreht, und als sie das Feuerzeug an den Wattebausch hielt, gab es ein leichtes Verpuffen, und der Ofen war in Gang. Sie füllte den Kessel mit Wasser und stellte ihn auf die Kochplatte. Dann legte sie sich auf eine der Bänke und genoss das beruhigende Schaukeln des Bootes.

Das Pfeifen des Teekessels weckte sie. Sie packte den Rucksack aus und machte sich von dem Mitgebrachten ein paar Brote. Tee und Stullen schmeckten nirgends so gut wie an Bord. Draußen war es dunkel geworden, und die Petroleumlampe über dem Tisch verbreitete ein behagliches Licht. Sie legte eine CD ein. Evert Taube, gesungen von seinem Sohn Sven-Bertil, ertönte aus den Lautsprechern. Karin griff nach der Seekarte, die auf dem Navigationstisch lag. Göran würde sagen, hier sehe es unaufgeräumt aus, man habe Seekarten nicht draußen herumliegen, wenn man gut festgebunden im Hafen liege. Für Karin aber hatte das mit Gemütlichkeit zu tun. Sie ließ den Finger von Lysekil rein nach Malö strömmar und raus zu Kåringön und Gullholmen wandern. Dann weiter nach Süden, vorbei an Klädesholmen, dem Leuchtturm Barrlind und durch den Marstrand-Fjord. Selbst mit geschlossenen Augen konnte sie die Orte vor sich sehen. Sie las die Namen der Fjorde, der Inseln und kleinen Felsen-eilande, während Sven-Bertil Taube die wundervollen Lieder seines Vaters sang.

...Wer rudert herbei durch die brandende See? Ein Fräulein, Herr Flinck, kommt allein im Boot. Es bläst, laut brüllt der Nordwest... Karin hatte den Liedern von Kindheit an gelauscht. Als sie aufwuchs, verbrachte die Familie jeden Sommer im Segelboot, und abends hockte sie mit ihren Eltern im Cockpit, um zu planen, wohin die Fahrt am nächsten Tag gehen sollte. Eigentlich war schon längst Schlafenszeit gewesen,

aber weil sie so großes Interesse zeigte, erlaubten ihre Eltern, dass sie aufblieb.

Ihr Vater wusste viel über die Geschichte Bohusläns, und wenn er erzählte, bekamen die flachen Inseln auf der Seekarte Leben. Bohuslän war eine Schatzkammer, zu der sie den Schlüssel von ihm bekommen hatte. Das Boot der Eltern glich mehr einem Fischerboot als einem Segelboot und war tatsächlich auch mal ein Trawler gewesen. Die Fischer in den Häfen hoben drohend die Faust, wenn die Sommerfrischler in ihren Plastikbooten ankamen, doch für den blauen Trawler machten sie bereitwillig Platz. Der war zwar ebenfalls aus Plastik, aber hatte blutrot gegerbte Segel und das richtige traditionelle Aussehen. Ihr Vater plauderte stets mit den Fischern, und Karin lauschte und versuchte den breiten Dialekt zu verstehen, während sie Muscheln und schöne Steine suchte. Ganz besonders schöne Muscheln fand sie dort, wo die Fischer ihre Netze säuberten.

Karin lächelte bei den Erinnerungen. Onkel Åke auf Lilla Kornö, der zu Mittsommer immer Schifferklavier gespielt und ihren vergessenen Pullover einen ganzen Winter lang aufbewahrt hatte, um ihn ihr im nächsten Sommer zurückzugeben. Fritz, der Hafenmeister auf Ramsö südlich der Kosteröarna, der einen ordentlichen Whisky nie ablehnte und anschließend zum nächsten Besucherboot stolperte. Tante Gerda auf Kalvön, die in ihrem Steinplattenofen Brot und Backwaren buk, von denen sie Karin und ihrem Bruder Kostproben anbot, wenn sie bei ihrem Mann Sture Krabben kauften. Diese Fischer mit ihren tüchtigen Frauen waren die letzten ihres Schlages, mit ihnen ging eine ganze Epoche zu Ende. Keiner von ihnen fischte mehr, und nur wenige waren noch am Leben.

Onkel Stures Boot hatte man an einem schönen Oktobertag in den Wellen treibend gefunden. Mit seinen siebenundacht-

zig Jahren hatte er die Hälfte seiner Hummerkörbe leeren können, dann war er vermutlich über Bord gegangen. Er wurde nie gefunden. Ihr Vater sagte, er glaube, dass Onkel Sture es genauso gewollt hätte. Als der nächste Sommer kam, hatte Karin nicht baden wollen, weil sie an Onkel Sture dachte, der dort irgendwo im Wasser lag. Jetzt, beim Gedanken an Arvid Stiernkvist und Pater Noster, verspürte sie dasselbe schaurige Gefühl.

Dann kam ihr eine Idee. Das Boot könnte doch ihr Zuhause werden. Sie würde einfach hier wohnen. Ihr fielen auch noch andere Leute ein, die an Bord wohnten. Sie schaute sich um. Die Jacht war vom Typ Kocker-Imram, eine ziemlich ungewöhnliche französische Stahlyacht mit einer Länge von zweiunddreißig Fuß. An Bord dieses kaum zehn Meter langen und drei Meter breiten Schiffs gab es eigentlich alles, was sie brauchte, außer Dusche und Waschmaschine. Gleich hinter dem Niedergang befand sich links der Navigationstisch und rechts die Toilette. Geradeaus lag linker Hand eine kleine Pantry und rechter Hand die Heizanlage. In der Mitte des Bootes hatte ein Tisch Platz gefunden mit Bänken auf beiden Seiten, die lang genug zum Schlafen waren. Im Vorschiff befand sich ein großer dreieckiger Schlafplatz, und nach achtern lagen zwei weitere Kojen. Es gab ausreichend Stauraum und einen kleinen Kühlschrank, in den erstaunlich viel hineinpasste, wenn man es nur richtig stapelte.

Karin öffnete die Bar in der Pantry und wählte sorgfältig zwischen den Flaschen mit Single Malt Whisky. Letzten Endes entschied sie sich für einen siebzehnjährigen Ardbeg. Den hatte sie vor der schottischen Westküste in der Destille auf der Insel Islay gekauft, wohin sie gesegelt war. Mit diesem Boot, dachte sie. Und mit Göran. Sie schenkte sich ein Glas Whisky ein und tat einen Schluck Wasser hinzu. Dieses Glas beschloss sie auf ihr neues Zuhause zu erheben, und ein

paar Tropfen träufelte sie auch ins Cockpit. Dann zog sie sich die Schuhe an, ging an Deck und ließ ein paar weitere Tropfen ins dunkle Salzwasser fallen. Ich bin vielleicht albern, dachte sie, hatte bei dem Ritual aber zugleich ein gutes Gefühl.

Einen kurzen Moment saß sie im Cockpit und schaute auf den Sternenhimmel, bevor sie die Heizung herunterdrehte und sich im Spülbecken der kleinen Pantry die Zähne putzte. Sie stellte den Wecker ihres Mobiltelefons früher als üblich, damit sie noch in die Wohnung fahren und vor der Arbeit duschen konnte. In der Dunkelheit, die sie umhüllte, als sie das Licht der Petroleumlampe ausgeblasen hatte, fühlte sie sich sicher und geborgen. Tastend ging sie ins Vorschiff und schlüpfte unter die Decke. Die Bettwäsche war kalt und klamm, und sie rollte sich zusammen. Ein paar Minuten später war sie warm geworden und schlief beim Klang der Regentropfen ein, die aufs Deck herunterprasselten.

Pater-Noster-Leuchtturm, September 1962

Die Mutter hatte ihr immer gesagt, dass man nie etwas umsonst bekam. Eine Leuchtturmmeisterfrau wie Mutter verstand es, auf sich aufzupassen. Die Eltern vertrauten Elin, obwohl auch sie bemerkt hatten, welche Veränderung mit ihr vorgegangen war.

Sie hatte keineswegs vor, sich einfach mitreißen zu lassen, doch jedes Mal, wenn Arvid und sie sich trafen, schien sich zwischen ihnen Wärme auszubreiten. Sie konnte nicht anders als lächeln, wenn sie an ihn dachte.

Elin hatte von Anfang an deutliche Regeln aufgestellt und gedacht, das würde ihm bald die Lust nehmen. Es war aber nicht passiert, sondern er hatte ihre Wünsche respektiert.

Sie waren spazieren gegangen, doch niemals in Marstrand. Sie hatten nächtelang geredet, waren zusammen gesegelt und hatten gelesen. Sie liebte es, den Kopf auf seinen Schoß zu legen und ihm beim Lesen zuzuhören. Aus seinem Mund klangen die Worte anders, die Gestalten erhielten Leben, bestanden aus Fleisch und Blut. Er war der Held, der Gentleman, und sie die Prinzessin. Arvid war genauso begeistert von Evert Taubes Musik wie sie selbst, und sie hatten zusammen getanzt und gesungen.

Er hatte sie nach Hause begleitet, um ihre Eltern kennenzulernen. Der Leuchtturmmeister hatte ihn mit seinem prüfenden Blick angeschaut, aber nichts anderes gesehen als einen verlässlichen Kerl, der ihm geholfen hatte, wegen des dichten Nebels Knallschüsse abzufeuern, und der interessiert zugehört hatte, als er ihm erklärte, wie der Leuchtturm funktionierte. Die Mutter hatte das Sonntagsgeschirr aus dem Schrank geholt und zu Kaffee und sieben Sorten Backwerk eingeladen.

Langsam wagte Elin zu glauben, dass er nicht nur ihren Körper sah, sondern ihre ganze Person.

7.

Am Mittwochmorgen kurz vor neun glitt ein dunkelgrüner Jaguar auf den Parkplatz der Rechtsmedizin am Medicinargerget und stellte sich quer über zwei Parkflächen. Aus dem Wagen stieg Siri von Langer, bekleidet mit einer schwarzen Hose, einem blassrosa Jackett und passenden Schuhen von Chanel. Karin ging ihr entgegen, verwundert, dass ihr Mann nicht mitgekommen war.

»Ich nehme normalerweise den Volvo, aber heute Morgen war Waldemar schon damit weggefahren«, erklärte Siri, als hätte Karin etwas zur Wahl ihres Autos gesagt.

»Möchtest du, dass ich jemanden zu deiner Unterstützung anrufe?«, fragte Karin.

»Waldemar hat schlechte Nerven. Das hier geht schon in Ordnung.«

Karin legte einen Parkzettel in den Jaguar. Siri zog einen Schlüsselbund aus der Tasche, schloss das Auto ab und ging mit durchgedrücktem Rücken, die Handtasche fest umklammernd, an Karins Seite. Sie sah angespannt aus. Karin fragte sich, ob sie Waldemar überhaupt von ihrem Vorhaben erzählt hatte. Vermutlich nicht. Karin folgte ihr in die Pathologie, hielt sich aber im Hintergrund. Dort brannte eine Kerze, und es gab zwei Stühle für Besucher. Siri blieb stehen und sah den dort liegenden Mann an.

»Arvid, Arvid«, sagte sie. »Wie du aussiehst ... dass es so kommen musste.« Sie zögerte einen Augenblick, bevor sie

sich langsam der Leiche näherte und auf einem der Stühle Platz nahm.

»Wo ist sein Ehering?«, fragte sie plötzlich.

Karin dachte, dass sich vielleicht keine bessere Gelegenheit ergeben würde, um von dem gefundenen Ring zu berichten.

»Wir können uns hinterher vielleicht irgendwo hinsetzen, um alles durchzugehen. Nimm dir hier die Zeit, die du brauchst.«

»Ja, danke. Hoffentlich nimmst du es mir nicht übel, wenn ich dich bitte, mich allein zu lassen.«

»Nein, ganz und gar nicht. Ich warte draußen.« Karin verließ den Raum. Zehn Minuten später kam Siri nach.

Karin hatte ein Zimmer gefunden, in dem sie sitzen konnten, aber dem Raum merkte man Sparmaßnahmen und Gleichgültigkeit an, und Karin brachte es nicht fertig, da drinnen zu bleiben.

»Entschuldigung, aber hier wirkt es so stickig. Wollen wir uns nicht lieber draußen auf eine Bank setzen?«

Die Luft ließ sich sofort leichter atmen, als die automatischen Türen aufgingen. Siri sah entspannter aus, als sie auf einer Parkbank unter einer rosa blühenden Japanischen Kirsche Platz nahmen. Welche Schneeglöckchenblätter hingen schlaff auf die Beete an der Krankenhaus-Südseite herunter. Zwischen ihnen standen ganze Gruppen von Osterglocken, die an einem sonnigen Tag jederzeit aufblühen konnten. Siri blickte sich um, als hätte sie jemand ganz Bestimmtes erwartet. Dann holte sie einen Taschenspiegel aus einem vergoldeten Etui und zog sich die Lippen nach.

»Der Ring? Arvids Ehering?«, fragte sie noch einmal.

»Er hatte ihn nicht am Finger, als er gefunden wurde.«

»Warum nicht? Also ich meine, wo war er denn?« Siri sah Karin an.

Die überlegte, wie sie der Frau erklären sollte, dass Arvid den Ring nicht bei sich hatte. Am besten, sagte sie, wie es war.

»Wir wissen es nicht. Der Ring wurde erst nach dem Fund der Leiche entdeckt.«

»Kann ich ihn zurückbekommen?«, fragte Siri.

»Natürlich. Sobald die Spurensicherung fertig ist.« Karin atmete tief durch. »Man wird eine Obduktion vornehmen.«

Siri schaute ihr starr in die Augen.

»Ist das wirklich nötig?«

»Wir sind bereits von den Regeln abgewichen, als wir dir gestattet haben, ihn vor der rechtsmedizinischen Untersuchung zu sehen.«

»Habe ich nicht schon genug durchgemacht?« Siri warf den Kopf in den Nacken.

»Wir müssen versuchen herauszubekommen, wann er gestorben ist. Es tut mir leid, aber so ist der Ablauf.«

»Der Ablauf? Bist du dir im Klaren darüber, dass ich den Polizeidirektor kenne?«, fragte Siri.

»Nein, das wusste ich nicht, aber wir tun das hier ja in erster Linie, damit die Familie und die Polizei eine Antwort auf all ihre Fragen bekommen. Damit du, ihr, die Sache hinter euch lassen könnt.«

»Ich habe sie schon hinter mir gelassen. Ich will nicht länger darin wühlen«, entgegnete Siri. »Heute Nachmittag spreche ich mit dem Bestattungsinstitut. Wann kann die Leiche abgeholt werden?« Die Frage erfolgte kalt und präzise. Siri musterte ihre Hand und drehte am Ehering, so dass der große Stein genau über den drei kleineren des Verlobungsrings saß.

»Ich rufe an, sobald ich Bescheid habe«, sagte Karin.

Siri stand auf, und Karin begleitete sie zum Wagen.

Ein Mann mit einem Teleobjektiv beobachtete sie aus der Ferne.

Die Strecke vom Medicinarberget zum Polizeigebäude war kurz, aber Straßenarbeiten und Schulklassen auf Stadtbesuch sorgten dafür, dass die Fahrt an diesem Morgen alles andere als schnell ging.

Als Karin gerade dabei war, Carsten von den morgendlichen Ereignissen zu berichten, wurde sie von einem Klopfen an der Tür unterbrochen. Es war Jerker von der Spurensicherung, der gerade erst von seiner Hochzeitsreise zurückgekehrt war und dem es unverschämt gut zu gehen schien. Er hielt einen kleinen Gegenstand zwischen Daumen und Zeigefinger. Karin erkannte den Ehering sofort wieder, mit dem Roland, der Bauleiter auf Hamneskär, zu ihnen gekommen war.

»Der Bericht folgt später, aber ich dachte, ihr wollt den hier wiedersehen. Oder vielleicht vor allem etwas über ihn hören.« Jerker wirkte geheimnisvoll.

»Hattet ihr eine schöne Hochzeitsreise?«, fragte Karin.

»Wunderschön, danke der Nachfrage. Sonne und Meer.« Karin konnte Jerker ansehen, dass er etwas erzählen wollte, und zwar nicht von der Hochzeitsreise. Er wusste nicht, auf welchem Bein er stehen sollte, und sank schließlich auf einen der Besuchersessel. Er saß auf der äußersten Kante, als wollte er gleich wieder los, hätte keine Ruhe, sich ordentlich hinzusetzen und anzulehnen.

»Ich habe doch bei jeder Menge Juweliere nach einem Ehering für meine Frau gesucht, und jetzt geht mir eine Sache nicht aus dem Kopf, was diesen Pater-Noster-Burschen betrifft.«

»Arvid«, korrigierte Karin.

»Ja, ich weiß. Ich habe heimlich in die Papiere geguckt. Seht euch meinen Ring an.« Er zog ihn vom Finger. Ein weißer Streifen wurde am linken Ringfinger sichtbar, dort, wo die Sonne nicht hingekommen war. »Wir haben uns ja nicht erst

verlobt, sondern gleich geheiratet, was bedeutet, dass ich diesen Ring hier nur die zwei Wochen seit unserer Hochzeit getragen habe. Nicht besonders lange, aber schaut mal, wie viele Kratzer ich mir eingehandelt habe, und dann seht euch mal die Gravur innen an.«

Karin nahm den Ring. Carsten beugte sich vor, um besser sehen zu können.

»Und?«, fragte er auffordernd.

»Arvid schien sich auch nicht verlobt, sondern gleich geheiratet zu haben, weil ja nur ein Datum im Ring steht. Wenn wir nun die Außenseite des Rings betrachten, sehen wir zwar ein paar wenige Kratzer, doch die sind sehr speziell.« Jerker war jetzt ganz aufgeregt und schien verwundert, dass die Schrammen des Rings nur auf ein so kühles Interesse stießen.

»Nun gehen wir zurück zu meinem Ring. Macht mal eure ab, dann versteht ihr, was ich meine.« Karin wand sich ein wenig und sah, dass Carsten vergeblich versuchte, Jerker ein Zeichen zu geben, als er seinen eigenen Ehering auf den Schreibtisch legte.

»Du auch, Karin«, sagte Jerker.

»Ich habe meinen nicht mehr«, erwiderte Karin und sah aus dem Augenwinkel, dass Carsten leicht den Kopf schüttelte, was an Jerker aber spurlos vorüberging. Er begriff noch immer nicht, was mit Karins Verlobungsring passiert war.

»Hast du ihn verloren?«

»Ich habe weder den Ring noch den Verlobten mehr«, verdeutlichte sie, und bevor er etwas erwidern konnte, fügte sie hinzu: »Ist schon in Ordnung, Jerker. Konntest du ja nicht wissen. Mach weiter, bevor wir vor Spannung platzen.«

Jerker tätschelte Karin unbeholfen den Arm, bevor er fortfuhr: »Jetzt schauen wir mal in Carstens Ring nach. Seht ihr, wie viel Schmutz sich in der Gravur gesammelt hat? Dasselbe bei mir, obwohl ich ihn erst seit zwei Wochen trage.«

Er blickte Carsten und Karin an, bevor er den Ring des Mannes hochhielt, von dem sie jetzt wussten, dass er Arvid hieß.

»Und nun die Gravur in diesem Ring. Die ist völlig sauber. Was die Kratzer an der Außenseite betrifft, sind sie viel zu regelmäßig. Meiner Meinung nach stammen sie von irgendeiner Art Schleifpapier.« Jerkers Augen leuchteten.

Karin hob die Brauen.

»Ist das wahr? Manchmal habe ich wirklich das Gefühl, es hat einen Grund, dass *du* bei der Spurensicherung bist und nicht *ich*.«

»Meinst du, der Ring ist neu?«, fragte Carsten verwundert von seinem Platz hinter dem Schreibtisch.

»Das wage ich zu behaupten«, sagte Jerker und erhob sich von seinem Sessel. »Jetzt habt ihr was zum Nachdenken«, sagte er und verschwand lächelnd durch die Tür.

Als Karin draußen auf dem Korridor war, musste sie einfach Rob anrufen, um ihn über den Stand der Ermittlungen zu informieren. Sie erzählte von der Identifizierung durch Siri. Als sie von dem Ehering berichtete, ließ er ein leises Pfeifen hören.

»Neu? Was bedeutet das?«, fragte er. Karin, die das Mobiltelefon in der einen Hand hielt und den mehr als vollen Kaffeeepott in der anderen balancierte, wollte gerade antworten, als Folke auftauchte. Mit großen Schritten ging er direkt auf Karin zu. Es war nicht zu übersehen, wie wütend er war. Schon aus ziemlich großer Entfernung blubberte er los: »Was meinst du damit, dass ich Schwierigkeiten mit der Zusammenarbeit habe?« Folke sprach mit lauter Stimme, und es kümmerte ihn nicht, dass alle im Flur stehen blieben und sich umdrehten.

»Du, Rob, ich muss hier weitermachen. Gute Besserung!« Karin legte rasch auf.

»Können wir reingehen und dort weiterreden?«, fragte sie und überlegte, von wem Folke das erfahren hatte. Eigentlich konnte es ja nur eine Person sein. Karin war immer bemüht, keinen ihrer Kollegen hinter seinem Rücken anzuschwärzen, sondern sich immer so direkt wie nur möglich zu äußern.

»Hast du zu Carsten gesagt, dass es schwierig ist, mit mir zusammenzuarbeiten?« Folke behielt sie fest im Auge.

Verdammte Scheiße, dachte Karin und versuchte ruhig zu bleiben. Sie fühlte, wie ihr Herz vor Unbehagen klopfte, und ein Teil des Kaffees schwappte über. Wenn Göran sie daheim beschimpfte, war das eine Sache, aber wenn ein Kollege sie auf der Arbeit anschrie, war das etwas ganz anderes.

»Ich habe gesagt, dass du manchmal nicht ganz konzentriert bist«, sagte Karin.

»Nicht konzentriert? Meine *liebe* Kleine. Weißt du, wie lange ich schon hier arbeite?«, brüllte Folke. Karin hatte ihn noch nie so aufgebracht gesehen, und Marita, die gerade Papier zum Nachfüllen des kombinierten Druckers und Kopierers geholt hatte, ließ zwei der Packungen fallen. Erschrocken und verwundert schaute sie von Karin zu Folke, während sie die Packungen aufhob.

»Darum geht es nicht, Folke. Als wir in Marstrand waren ... können wir uns nicht setzen, um zu reden?« Karin überlegte, was sie sagen sollte. Am Montag in Marstrand hatte sie es ja bereits versucht. Es wäre besser gewesen, er hätte dort reagiert, dann hätten sie die Sache unter vier Augen klären können.

Folkes anstrengende Art war nichts Neues. Carsten wusste über all das Bescheid, das Problem war, dass *niemand* im Revier mit ihm arbeiten wollte.

»Komm«, sagte Karin und öffnete die Tür eines Sitzungsraums. Folke war knallrot im Gesicht und machte keine Anstalten, sich von der Stelle zu bewegen, sondern öffnete nur

den Mund, um eine neue Salve abzuschießen. Karin ging in den Raum, und er stiefelte hinterher, blieb aber stehen. Sie schloss die Tür hinter ihnen, stellte den Kaffeebecher ab und sah Folke scharf an.

»Glaub nicht, dass du hier so ankommen kannst und ...«, fauchte er drohend.

»Jetzt reicht's, Folke!« Karin klatschte mit der Hand auf den Tisch, dass es nachhallte. Teufel, tat das weh! Der Schmerz trieb ihr die Tränen in die Augen. Sie blinzelte sie weg und biss sich auf die Lippe, um ihr Gesicht zu wahren. Der Kaffeeepott war in die Höhe gesprungen und dann umgekippt. Nun rann das Getränk über den Tisch und ergoss sich auf den Boden.

»Formell ist Carsten zuständig, doch die Verantwortung für das Vorankommen dieser Ermittlung habe ich. Egal, wo oder *wohin* sie verläuft. Ich will mit dir arbeiten können, aber eine Menge Sprachlektionen und Ähnliches ertrage ich nicht. Vor allem kann man keinen Sprachunterricht betreiben, wenn man von den Leuten Informationen haben will. Wir müssen dasselbe Ziel verfolgen.«

Sie überlegte rasch, bevor sie weitersprach. Sie musste ihm auch ein bisschen Honig ums Maul schmieren.

»Du hast jede Menge Erfahrungen, und ich brauche wahrhaftig deine Hilfe. In diesem Fall haben sich neue Fakten ergeben, und ich wünschte wirklich, wir könnten sie gemeinsam diskutieren.« Sie sah ihn an und fragte sich, was er wohl dachte. Die Sekunden kamen ihr lang vor. Sollte er nicht bald etwas sagen?

Ohne ein Wort stand Folke auf und ging aus dem Zimmer. In seiner Jacke kam er kurz darauf wieder an dem Zimmer vorbei und ging mit raschen Schritten in Richtung Ausgang. Scheiße, dachte Karin. Sie konnte ungeklärte Dinge überhaupt

nicht leiden. Konflikte waren die schlimmsten Energiekiller, und sie tat stets alles, damit sie sich nicht lange hingen.

Folke ging mit wütenden Schritten über das offene Gelände vor dem Haus, um die Straßenbahn zu seinem Reihenhauses in Mölndal zu nehmen. Mit einer solchen Frechheit war ihm noch nie jemand gekommen. Als er den Kiosk am Korsvägen erreichte, hielt er plötzlich inne und betrachtete die Aushänger.

SEIT 45 JAHREN VERSCHWUNDENER MANN

TOT AUFGEFUNDEN

Exklusivinterview mit Ehefrau

Folke ging hinein und kaufte eine Zeitung. Dann bat er um eine weitere. Machte kehrt und eilte zurück ins Präsidium.

Sara hatte ganz hinten im Bus Platz genommen, rutschte auf dem Sitz nach unten, um möglichst unsichtbar zu sein. Hoffentlich kam keiner auf die Idee, sich neben sie zu setzen und zu plaudern. Sie wagte es nicht, Auto zu fahren, traute es sich nicht zu. Als sie das letzte Mal an eine Ampel gekommen war, war sie unsicher geworden, ob das rote Licht bedeutete, dass man anhalten oder fahren sollte. Das Erlebnis hatte sie so erschreckt, dass sie seitdem nicht mehr ins Auto gestiegen war. Busfahren hieß jedoch, von fremden Menschen umgeben zu sein, und ihr Puls hämmerte. Sie schloss die Augen und atmete tief durch, stopfte die Stöpsel in die Ohren und versuchte sich auf die ruhige Musik zu konzentrieren. Stattdessen musste sie an Tomas denken und ihr Gespräch vom Abend

zuvor über eine Familienfeier, zu der sie beide eingeladen waren.

»Wir können doch die Einladung nicht ablehnen, wenn wir Zeit zum Hingehen haben.« Tomas wies auf die Karte mit dem Datum, auf der sich zwei goldene Sektgläser zuprosteten.

»Ich halte so eine Familienfeier nicht aus«, hatte Sara erwidert. »Ich bin krankgeschrieben, weil ich zum Arbeiten nicht in Form bin. Eine Familienfeier steht nicht auf dem Plan.«

»Wir müssen hingehen. Diane und Alexander können nicht kommen, deshalb ist es doppelt wichtig, da zu sein. Mama möchte so gern, dass wir sie begleiten.«

Kann ich mir denken, sagte sich Sara. Bestimmt hat sie ein teures Geschenk gekauft, an dem wir uns beteiligen sollen. Man kann nur hoffen, sie vergisst diesmal nicht wieder, unsere Namen auf die beiliegende Karte zu schreiben.

»Weshalb können denn Diane und Alexander nicht?«, fragte Sara und hörte selbst, wie angestrengt ihre Stimme klang. Ich bin schon gereizt, bevor ich auch nur die Antwort kenne, dachte sie.

»Ich glaube, er hat eine superwichtige Besichtigung.«

»Und das weiß er jetzt schon? Bis zu der Familienfeier sind es doch noch sechs Wochen. Meinst du wirklich, man bucht eine Besichtigung schon sechs Wochen vorher? Was für eine phantastische Vorausplanung!«

»Warum redest du so? Ich finde es nett, wenn wir als Familie zusammen hingehen.«

Sara seufzte. Vermutlich würde das Ganze so enden, dass sie an der verdammt Familienfeier teilnehmen musste. Als würde Tomas nicht hören, dass sie nein sagte, weil ihre Kraft dafür nicht reichte. Und Diane kam wie üblich um die Sache herum.

Irgendwo klingelte ein Telefon. Ein nervtötendes Geräusch. Es dauerte eine Zeit, bis Sara kapierte, dass es das Ihre war. Im Augenblick klingelte es nicht sehr häufig. Alle wussten, sie war krankgeschrieben und zu Hause.

»Hallo, hier ist Tomas. Alles in Ordnung?«

»Natürlich.«

»Wie komisch du klingst. Wo bist du?«

»Unterwegs nach Göteborg. Muss doch zu diesem Termin, wie du weißt.«

»Was für ein Termin?«, fragte Tomas.

Sara sah sich um und senkte die Stimme.

»Beim Psychologen.«

»Verdammt, das hatte ich vergessen. Weißt du, irgendwie ist hier einiges zusammengekommen, also wollte ich dich fragen, ob du die Kinder abholen könntest.«

»Aber das wollte Siri doch machen.«

Die Großmutter hatte versprochen, Linus und Linnéa ausnahmsweise einmal von der Kita abzuholen. Zwei Tage hatte sie zum Überlegen gebraucht, dann hatte sie Tomas mitgeteilt, es dazwischenschieben zu können. Hoffentlich bringt sie die richtigen Kinder mit, hatte Sara nur gedacht.

»Hallo, Sara? Bist du noch dran?«

»Ja.«

»Wie gesagt, bei Diane war einiges zusammengekommen, also musste Mama nach Göteborg fahren, um ihr zu helfen.«

Natürlich war bei Diane einiges zusammengekommen, dachte Sara. Bestimmt wollte sie Eier kochen und gleichzeitig Kaugummi kauen. Schlimmste Hektik.

»Was ist denn passiert?«, fragte Sara und widerstand ihrem Impuls, aus dem Bus auszusteigen, als er auf der einsamen Haltestelle auf Nordön hielt. »Ist sie in irgendeinem Laden an der Rolltreppe hängengeblieben?« Sara lächelte bei ihren Worten.

»Musst du so sarkastisch sein? Mein Problem ist, dass ich zu einer ungemein wichtigen Sitzung muss ...«

»Ist die Sitzung dir wichtiger als deine Kinder?«

»Nein, natürlich nicht, aber es ist schwierig für mich ...«

»Hast du das deiner Mutter erklärt, als sie anrief, um abzusagen? Dass du eine wichtige Sitzung hast?«

»Nein, sie musste doch Diane helfen. Ich wollte ihr keine Schwierigkeiten machen. Habe einfach vergessen, dass du auch wegmusst.«

Als hätte das eine Rolle gespielt, dachte Sara.

»Meinst du, ich soll hier auf Nordön aussteigen und die ganze Strecke zurücklaufen?«, fragte sie halbherzig. »Ich kann den Psychologen anrufen und sagen, ich sei verhindert ...«

Sie gestand sich ein, dass es schon schön wäre, dem Termin zu entgehen.

»Nein, ich überlege nur, wie wir das lösen können.«

Sara blickte auf die Akkuanzeige ihres Telefons – kein einziger Balken mehr auf dem Display.

»Du, Tomas, mein Akku ist gleich leer. Du musst wohl deine Sitzung absagen und die Kinder abholen, denn für mich ist es schwierig ...« Das Telefon war nun tot. Saras erster Gedanke war, sich ein Telefon im Bus auszuleihen. Dann besann sie sich. Sollte doch er sich um die Sache kümmern. Er holte die Kinder nie ab. Seit sie krankgeschrieben war, hatte er es kein einziges Mal getan. Dass er sie früh um neun nicht hinbringen konnte, sah sie ein, aber es sprach ja wohl nichts dagegen, sie hin und wieder abzuholen. Das war weiß Gott nicht zu viel verlangt.

Göteborg, Oktober 1962

Es war, als hätte sich ein Tor aufgetan, und als Arvid es durchschritten hatte, verstand er plötzlich all die Gedichte, die ihre Mutter ihnen abends vorgelesen hatte. Der Vater hatte zugehört und genickt, und die beiden hatten sich angesehen, als würden sie ein Geheimnis teilen, was sie in gewisser Weise ja auch getan hatten.

Die Liebe hatte ihn mit solcher Kraft gepackt, dass Arvid weder schlafen noch essen konnte, und er erwischte sich selbst dabei, wie er mit einem Lächeln auf den Lippen herum lief. Ein unbeschreibliches Gefühl, so als hätte er bisher im Dunkeln gelebt. Sie war das Licht auf seinem Weg. Seine Geschäfte erschienen ihm mit einem Mal weniger wichtig.

Die Göteborger Luft war rau und feucht, aber die Kälte des dunklen Oktoberabends konnte ihm nichts anhaben. Auf dem Heimweg vom Büro ging er beim Juwelier vorbei. Er kontrollierte die Größe der beiden Ringe und bezahlte. Die Frau hinter dem Ladentisch lächelte und drückte die Hoffnung aus, ihn bald wiederzusehen. Das hoffte er ebenfalls. Die jüngere Hilfskraft verbeugte sich und öffnete ihm die Tür. Obwohl es nur ein kleines Päckchen war, wog es schwer in der Manteltasche. Mehrmals steckte er die Hand hinein, um es zu fühlen. Es enthielt seine Zukunft, jedenfalls hoffte er das.

Er ging die Allee hinauf und bog rechts in die Vasagatan ein, während er darüber nachdachte, wie er anfangen sollte. In der Wohnung angekommen, setzte er sich mit Papier und Stift ins Arbeitszimmer und begann die Worte zu formulieren. Drei Seiten landeten zerknüllt im Papierkorb. Nun lag ein neues weißes Blatt vor ihm.

»Ich weiß, dass wir, oder in erster Linie du, gezweifelt haben, weil wir nach außen hin so unterschiedlich sind ...«

Das nächste Blatt landete im Papierkorb. Hin und wieder kam es ihm so vor, als gäbe es einfach keine Worte für das, was er fühlte, als sei die Sprache zu arm dafür. Strauß, Mozart

oder Beethoven drückten es bedeutend besser aus. Jetzt hatte er es! Natürlich Evert Taube! Er nahm die Liederbände des Dichters aus dem Bücherregal und fand schließlich »Pierina«.

*Blaue Anemonen,
des Mandelbaums Blüten,
wie eine Wolke überm Hügelland,
Hähne krähen am Stadtrand.*

*Weinberge unser harren,
wo grün berankt die rote Erde,
doch in des Tales Ruh
in Blüte stehst du.*

*Oh, Pierina, wann triffst du deine Wahl?
Bald bist du neunzehn Jahr!
Hörst du im Tal mein Frühlingsmadrigal?
Willst du mein werden vor dem Altar?*

...Vielleicht sollte er hier aufhören, mit der Frage, ob sie die Seine werden wollte. Er ließ das Blatt auf dem Schreibtisch liegen, als er das Arbeitszimmer verließ, das Speisezimmer durchquerte und zur Garderobe im Flur ging. Seine langen Finger suchten in der Manteltasche und bekamen das kleine Kästchen zu fassen. Die Ringe blitzten ihm zu. Mochte kommen, was da wolle, dachte er. Sie sollte es sein oder keine.

8.

Anita wusste nicht, was sie geweckt hatte. Sie lag schon länger wach, als ihr die Gedichtzeilen vom Vortag einfielen. Vorsichtig hob sie Pers Arm von sich weg. Er drehte sich brummend auf die andere Seite. Sie zog den Morgenrock über, schlich auf ihren Schafwollpantoffeln die Treppe hinunter und machte Licht in dem Zimmer, das Per Bibliothek nannte. Sie persönlich fand die Bezeichnung übertrieben. Es war einfach ein nettes Zimmer voller Bücher. Die Regale waren dunkelbraun mit einem Hauch von Tiefrot. Sie reichten bis an die Decke und hätten den Raum dunkel wirken lassen, wäre da nicht die eingebaute Beleuchtung gewesen.

Anita ging entschlossen auf eins der Regale zu und ließ zunächst den Blick, dann auch den Finger über die Buchrücken gleiten. Bücher hatten etwas Friedvolles. Es lag am Geruch und den Erwartungen, die man an ihren Inhalt hatte.

»Hier nicht«, sagte sie zu sich selbst. Sie trat zum nächsten Regal, las die Buchtitel hinter der Glasscheibe, und ihr Blick blieb an einem der Bände hängen.

»Vielleicht da.« Es klickte im Schloss, als sie den Schlüssel umdrehte. Vorsichtig zog sie die rechte Glastür auf und ergriff das Buch, dann schaute sie auf den Band daneben und nahm ihn ebenfalls. Sie ließ die Tür offen stehen, als sie die Bücher auf die lackierte Fläche des kleinen Beistelltisches packte und im Ohrensessel Platz nahm. Eine Tasse Tee wäre schön gewesen, aber sie war zu ungeduldig. Der Tee musste warten.

Sie blätterte im ersten Buch vor und zurück und warf einen kurzen Blick auf die Inhaltsangabe, in der Hoffnung, dort Hilfe zu finden. Am Ende legte sie sich den Band auf den Schoß, öffnete den zweiten und sah sofort das Inhaltsverzeichnis durch.

»Hm«, sagte sie. Seite 87. Überblätterte Schwarzweißfotos und Noten, doch bei Seite 32 blieb sie hängen. Ein Foto mit Bildtext. Anita las.

»Mann! Das könnte stimmen ...« Mit den Büchern im Arm stürmte sie die Treppe hinauf. Nahm gleich zwei Stufen auf einmal. Der rote Treppenläufer, der durch Messingstangen fixiert war, dämpfte ihre Schritte. Per schlief noch immer. Mit den Büchern im Arm setzte sich Anita auf die Bettkante.

»Per, wach auf! Ich glaube, ich habe es gefunden.«

Er schien zunächst verwirrt, als er entdeckte, dass er die Nacht im Schlafzimmer seiner Frau verbracht hatte.

»Was ...?«, setzte er ein, lächelte dann aber.

»Guten Morgen. Danke für gestern.«

Anita saß noch immer auf der Bettkante, in ihrem pfirsichfarbenen Morgenrock und mit attraktiv zerwühltem Haar.

»Danke ebenfalls«, gab sie zur Antwort. »Du, diese Gedichtzeilen, ich glaube, ich habe es gefunden. Hör mal:

*Neptuns Hügel und Monsungebirg'
mit weißen Kämmen dann und wann
in ständig wechselndem Farbgewirk.*

«Sie blickte auf, als sie das erste Stück beendet hatte.

»Das könnte eine Beschreibung des Meeres sein, genau wie wir gesagt hatten. Neptun ist der Meeresgott und der Monsun ist zwar ein Wind, aber Evert Taube, der meines Erachtens hier die Hand im Spiel hat, besaß außerdem ein Boot dieses Namens.«

»Kann nicht wahr sein.« Per rieb sich die Augen und griff nach der Brille auf dem Nachttisch. Er fuhr sich mit der Hand durch das schütterte Haar, setzte sich auf und lehnte den Rücken ans Kopfende des Bettes.

»Wie gut du aussiehst.«

»Was?«, sagte Anita. »Wart mal, es kommt noch mehr.« Sie fuhr mit dem nächsten Zeilenpaar auf dem vergilbten Blatt fort.

*Dorther durch Nebel, Gischt und Gebraus
weißblitzend grüßt das Elternhaus.»*

Der Leuchtturm von Vinga hat weißes Feuer, und dort war Taubes Elternhaus. Die Wohnung des Leuchtturmmeisters ist heute Museum.«

»Das stimmt«, bestätigte Per. »Vinga ist ja ein Ansteuerungsfeuer und hat keine farbigen Abschnitte im Glas. Karl-Axel hat Evert Taube außerdem geliebt.«

»Lass mich weitermachen, ja, da war das mit dem Brautpaar.«

*Die Braut so auffallend schön,
voll Stolz steht der Bräutigam,
doch nie ward er gehend gesehn.*

»In diesem Buch beschreibt der Dichter den Leuchtturm und die rote Bake daneben als schönes Liebespaar.« Anita reichte ihm den Band und wies auf die Seite. »Bleibt nur der Schluss, mit dem ich nicht klarkomme, das mit dem Gerät und dem Ort der Ruhe, aber Vinga muss es sein. Was meinst du?«

»Gibt es einen Friedhof auf Vinga?«, fragte Per. »Davon habe ich nie was gehört.«

Er schaute ins Buch. Es passte außerordentlich gut. Um eine solche Nuss zu knacken, musste einfach Anita ran. Schon immer war von ihnen beiden sie es gewesen, die mit Allgemeinwissen zu glänzen verstand. Er sah sie beeindruckt an.

»Verdammt gut. Können wir uns bei irgendwem erkundigen, ob man auf Vinga ein altes Werkzeug oder was Ähnliches gefunden hat? Du hast doch gesagt, das Haus sei jetzt Museum. Dort müssten sie doch solch altes Zeug haben.«

Per war auf den Beinen und zog den Gürtel des Morgenmantels unter dem Bauch fest. Schon fast aus dem Schlafzimmer, kehrte er um, kam zu seiner Frau, die noch immer auf dem Bett saß, und küsste sie auf die Stirn.

»Per«, sagte Anita und sah ihn ernst an. »Was ist los?«

Eigentlich wollte er entgegnen, es sei nichts, doch dann setzte er sich zu ihr aufs Bett, nahm ihre Hand und erzählte, wie die Lage war. Der Arzt hatte gesagt, es wäre Krebs, aber Per hatte nicht geglaubt, dass es so ernst war, weil er keine besonderen Schmerzen verspürte und sich auch nicht besonders schlecht fühlte. Mehr als das wüsste er eigentlich selber nicht, nur dass man weitere Tests machen musste.

Der erste Anruf bei der Werft von Ringen kam an diesem Morgen von Per, der seine Targa 37 ohne Aufschub ins Wasser gebracht haben wollte. Rasch nahm das Personal Änderungen im Terminkalender vor, und zu Mittag lag das Motorboot vollgetankt und startklar am Bootsanleger. Anita hatte erst versucht, ihn zu stoppen, doch nach kurzer Diskussion hatte sie stattdessen einen Picknickkorb gepackt und ihren Französischkurs abgesagt. Die Sonne schien, aber der Frühlingswind war eiskalt, als sie Kurs gen Süden nahmen. Anita betrachtete ihren Mann verstohlen und hatte Lust, ihn zu fragen, wo er eigentlich so lange gewesen war.

Ein einziges Segelboot begegnete ihnen unterwegs. Es war dunkelgrün und führte eine holländische Flagge. Ein Paar in den Siebzigern saß in Flaotinganzügen an Bord. Sie hielten Kaffeepötte in den Händen und winkten ihnen fröhlich zu. Anita sagte nichts, dachte jedoch bei sich, ob Per wohl seinen Siebzigsten erleben würde. Sie fragte sich, ob er dasselbe dachte, ob er sich darüber Gedanken machte, dass das Unausweichliche vielleicht früher eintrat als erwartet.

Der Hafen von Vinga war total leer. Nach dem Seegras zu urteilen, das in dem klaren Wasser schnell vorübertrieb, herrschte eine starke Strömung in dem schmalen Sund, aber das Boot glitt mit vibrierendem Motor an den Anleger. Per fuhr mit Bugstrahlruder, obwohl es eigentlich nicht nötig war. Anita schüttelte den Kopf. Boys and their toys.

Normalerweise war der kleine Hafen gedrängt voll, aber jetzt konnten sie längsseits anlegen und brauchten kein Halte-tau vom Boden aufzufischen oder einen Anker auszuwerfen. Der rote Kiosk, den der Verein der Freunde Vingas im Sommer betrieb, war mit großen Fensterläden verrammelt.

»Komm jetzt!« Anita war ungeduldig. Nachdem sie die Achterleine festgemacht hatte, lief sie rasch die Treppe vom Hafen zum Weg hinauf, der zum Wohnhaus und weiter zu Leuchtturm und Bake führte. Das große rotgestrichene Seezeichen neben dem mächtigen Turm sah aus wie eine Pyramide, auf dessen Spitze eine runde Kugel steckte. Das war die Bake, die Braut bei Evert Taube, und Vingas schöner Leuchtturm aus Stein war der Bräutigam. Weder Per noch Anita sagten etwas, als sie mit raschen Schritten auf das rote Gebäude, einst Evert Taubes Elternhaus, zugingen.

»Mist, es ist zu«, sagte Per, nachdem er auf die Klinke gedrückt hatte.

Anita versuchte durch die Fenster zu spähen, aber die lagen zu weit oben. Sie fand einen Emailleimer, drehte ihn um und

stellte sich darauf, legte die Hände um die Augen, um hineinzuschauen. Sorgfältig musterte sie die Gegenstände in jedem Zimmer. Erst als sie das ganze Haus umrundet hatte und wieder an der Treppe zum Eingang war, rief sie: »Komm her! Beeil dich! Ich glaube, ich sehe etwas.«

Per stand ein Stück entfernt und sprach in sein Handy. Er winkte Anita zu und wies auf das Telefon. Wie dumm von ihr. Hatte sie wirklich gedacht, er habe sich verändert, nur weil sie sich gemeinsam in ein Abenteuer stürzten? Wahrscheinlich war es irgendein Geschäftsfreund, wegen dem er wieder einmal alles fallenließ, vom Abendessen aufstand, die Kinder nicht zu Bett brachte oder, wie jetzt, sie stehen ließ.

Sie schaute noch einmal durchs Fenster. Dort an der Wand hing ein Gegenstand, der einzige, der zu der Beschreibung »aus vergangener Zeit« passte. Ihr Atem hatte die Scheibe beschlagen lassen. In der Innentasche ihrer Jacke steckte ein altes Taschentuch, das zwar benutzt war, aber noch zum Abwischen taugte. Anita drückte die Nase gegen die Scheibe und versuchte, den Atem anzuhalten. Die Tafel mit dem Informationstext hatte so kleine Buchstaben, dass man sie absolut nicht entziffern konnte, aber der Gegenstand an der Wand war deutlich zu sehen. Sollte sie vielleicht den Feldstecher aus dem Boot holen, um die Schrift auf der Tafel zu lesen?

»Ein Hammer«, sagte sie eifrig und wies auf die Scheibe, als Per näher kam.

»Eine Axt«, korrigierte er sie. »Ich habe gerade mit dem Vorsitzenden der Freunde Vingas gesprochen. Die Axt war hier in den vierziger Jahren vom Gehilfen des Leuchtturmwärters gefunden worden. Westerberg hieß der.«

»Und jetzt? Was machen wir jetzt?«, fragte Anita und schaute sich um. Die roten Häuser waren gut in Schuss, die kleinen Gärten gepflegt, und die Gartenmöbel standen zusammengeklappt an der Wand, bedeckt mit einer Plane. Die

weißen Markierungen auf dem Felsen, die auf verschiedene Spazierwege hinwiesen, schienen frisch aufgetragen, doch so weit das Auge reichte, gab es nichts, das an eine Axt oder einen anderen Anhaltspunkt denken ließ.

Sie waren zum Boot zurückgekehrt und hatten Anitas Hähnchenpastete verspeist, zusammen mit einem im Meer gekühlten Bier. Die schwarz-weißen Eidererpel ließen ihr *uhu uhu* ertönen. Anita liebte diesen Ruf, obwohl er dem Kampf um die Weibchen galt. Der Mangel an weiblichen Tieren war ein ständiges Problem für die Erpel, in Anitas Ohren aber wirkte der Ton ruhevoll.

»Wir wissen, dass der Gegenstand eine Axt ist, aber was hilft uns dieses Wissen?«, sagte Per und zog den Zettel mit den Gedichtzeilen aus der Tasche.

»Karl-Axel war sehr gewitzt«, erwiderte Anita nachdenklich.

»Und?« Per zuckte mit den Schultern. »Diese letzte Strophe, die wir nicht gelöst haben, was kann sie bedeuten?«

Anita las die Zeilen noch einmal vor, langsam und mit Betonung:

*Ein Gerät aus vergangener Zeit
vom Ort der Ruhe nicht weit.*

In Erwartung einer wärmeren Jahreszeit lagen die Inseln still und ruhig da, als die beiden Vinga verließen und sich nordwärts nach Marstrand begaben. Das Gespräch auf dem Heimweg hatte sich mehr um Pers Erkrankung als um Karl-Axels Schatz gedreht. Per wusste nicht, was er sagen sollte. Der Arzt musste weitere Untersuchungen vornehmen und würde sich melden, das war alles an Information, was er bisher besaß. Anita war mit der Antwort ganz und gar nicht zufrieden, doch eine andere konnte er ihr nicht geben.

Daheim schaltete Anita den Spot ein, der das Schiffsmodell beleuchtete. Die beiden standen davor und betrachteten das Schiff, bis Anita ins andere Zimmer ging, um das Ende eines englischen Krimis zu sehen. Per blieb allein zurück.

»Vinga«, sprach er vor sich hin. »Elternhaus, eine Axt.« Er goss sich einen Whisky ein und genoss dessen Duft, dann aber ließ er das Glas wieder sinken. Der Arzt hatte gesagt, er dürfe keinen Alkohol trinken. Er stellte das Glas auf den Schreibtisch. In diesem Moment entdeckte er den Gegenstand, den er nie zuvor beachtet hatte. Einer der kleinen Seemänner auf Deck trug etwas in seinem Gürtel. Per drehte das Licht auf und beugte sich vor. Eine Axt! Wozu hatte ein Seemann auf einem Schiffsmodell eine Axt? Das schien ihm völlig fehl am Platz.

Per brauchte ganze zwei Stunden, bis er zwischen all dem Gerümpel auf dem Dachboden die Vergrößerungslampe fand, die Anitas Mutter gehört hatte. Die alte Dame war am Ende völlig blind gewesen, doch bis dahin hatte sie mit Hilfe der Lampe lesen und Kreuzworträtsel lösen können. Als die winzige Axt endlich unter der großen Linse lag, konnten sie sehen, dass etwas darauf geschrieben war.

»O wie spannend! Kannst du entziffern, was da steht?« Anitas Krimi war zu Ende, und nun nahm sie wieder an der Schatzsuche teil.

»Wir sollten die Kinder mal bitten, den Boden aufzuräumen. Das meiste da oben gehört schließlich ihnen.« Trotz dieser Bemerkung verriet Pers Stimme, dass ihm der Dachboden eigentlich ziemlich egal war, vielmehr befürchtete er eine Enttäuschung. War die Axt womöglich nicht das Indiz, das sie weiterbrachte?

»Sag schon, was da steht, Per!«

»Sieh mal«, flüsterte er aufgeregt, doch bevor Anita sich noch vorbeugen und durch die Linse schauen konnte, fuhr er fort: »Ach du Scheiße, ›Seite 113!«

»Ach du Scheiße steht da ja wohl nicht?«, sagte Anita.

»Nein, da steht nur ›Seite 113!«

»Was? In welchem Buch?« Anita schaute ihn fragend an.

»Keine Ahnung. Ich habe eine Menge Bücher von Karl-Axel bekommen, eins davon muss es ja wohl sein.«

»Hatte er ein Lieblingsbuch? Über das ihr geredet habt?«, fragte Anita voller Eifer.

Jetzt zur Nacht war die Temperatur im Haus gesunken, und Anita hatte sich einen Pullover übergezogen, einen grünen, den ihr Per auf einer Irlandreise gekauft hatte. Grün stand ihr gut, fand er.

»Per?« Anita schien eine Antwort zu erwarten.

»Ja? Entschuldige.«

»Ein Lieblingsbuch, hatte Karl-Axel das, eine Erzählung, ein Märchen, eine Legende, egal was?«

»Nein, nicht dass ich wüsste.«

»Und irgendeinen Schriftsteller? Einen, den er besonders mochte?«

»Ja. Evert Taube, natürlich, aber der ist ja wohl mehr Dichter und Sänger als Schriftsteller ...«

Per versuchte sich an Gespräche zu erinnern, die er mit Karl-Axel auf der Kommandobrücke oder auch an den schmierigen Tischchen der dunklen Kaschemmen geführt hatte, wo in allen Ecken versoffene Seeleute hockten. Zu jener Zeit hatte er Anita von allem berichtet, meist in Form von Briefen aus den fernen Häfen.

»Wir müssen uns die Bücher von Karl-Axel vornehmen und überall die Seite 113 kontrollieren.«

Johan stand in der Tür zur Bibliothek und schaute erstaunt auf seine Eltern. Ganze Stapel von Büchern lagen anscheinend planlos über den Boden verteilt. Überall vor den Regalen brannte Licht, obwohl draußen die Sonne schien und die vergoldete Uhr an der Wand verkündete, dass es bereits elf war. Seine Mutter saß am Schreibtisch und diskutierte etwas mit seinem Vater, der sich über ein Buch beugte und auf etwas hinwies. Sie waren derart in ihr Gespräch vertieft, dass sie ihn überhaupt nicht bemerkten.

»Wie sieht es denn hier aus! Was macht ihr eigentlich?«

»Hallo, Sohn. Wir suchen etwas.«

»Aha. Und was?«

»Erinnerst du dich an Karl-Axel Strömmer?«

»Ja klar. Was ist denn mit ihm?«

»Hast du vielleicht irgendwann mal ein Buch von ihm bekommen?«

»Hab ich bestimmt. Keine Ahnung, ehrlich gesagt.«

»Ja, ja.« Per klang zerstreut, als er die Worte seines Sohnes kommentierte.

»Du, auf dem Boden steht eine Menge Zeug von dir und Martin. Es wäre gut, wenn ihr das mal abholen würdet ...«, fuhr er fort, aber ohne Nachdruck.

»Mal ehrlich, Papa, was sucht ihr?«, fragte Johan.

Anita stand vom Schreibtisch auf. Ihr tat der Rücken weh. Erstaunt bemerkte sie, wie spät es schon geworden war. Sie hatte dort gut drei Stunden gehockt.

»Hast du Hunger? Ich will für Papa und mich sowieso was zu Mittag machen.«

Johan folgte seiner Mutter in die Küche und erfuhr von dem Brief, dem Hinweis in dem Schiffsmodell und der Axt auf Vinga.

»Ihr habt das Boot ins Wasser gebracht und seid nach Vinga gefahren?« Er lachte. »Mein Gott, Mama ...«

»Ja klar. Und dann entdeckte Vater eine Axt bei einem der Besatzungsmitglieder des Modells. Die alte Vergrößerungslampe von Oma half uns beim Entziffern von dem, was auf dieser winzigen Axt stand.«

»Ach, und was stand da?«

»»Seite 113«. Und nun versuchen wir das Buch von Karl-Axel zu finden, in dem sich auf Seite 113 vielleicht ein Hinweis befindet.«

»Tja, das klingt ja wirklich ganz normal.« Johan hatte ein Bier aus dem Kühlschrank genommen und lehnte mit verschränkten Armen an der Spüle. Dann nahm er einen Schluck.

Per kam in die Küche. »Wolltest du irgendwas, oder bist du nur gekommen, um mein Bier auszutrinken?«, fragte er.

»Ich bin nur gekommen, um dein Bier auszutrinken.« Johan lächelte.

»Anita, haben wir vielleicht was übersehen?«

Sie stand an der Anrichte und schnitt Zwiebeln für die Hackfleischsoße klein. Mittendrin hielt sie inne und überlegte.

»Ich glaube nicht.« Mit dem Handrücken wischte sie sich die Tränen weg.

»Bist du traurig, Anita?«, fragte Per besorgt und legte ihr die Hand auf die Schulter.

»Es ist die Zwiebel, ich schneide Zwiebeln«, erwiderte sie.

»Nimm Wasser in den Mund, dann tränen die Augen nicht«, sagte Per.

»Was?«, fragte Anita verwundert.

»Bernhard, ein Schiffskoch, hat mir das mal beigebracht. Allerdings überlege ich, ob es nicht genauso gut mit Bier geht.« Per schielte auf die grüne Bierdose in der Hand des Sohnes, bevor er sich ein Glas Wasser nahm, die Hälfte austrank und den Rest im Mund behielt. Dann übernahm er das Zwiebelschneiden, ohne eine Träne zu vergießen.

»Da sieht man's mal. Siebenunddreißig Jahre sind wir verheiratet, konnte er das nicht schon früher sagen«, monierte Anita.

Per schluckte das Wasser herunter und küsste seine Frau auf die Wange, bevor er die Zwiebeln in die Pfanne gab.

»Wie lange sucht ihr schon in den Büchern?«

»Seit gestern Abend, als es uns gelungen war, die Aufschrift auf der Axt zu entziffern. Bis nachts um zwei haben wir gewühlt und uns heute früh um sieben wieder drangemacht. Wie sich herausstellte, haben wir eine Unmenge Bücher von Karl-Axel bekommen. Mehr als gedacht.«

Johan trank sein Bier aus und stellte die Dose auf die Spüle, bevor er die Küche verließ. Vorsichtig schlängelte er sich zwischen den Bücherstapeln hindurch zum Schiffsmodell.

»Seite 113«, murmelte er.

»Das war wirklich das Beste, was ich bisher gegessen habe«, sagte Per nach der Mahlzeit.

Anita sah ihn lächelnd an.

»Schön zu hören.«

Während des Essens hatte sich Johan die ganze Geschichte ihrer Schatzsuche schweigend noch einmal angehört, aber jetzt ergriff er das Wort. Die Worte kamen langsam, als sei er mit seiner Überlegung noch nicht ganz fertig.

»›Seite‹ muss ja nicht unbedingt für eine Buchseite stehen. Es könnte doch auch die Seite eines Bootes meinen. ›Seite 113‹ könnte dann vielleicht eine Stelle am Schiffsmodell sein.«

Seine Eltern sprangen vom Tisch auf und liefen in die Bibliothek. Johan schüttelte den Kopf, konnte sich aber das Lachen nicht verkneifen.

»Und was ist mit Kaffee, Mama?«

Die Story füllte mehrere Seiten und war mit einer Menge alter Archivfotos illustriert. Sie nahmen sich jeder eine Zeitung und setzten sich ins Pausenzimmer. Das erste Bild, das in Farbe war, zeigte eine weinende Siri, die in ihrer Küche saß, in der Hand ein frischgebügelt weißes Taschentuch mit Stickerei und Spitze. Scheu blickte sie in die Kamera. Sie war perfekt geschminkt, also mit dem Weinen war es wohl nicht weit her. Karin registrierte, dass Siri seit ihrem Besuch Tischdecke und Gardinen ausgewechselt hatte. Die edlen Blumentöpfe von Waldemarsudde waren aus dem Wohnzimmer geholt und gut sichtbar im Küchenfenster deponiert worden. Das war kaum Zufall.

»Familie Stiernkvist« lautete die nächste Überschrift. Karin las langsam und sorgfältig.

»Nein, Herrgott noch mal«, sagte Folke.

Karin hatte ihn noch nie fluchen hören. Am meisten freute es sie, dass er zurückgekommen war. Ihre klaren Worte hatten offenbar gewirkt.

Er war bereits eine Seite weiter als sie und drehte die Zeitung in Karins Richtung, damit sie es sah. Bei einem der Bilder fuhr sie zusammen. Es war ein Foto von ihr selbst und Siri, als sie am Medicinarberget auf einer Bank miteinander gesprochen hatten. Aber nicht auf dieses Bild zeigte Folke. Sondern auf ein Foto von Arvid, der im Licht einer brennenden Kerze im Aufbahrungsraum lag, und neben ihm auf dem Besucherstuhl saß Siri, den Kopf gesenkt. Karin verspürte Übelkeit. War denn so etwas möglich? Hatte Siri sie nur gebeten, aus dem Zimmer zu gehen, damit sie von sich und ihrem toten Mann ein Foto machen und es der Presse verkaufen konnte?

»Sie bat mich rauszugehen ...«, Karin verstummte.

»Irgendwas stimmt bei der wirklich nicht«, sagte Folke und las laut vor: »Arvid und ich waren der Angelpunkt, um den

sich alles drehte. Wir erhielten Einladungen zu allen gebührenden Festen und gehörten dem innersten Kreis der Gesellschaft an. Das war ja trotz allem zu einer Zeit, als man noch immer von der besseren Gesellschaft reden konnte, die aus einer kleinen exklusiven Gruppe von Menschen bestand und nicht wie heute aus Krethi und Plethi.« Der Text stand unter dem Foto von einigen festlich gekleideten Leuten, die lächelnd näher kamen. Die Damen trugen Abendkleider und die Herren Smoking. Ein Kreis kennzeichnete die Köpfe von Siri und Arvid. Im Hintergrund war Marstrands Gesellschaftshaus zu sehen.

»Sie wirkt echt sympathisch«, sagte Karin ironisch. »Meine Oma sagt immer, jeder muss sich für sich selber schämen, und hier passt das wirklich ausgezeichnet.«

Karin fiel ein, dass sie Folke noch nicht erzählt hatte, was Jerker über den Ehering gesagt hatte.

»Neu?«, entgegnete Folke skeptisch. »Kann er den Ring nicht einfach nur sehr selten getragen haben?«

»Könnte schon sein, aber wenn er ihn am Finger gehabt hätte, müsste auf jeden Fall Schmutz in der Gravur sein, und dem ist nicht so.«

»Vielleicht hat man ihn saubergemacht? Glaubst du übrigens, dass die Polen ihm den Ring abgenommen haben?«, fragte Folke.

»Ich weiß nicht, das erscheint mir eher unwahrscheinlich, wenn man bedenkt, wie sehr ihnen daran gelegen war, den Mann in geweihte Erde zu bringen. Vorausgesetzt, was Roland Lindström sagt, stimmt.« Karin lehnte sich nach hinten und brachte den Stuhl zum Wippen.

»Wer?«

»Der Bauleiter auf Pater Noster, Roland Lindström.«

»Ach so. Ich habe noch über etwas anderes nachgedacht«, sagte Folke.

»Das Hochzeitsdatum?«, fragte Karin.

»Ja, Ehepaare können so was schon mal vergessen.« Folke hatte den eigenen Hochzeitstag nie verpasst, seine Frau allerdings schon.

»Aber ich meine das mit dem Pfarrer«, erwiderte er.

»Was war denn mit dem?«

»Das mit seinem Namen. Siri hat sich an seinen Namen erinnert. Ich selbst habe nicht die geringste Ahnung, wie der Pfarrer hieß, der uns getraut hat, und normalerweise entfallen mir solche Dinge nicht.«

»Das ist ja wohl nicht gerade kriminell. Vielleicht war sie kirchlich engagiert? Oder sie hat nach Arvids Verschwinden mit dem Pfarrer geredet.«

»Bestimmt, sie macht wirklich den Eindruck, tief religiös zu sein«, entgegnete Folke trocken.

Karin lächelte. Sieh an, er konnte sogar scherzen. Bei dem Gespräch saßen sie im Auto auf dem Weg nach Mölndal. Karin lehnte dankend ab, mit zum Abendessen hineinzukommen. Folke winkte, als sie wieder auf die Straße hinausbog. Irgendwie war der Tag doch noch gut geworden, dachte sie.

Ihr Mobiltelefon klingelte, und Karin lachte in sich hinein, als sie den altbekannten Satz vernahm: »Ja, hier ist mal wieder die lästige Alte. – Deine Oma«, folgte dann, als hätte Karin das nicht längst kapiert. Sie fragte sich, ob hier vielleicht Telepathie im Spiel war, weil sie schon auf dem Weg zur Großmutter war. Sie fuhr den Hang in Gårda hoch und parkte auf dem Danska vägen. Die alte Frau öffnete die Tür und umarmte ihr ältestes Enkelkind herzlich. Dann schaute sie Karin skeptisch an.

»Wie kannst du so rasch hier sein? Du fährst doch wohl nicht zu schnell?«

»Ich hab das Blaulicht eingeschaltet«, sagte Karin.

»Aber Mädels, das hast du doch nicht wirklich getan?«

»Ja klar. Eine Mutter mit Kinderwagen musste zur Seite springen. Also Oma, natürlich habe ich das nicht«, fügte sie schnell hinzu, doch ihre Großmutter hatte bereits losgelegt.

»Als Polizistin musst du mit gutem Beispiel vorangehen. Wenn jemand sieht, dass du zu schnell fährst, dann ...«

»Aber ich bin doch nicht zu schnell gefahren. Das war ein Scherz, Oma.«

»In der Zeitung habe ich nämlich von einer Polizistin gelesen, die ...«

Karin bereute ihr Vorgehen und beschloss, die Taktik zu ändern.

»Oh, hab ich einen Hunger«, sagte sie. Das half normalerweise sofort.

»Ich habe Eibrote gemacht und Plinsen aufgetaut. Der Kaffee ist gleich fertig.« Die Großmutter wies auf die Kaffeemaschine, die ein Gurgeln hören ließ.

Karin betrachtete die kleine Frau, die den Herd ausschalten ging. Ihr war, als sei ihre Oma seit dem letzten Besuch geschrumpft. Als würde sie immer kleiner und kleiner. Karin zog einen Küchenstuhl vor und setzte sich an den Tisch. Der war bereits gedeckt, auf Karins Seite stand ein großer Kaffeepott und auf der anderen Seite eine Tasse. Die Großmutter goss den Kaffee ein und nahm ihr gegenüber Platz. Jetzt, wo Siri beschlossen hatte, sich mit ihrer Geschichte an die Presse zu wenden, konnte man die Sache als öffentlich bezeichnen. Karin erzählte.

»Daran erinnere ich mich«, sagte die Großmutter. Es gab jede Menge Geschreibsel in den Zeitungen. Alle möglichen Theorien darüber, was passiert war.«

»Was denn zum Beispiel?«, fragte Karin und biss von einem Eibrot ab.

»Dass Arvid und Siri verheiratet waren, stellte sich erst heraus, nachdem er verschwunden war, und alle waren mächtig erstaunt. Arvid war ein angesehener Mann aus guter Familie, während man der Meinung war, dass Siri, ja ... ein bisschen zweifelhafte Verbindungen mit mehreren verheirateten Männern unterhielt ... Sie war leichtlebig. Man sah sie bei allen Vergnügungen, und nicht lange nach Arvids Verschwinden bekam sie ein Kind. Ich weiß noch, dass ein Reporter, der sie nicht mochte, ausgerechnet hatte, dass das Kind, ich glaube, eine Tochter war es, ziemlich lange vor der Heirat von Arvid und ihr gezeugt worden sein musste. Außerdem fuhr sie weg und bekam das Kind im Ausland, in Norwegen oder Dänemark, denke ich. Einige Leute, darunter der genannte Reporter, fanden das suspekt, andere glaubten aber, sie wollte ihre gute Figur zurückhaben, bevor sie wieder nach Göteborg kam.«

»Klingt nicht, als wäre sie beliebt gewesen.«

»In einem der Vorschläge könnten noch alte Illustrierte liegen. Dein Großvater hat Hella dauernd angehalten, sie solle ihre Sachen abholen, aber ich glaube, das meiste befindet sich noch hier. Wir können mal nachsehen.«

Hella war Karins Tante, die immer mit der Zeit mitgegangen war. Karins Großvater und sie waren sich oft in die Haare geraten, vermutlich, weil sie einander so ähnlich waren.

»Ja aber, du hast ja gar keinen Kaffee mehr!« Die Großmutter eilte zur Kaffeemaschine.

Die Wohnung hatte seit Jahr und Tag keine Sanierung erfahren, weshalb es unter anderem auch keine Abzugshaube gab. Die behaglichen Düfte frisch gebrühten Kaffees und der Plinsen breiteten sich jetzt in der kleinen Küche aus. Karins Großmutter zögerte einen Moment, bevor sie in den Flur ging, um die Abendzeitung mit der Reportage über Siri zu holen.

»Hab ich es nicht gesagt.« Die Großmutter schüttelte den Kopf. »Sie hat also wieder geheiratet. Übrigens, wo hast du Göran gelassen? Er ist jetzt ja wohl zu Hause?«

Karin hätte auf die Frage vorbereitet sein müssen. Am besten, sie sagte, wie es stand.

»Ich finde es nicht besonders nett, eine Verlobung nach fünf Jahren aufzukündigen. Das hätte dir früher einfallen müssen. Was werden seine Eltern sagen?«

»Was sollte ich denn machen? Weiter mit ihm zusammenbleiben, obwohl er mir nicht guttat?«, fauchte Karin.

»Ihr hättet doch reden können«, sagte die Großmutter belehrend. »Ich finde, heutzutage geben die Leute zu leicht auf. Als Großvater und ich heirateten ...«

Karin kannte niemanden, der sie so unglaublich wütend machen konnte wie ihr geliebtes Großmütterchen.

»Wenn du meinst«, unterbrach sie brüsk. »Vielleicht soll ich anrufen und stattdessen einen Hochzeitstermin vorschlagen, die Probleme können wir ja hinterher lösen.«

»Aber Karinchen, ich will doch nur sagen, ihr hättet darüber reden können.«

»Wir haben doch nichts anderes getan, als zu reden. Du hast keine Ahnung, was zwischen uns war oder wie viel wir geredet haben.« Karin fühlte, wie ihr die Tränen über die Wangen liefen, aber das war ihr egal.

»Es wird schon wieder in Ordnung kommen. Wollen wir nachsehen, ob wir ein paar Zeitschriften finden?« Die Großmutter umarmte Karin und gab ihr einen Schlüssel mit sorgfältig beschriftetem Anhänger.

Der Großvater hatte sich im Haus Danska vägen 72 A zwei Abstellmöglichkeiten zugelegt. Die eine im Fahrradkeller des Hauses. Dort war es warm und hell und roch schwach nach Öl. Diesen Geruch hatte Karin aus ihrer Kindheit in Erinnerung, wenn sie zur Wohnung der Großeltern statt durch den

Haupteingang gleich durch den Fahrradkeller gegangen war. Der Geruch war angenehm und irgendwie spannend. Karin hakte das Vorhängeschloss auf und begann den Inhalt des Verschlags durchzugehen. Sie setzte sich auf den Holzschmel und nahm ihres Großvaters Werkzeugkasten auf den Schoß. Sie würde Großmutter fragen, ob sie nicht den Werkzeugkasten bekommen konnte, um ihn an Bord zu haben. Sie wog Stück für Stück in der Hand, jedes der Werkzeuge trug deutliche Benutzungsspuren, war aber gut gepflegt. Karin war das erste Enkelkind gewesen, und Großvater hatte ihr immer erlaubt, mit ihm mitzugehen. Der alte Mann hatte eine enorme Geduld gehabt, doch was Karin geerbt hatte, war in erster Linie seine Hartnäckigkeit.

Sie hatte fast vergessen, dass sie nach alten Magazinen suchte, als ihre Großmutter mit dem Schlüssel zur Bodenkammer kam und sie daran erinnerte. Die ganze rechte Seite des Verschlags lag voller Zeitschriftenstapel. Die Großmutter nahm das zweite Heft von oben, das hoffentlich nicht so staubig war wie das oberste. Ein 1965 erschienenes Exemplar von *Hemmetts Journal*. Karin blätterte es durch und las ein paar Hausfrauentipps von der entsprechenden Seite vor. Ihre Großmutter lachte herzlich. Das alles durchzugehen, würde eine Menge Zeit kosten.

»Wie oft kamen diese Zeitschriften heraus?«, fragte Karin.

»Ich glaube, die hier einmal die Woche.«

»Zweiundfünfzig im Jahr ... es wäre gut, wenn wir alle Ausgaben von 1963 finden. Damals hatten Arvid und Siri geheiratet.«

Sie brauchten eine Stunde, bis sie die entsprechenden Magazine fanden, und es war schon nach zehn, als sie wieder in der Wohnung waren. Während Karin in der Dusche den Bodestaub abspülte, hatte ihre Großmutter eine neue Ladung Brote gemacht.

»Wenn du willst, kannst du gern hier übernachten, dann nehmen wir uns die Zeitschriften gemeinsam vor.«

Das war eins der Dinge, die sie an ihrer Großmutter liebte. Trotz ihrer siebenundachtzig Jahre war sie voller Abenteuerlust.

Heft für Heft wurde nach der Durchsicht beiseitegelegt. »Jetzt habe ich etwas gefunden!« Die Großmutter rückte die Brille gerade und las mit ihrer hellen Stimme vor.

»Arvid Stiernkvist mit Begleitung verschönerte den Abend durch seine Anwesenheit.« Karin betrachtete erstaunt die Frau auf dem Foto. Es war nicht Siri, sondern eine schöne blonde Frau, die sie an Grace Kelly erinnerte. Karin sah den Text durch in der Hoffnung, ihren Namen zu finden. Dann legte sie die Zeitschrift gesondert hin, bisher war das alles, was sie hatten. Eine Stunde später, als sie einen Großteil des Stapels abgearbeitet hatten, wurde ihre Großmutter wieder fündig.

»Karin! Hör dir das an! ›Der Speditionsbranche geht es bestens, und die Firma floriert«, berichtete Herr Arvid Stiernkvist, der eingeladen war zu ...« Das Bild war von schlechter Qualität, aber Karin erkannte das Foto wieder. Es war das gleiche Bild, das sie mit Folke vor wenigen Stunden in der *Abendzeitung* betrachtet hatte. Und doch auch wieder nicht. Etwas war anders. Karin nahm die *Abendzeitung* zur Hand und blätterte die Mittelseite auf, auf der Siri dominierte. Sie brauchte das Bild nicht sehr gründlich zu studieren, um zu erkennen, was anders war. In der *Abendzeitung* standen Arvid und Siri dicht nebeneinander, aber auf demselben Foto – allerdings in der Zeitschrift von 1963 – war neben Arvid eine ganz andere Frau zu sehen. Nämlich wieder diese blonde Frau. Jemand hatte das Foto manipuliert. Alles andere stimmte, das Kleid, das Arvids Begleitung auf beiden Bildern trug, war dasselbe, aber jemand hatte sich die Mühe gemacht, das Gesicht der Frau durch Siris Gesicht auszutauschen. Arvid

blickte Karin über die Zeiten hinweg an, als würde sie selbst hinter der Kamera stehen. Ihm schien die Anwesenheit des Fotografen nicht zu gefallen. Im Hintergrund sah man das Meer. Wer konnte die blonde Frau sein?

9.

Karin hatte den Zettel beim Hinausgehen in die Hand gedrückt bekommen, ihn aber nicht weiter beachtet, weil ihr Marita gesagt hatte, was darauf stand. Sie sollte Arvid Stiernkvists Frau anrufen, der eingefallen war, wie der Zahnarzt ihres Mannes hieß. Ziemlich makaber von Siri, sich so vorzustellen, und jetzt, wo sie Arvid identifiziert hatte, wurden Akten und Zahnschema auch nicht mehr gebraucht.

Karin steckte den Zettel in die Jackentasche und suchte die Nummer in ihrem Mobiltelefon. Wenn sie an einem Fall arbeitete, hatte sie alle aktuellen Telefonnummern gespeichert. Das sparte Zeit, besonders wenn sie im Auto saß. Im Nachhinein würde sie sich fragen, ob es etwas geändert hätte, wenn sie einen Blick auf das Papier geworfen hätte. Siri klang außer Atem, als sie den Hörer abnahm. Vielleicht war sie im Garten gewesen. Oder sie und Waldemar hatten sich mit etwas Intimerem beschäftigt. Karin versuchte das Bild aus ihrem Kopf zu verjagen, wie Siri zu Waldemar sagte, er solle ihr bloß nicht die Haare zerwühlen. Karin hörte, dass sich Siri auf Englisch bei einem Besucher entschuldigte, bevor sie sich meldete.

»Ich habe nicht angerufen«, sagte Siri. Sie versuchte sich nicht anmerken zu lassen, dass sie genervt war.

»Aber ich habe die Nachricht bekommen, Arvid Stiernkvists Frau habe am Morgen angerufen und ...«

Am anderen Ende wurde es totenstill, bevor Siris nasale Stimme von neuem ertönte.

»Ach ja. Aber es war nichts Wichtiges. Entschuldige, ich bin hier mitten in einem Interview. Für eine *ausländische* Zeitung.«

Karin hatte große Lust, etwas über das manipulierte Foto zu sagen, dann würde Siri bestimmt Zeit für ein Gespräch mit ihr haben. Natürlich hatte sie die Gelegenheit ergriffen, eine alte Rivalin in die Vergessenheit zu befördern. Karin war immer wieder erstaunt, wozu die Leute fähig waren, wenn es darum ging, Aufmerksamkeit in den Medien zu erwecken. Es war Freitagnachmittag, und sie versuchte alles von sich wegzuschieben, als sie die Jacke anzog, den noch anwesenden Kollegen zuwinkte und ihnen ein schönes Wochenende wünschte.

Als Karin zur Gamla Varvsgatan heimkam und den Schlüssel ins Schloss steckte, war ihr, als würde sie die Tür zu einer fremden Wohnung öffnen. Sie hatte befürchtet, sich dort einsam zu fühlen, und deshalb weder Schuhe noch Jacke ausgezogen. Sie schaltete alle Lampen ein und legte eine CD in die Stereoanlage. So wirkte die leere Wohnung weniger verlassen.

Sie war gerade dabei, die Lebensmittel in den Kühlschrank zu stellen, als es an der Tür klingelte. Verwundert linste sie durch den Spion, aber jemand verdeckte ihn absichtlich mit der Hand. Jemand war unten irgendwie hereingekommen und stand jetzt vor ihrer Tür. Karin schaute auf die Uhr. Sieben Uhr an einem Freitagabend. Sie würde keinesfalls öffnen, ohne zu wissen, wer da war. Die Türklingel läutete erneut. Es konnte Göran sein. Also wählte sie Robs Mobiltelefon an und hatte ihn in der Leitung, als sie aufmachte.

»Tra-ra!«, zwitscherte die Gestalt im Treppenhaus fröhlich und fiel Karin um den Hals.

»Du, Rob, es ist alles okay. Schönes Wochenende!«, sagte Karin in den Hörer.

»O Karin, entschuldige, wie unüberlegt von mir! Hast du gedacht, ich bin einer deiner Kriminellen?«, fragte das Wesen kichernd.

»Komm rein«, sagte Karin. »Die Svedberg dreht durch, wenn wir hier draußen stehen und lachen. Gott sei dem gnädig, der Spaß hat.« Karins Behauptung brachte Kia noch mehr zum Lachen.

»Ist doch scheißegal, du ziehst doch wohl sowieso um?«, sagte sie laut, bevor Karin die Besucherin in den Flur zog und die Tür schloss.

Kia, ihre Freundin seit Kindertagen, war einen Tag früher als verabredet gekommen.

Die wunderbare Kia, die mit ihr durch dick und dünn gegangen war. Sie hatte sich, ohne viel zu fragen, ins Auto gesetzt und Mann und zwei Kinder in Uddevalla zurückgelassen, um ihr zu Hilfe zu eilen. Karin fing an zu heulen. Seit dem Bruch mit Göran war sie die ganze Zeit beschäftigt gewesen. Den Gedanken an die Trennung hatte sie erst einmal beiseitegeschoben. Doch eigentlich hätte das Heulen längst abgeschlossen sein müssen, so viel, wie sie in all den einsamen Sechswochenphasen der vergangenen fünf Jahre über die Sache nachgegrübelt hatte. Kia schlang die Arme um sie.

»Himmel, was läuft da für düstere Musik?«

»Enya.«

»Das höre ich, nicht gerade aufheiternd.«

Kia ging zur Stereoanlage, nahm die CD heraus und ersetzte sie mit einer frühen von Gyllene Tider. Karin schaltete die unromantische Leuchtstoffröhre an der Küchendecke aus und zündete stattdessen Kerzen an. Inzwischen entkorkte Kia den mitgebrachten Wein und schenkte ihnen zwei Gläser ein.

»Kreolentopf«, sagte Karin und deutete auf die Zutaten auf der Anrichte.

»Oh, habe ich lange nicht gegessen! Herrlich! Was soll ich tun?«

Karin gab ihr Anweisungen. Kia tat schwarze Oliven, Salami, eingelegte Zwiebelchen und Sahne in den Topf.

»Und wie steht's bei dir?«, fragte Karin.

»Äh«, sagte Kia. »Manchmal ist man einfach so müde. Um sechs raus, kurzes Frühstück, mit den Kindern zur Kita, dann zur Arbeit, Kinder wieder abholen, Essen machen, sie um sechs vors Kinderprogramm setzen, bevor man sie ins Bett bringt. Danach hockt man total erledigt auf der Couch. Jens setzt sich eine Weile an den Computer, zu seinen geliebten Golfspielen. Ich meine, Sex, was ist das schon? Schafft man ja doch nicht.«

Karin lachte und erinnerte sie an früher, als Kia gern bis elf Uhr vormittags geschlafen hatte.

»Tja. Das war damals. Die Kinder würde ich jedenfalls gegen nichts auf der Welt eintauschen. Den Jensi hingegen möchte ich schon ab und zu austauschen, aber das geht auch immer wieder vorbei.«

Karin machte sich die Couch für die Nacht zurecht und ließ Kia das Bett nehmen. Sie redeten, bis es auf einmal nach zwei war.

Am Sonabend stellten sie nach dem Frühstück eine Liste auf, was alles zu tun war. Wohnung und Bodenkammer mussten durchgesehen werden. Kia nahm sich Karins Sachen im Schrank vor.

»Dieser Pulli, Karin, mal im Ernst. Wann hast du den zuletzt angehabt?« Kia hielt einen grauen Strickpullover hoch, den Karin kaum wiedererkannte.

»Ist wohl eine Weile her, aber der ist richtig kuschelig«, erwiderte sie.

»Mit anderen Worten, ein Fall für die Kleidersammlung«, sagte Kia und legte ihn auf den schnell anwachsenden Berg Stücke, die weggegeben werden sollten.

Der ganze Sonnabend und der halbe Sonntag gingen dafür drauf. Sie hatten geredet, aussortiert, geordnet und gepackt. Eine 32-Fuß-Jacht hat trotz allem nur begrenzten Stauraum.

Am Ende blieben dennoch Sachen übrig, die keinen Platz im Boot fanden. Ganze fünf Umzugskartons wurden zur Großmutter gebracht und in ihrem Fahrradkeller gestapelt. Sonntagabend um halb neun saßen Kia, Karin und ihre Großmutter an Bord und aßen. Drei Plastiktüten mit Kleinram standen unausgepackt unter dem Navigationstisch. Alles andere war verstaut, weggeschmissen oder weggegeben. Die Schlüssel hatte Karin, wie mit Göran abgesprochen, durch den Briefschlitz geworfen. Einen kurzen Moment hatte sie den Bund in der Hand gehalten und sich daran erinnert, wie sie damals die Wohnung bekommen hatten. Dann hatte sie die Metallklappe angehoben und die Schlüssel hineinfallen lassen.

Gleich nach ihrem Anruf hatte er sich aufs Rad gesetzt. Von allen Studenten, die er im Laufe der Jahre gehabt hatte, war sie die aufgeweckteste gewesen. Fräulein Rylander hieß sie zu jener Zeit. Ihre Gedanken bewegten sich in ganz eigenen Bahnen, und so zwang sie auch ihn, als Lehrer sein Äußerstes zu geben. Es hatte ihn gefreut, dass sie sich, wie einst auch er, für die Gerichtsmedizin entschieden hatte. In gewisser Weise war ihm, als würde sie in seine Fußstapfen treten. Als sie viel später in seiner Rechtsmedizinischen Abteilung in Göteborg landete, waren sie einander noch nähergekommen. Er wollte ihr alles beibringen, ließ sie an seiner lebenslangen Erfahrung teilhaben, während sie mit der neuen Technik mitging und sie

ihm in kurzen Zügen und leicht verständlich vermittelte. Es war ein Geben und Nehmen gewesen, wertvoll für sie beide.

Als er schließlich in Ruhestand ging, übernahm Margareta seine Nachfolge. Ein, zwei Mal im Jahr rief sie ihn an und bat, er möge kommen, wenn ein besonders interessanter Fall aufgetaucht war. Manchmal, weil sie seine Meinung hören wollte, doch meist, so argwöhnte er, um ihm das Gefühl zu geben, dass er gebraucht wurde, noch immer wichtig war. Sie benötigte sein Urteil nicht mehr. Jetzt war sie die Lehrmeisterin und er der Schüler.

Margareta öffnete die Tür und umarmte ihn.

»Ich hatte fast vergessen, wie schnell du bist.«

»Alte Gewohnheit, außerdem war ich auf Korsika, bin zwei Wochen Rad gefahren und jetzt in guter Form.« Er lächelte und folgte ihr die Treppe hinauf. Den Stock in der einen Hand, den Fahrradhelm in der anderen. Die Tür hinter ihnen schloss sich surrend.

»Du hast Jerker, den Kriminaltechniker, gerade verpasst. Der würde dir gefallen«, sagte Margareta, die vor ihm den Korridor hinunterging, ein Papier in ihrer rechten Hand liegend. Das Büro brachte und sich zum Fahrstuhl begab, statt die Treppe zu benutzen.

»Korsika«, sagte Margareta. »Ich hatte erwartet, du würdest anrufen, als die Zeitungen über den Fund berichteten, aber das erklärt einiges.«

In aller Ruhe begann sie über die Leiche zu sprechen, die man auf Pater Noster gefunden hatte.

»Hamneskär?«, fragte er auf dem Weg aus dem Lift. Konnte das möglich sein?, dachte er im Stillen. Nach all den Jahren?

»Kennst du die Insel? Ach ja, du und dein alter Holzkahn. Das hatte ich fast vergessen.«

»Alter Holzkahn? Es ist ein Drake aus afrikanischem Mahagoni, Baujahr 1930«, entgegnete er beleidigt.

Margareta reichte ihm die Schutzbekleidung und öffnete die Tür zum Obduktionssaal. Er sah sich im Raum um.

»Schön habt ihr es hier.«

Der Saal war hell und lag zu ebener Erde. Die Fenster waren großzügig bemessen, Klarglas im oberen Teil und Milchglas im unteren, damit niemand hereinsehen konnte. Weiße Birken standen davor, mit angedeuteten Knospen. Als würde der Frühling zögern.

Der Mann befand sich auf dem hinteren der beiden Tische. Humpelnd ging der Besucher über den Klinkerboden und blieb plötzlich stehen. Verwundert betrachtete er die dort liegende Leiche. Die lederartige Haut spannte über dem Skelett. Fett und Wasser des Körpers waren zu Wachs geworden und hatten den Mann in eine Mumie verwandelt.

In der Erinnerung gelangte er zurück zu einem heißen Augusttag vor mehr als vierzig Jahren. Sie hatten den wärmsten Sommer seit Menschengedenken gehabt, und diesen ganz speziellen Tag würde er nie vergessen. Er war an einer Wegscheide in seinem Leben angekommen, hatte eine vielversprechende Karriere als Chirurg gegen die Arbeit als Rechtsmediziner eingetauscht, eine Entscheidung, die sein Umfeld nie verstanden hatte und die er auch nicht erklären konnte. Nur Karl-Axel wusste Bescheid. Und Elin.

»Wie du siehst, ist der Tote außerordentlich gut erhalten. Wir haben Glück, dass er in einem gut durchlüfteten Steinkeller gelegen hat, sonst wäre von ihm nichts übriggeblieben. Der Vorratskeller befindet sich oberirdisch, und da der Tote eingemauert war, konnten die Insekten ihm nichts anhaben. Auf einer kleinen Insel weit entfernt vom Land bleibt man außerdem in hohem Maße davon verschont.« Margareta sah ihn an. Er war ungewöhnlich schweigsam.

»Davon?«, fragte er pflichtschuldigst.

»Von den Insekten«, erwiderte Margareta. Er nickte, nicht fähig, auch nur ein Wort zu sagen. So viele Gedanken wirbelten ihm durch den Kopf.

»Die Umgebung hat die ganze Zeit über Einfluss, hast du das nicht immer gesagt?« Sie lächelte trotz seines abwesenden Blicks und zeigte auf die linke Hand des Mannes. »Schau mal, noch bis vor kurzem hat er hier einen Ring getragen.« Margareta wies auf die deutliche Einkerbung, die der Ring am Finger hinterlassen hatte.

»Du meinst, jemand hat ihm den abgenommen, als man ihn fand?«, fragte er empört. »Das ist ja die reinste Leichenflederei.«

»Die Hand war sogar geballt und hat Schaden genommen, als man sie aufgebogen hat, um an den Ring zu gelangen.« Margareta zeigte an der knöchernen Hand, was sie meinte.

»Hast du eine Todesursache feststellen können?« Er wusste, wie kompliziert es sein konnte herauszufinden, was zum Tod eines Menschen geführt hatte.

»So wie die Leiche aussieht, ist es schwierig zu sagen, woran der Mann gestorben ist. Am Skelett keinerlei Traumata, Anzeichen äußerer Gewalt habe ich nicht gefunden.« Margareta klemmte sich eine Haarsträhne hinter dem Ohr fest.

»Der Rumpf ist außerordentlich gut erhalten, von den Weichteilen ist sonst normalerweise nichts übrig.« Seine Hand wies auf das, was er meinte.

»Daran habe ich auch gedacht. Überhaupt ist er unglaublich gut erhalten. Allerdings lässt sich nicht sagen, ob man ihm nicht beispielsweise ein Messer ins Herz gejagt hat.« Sie zeigte auf den Oberkörper, wo nur noch die Knochen des Brustkorbs übrig waren.

»Ja, stimmt. Eingemauert, hast du gesagt?«

»In einem Vorratskeller. Jedenfalls sind schon zwei, drei Wochen großer Hitze erforderlich, damit ein Körper zu trocknen beginnt, aber wenn das erst angefangen hat, stoppt ja der Verwesungsprozess ... Der Vorratskeller war, wie gesagt, gut durchlüftet. All das lässt mich vermuten, dass es Sommer war, als er starb und eingemauert wurde, außerdem hat die Spurensicherung Blumen gefunden, Grasnellen. Du weißt, diese rosafarbenen Strandblumen. Es hat sich herausgestellt, dass sie vor allem im Mai, Juni blühen, manchmal aber auch bis weit in den Herbst.«

»Ein heißer Sommer und darauf ein kalter Winter.« Er stützte den Stock auf den Boden und bewegte sich ein Stück zur Seite, studierte den Mann auf der kalten Tischplatte. Sein Herz tat einen Extraschlag. In jenem Jahr war es nicht Herbst geworden. Die Sommerwärme hatte sich mit Rekordtemperaturen bis in den Oktober gehalten, und danach hatte die Kälte eingesetzt. Es war trocken und kalt gewesen. Er versuchte sich zu erinnern, ob es geregnet hatte, glaubte es aber nicht. Der Winter hatte abrupt begonnen, als wäre der Herbst einfach vergessen worden.

»Du hast nicht über Vergiftung nachgedacht?« Er biss sich auf die Zunge. »Wenn Magen und Darm geleert waren, bevor er starb, ist die Anzahl an Bakterien schließlich reduziert. Das könnte erklären, weshalb der Rumpf so gut erhalten ist.«

»Eine ziemlich schnelle Schlussfolgerung, besonders da sie von dir kommt. Es hängt ja außerdem davon ab, womit er vergiftet worden ist, oder?«, fragte Margareta verwundert. Sie sah ihren alten Lehrmeister nachdenklich an.

Ich werde ihr nichts vormachen können, dachte er. Vielleicht anderen, aber nicht ihr.

»Du gehst davon aus, dass er mit etwas vergiftet wurde, dass zu Erbrechen und Durchfall führte. Wo bleiben da die sachlichen Analysen, die du immer befürwortet hast? Dass

man für alles offen sein und sich nicht zu früh einschränken soll?«

Er hatte versprochen, nie etwas zu sagen. Kein Wort verlauten zu lassen. Aber schließlich war es nun so lange her. Er konnte ihr ja wohl auf die Sprünge helfen, ein bisschen in die richtige Richtung weisen? Dass er heute Abend hergekommen war, dass sie angerufen hatte, war das nicht ein Zeichen? Es gab ihm die Möglichkeit, den Kreis zu schließen. Er dachte an den Eid, den er als Arzt vor so vielen Jahren geleistet hatte. Besonders an den Passus: Ich werde alle mir anvertrauten Geheimnisse auch über den Tod meiner Patientinnen und Patienten hinaus wahren. Im Laufe der Jahre hatte er oft darüber nachgegrübelt. Hatte versucht, diese Worte auf andere Weise auszulegen. Die Quintessenz war ja wohl, dass man den Patienten weder im Stich ließ noch ihn hinterging.

»Hör mal«, sagte Margareta jetzt. »Was weißt du, was ich nicht weiß?« Ihr Blick ließ ihn nicht los.

Margareta konnte schweigen, das wusste er. Wenn er jemandem vertraute, dann ihr.

Er zögerte.

»Interessiert dich möglicherweise eine Tätowierung, die ich an ihm gefunden habe?«, fragte sie.

»Eine Tätowierung?« Plötzlich war er hellwach.

»Die ist etwas schwer zu finden, aber äußerst interessant. Die Ermittler werden vor Freude in die Luft springen.«

»Wo?«

Margareta zog die verstellbare starke Lampe von der Decke, um sie auf die erwähnte Stelle zu richten, überlegte es sich jedoch anders. Sie verschränkte die Arme vor der Brust und sagte: »Vielleicht kann ich sie dir ja zeigen, wenn du zuerst erzählst.«

»Das ist Erpressung.«

»Nennen wir es Austausch von Informationen. Andernfalls kannst du ja immer noch die Polizei anrufen.«

Er seufzte.

»Eine Arsenvergiftung«, sagte er. »Ich weiß, dass er an einer Arsenvergiftung gestorben ist.«

»Hattest du eine Ahnung davon, dass alles, was in einem Zuhause mit zwei Kindern zu tun ist, einem Ganztagsjob von vierzig Stunden in der Woche entspricht?«, fragte Tomas, der am Sonnabendmorgen die Zeitung am Frühstückstisch las. »Das ist ja unheimlich viel. Kann das wirklich stimmen?«

»Das stimmt sicher«, sagte Sara. »Vierzig Stunden – mit Leichtigkeit.«

»Wenn man bedenkt, wie es früher war, als die Frau sich ums Haus kümmerte und der Mann das Geld ranschaffte. Und da haben die gesagt, sie seien nicht gleichrangig.« Tomas schüttelte den Kopf.

»Der Unterschied heute ist wohl, dass man von den Frauen erwartet, sich um das Zuhause zu kümmern und obendrein ganztags zu arbeiten«, entgegnete Sara müde.

»Aber vierzig Stunden ist doch unheimlich viel. Was macht man in der ganzen Zeit?« Tomas schien ernsthaft zu überlegen.

»Tja, nachsehen, was an Essen, Kleidung und Geschenken für eventuelle Geburtstage fehlt. Das Entsprechende einkaufen, kochen, Staub saugen, aufräumen, Betten machen, Anziehsachen, Bettwäsche und Handtücher waschen. Die Kinder zur Kita bringen, falls man dort einen Platz hat. Wäsche zusammenlegen, sie im Schrank verstauen, aussortieren, was zu klein geworden oder kaputt ist und genäht werden muss. Das will man später tun, weiß aber bereits jetzt, dass es nicht zu schaffen sein wird. Den Geschirrspüler ausräumen und neu bestücken. Die Teile noch einmal abwaschen, die jemand

reingestellt hat im Glauben, angetrocknete Grützeteller und Kartoffelbreitöpfe würden dort auch von alleine sauber. Ganz zu schweigen vom Fressnapf der Katze.«

»Klingt, als wolltest du sagen, dass ich nicht mithelfe«, protestierte Tomas gereizt.

»Dass du mithilfst? Soll das heißen, für Zu Hause bin ich allein zuständig und du bist so nett, hin und wieder ›mitzuhelfen‹? Meinst du das?«

Linus sah von seinem Joghurtteller auf. Mit dem Löffel zeigte er auf Tomas.

»Papa, lieb zu Mama sagen.«

Tomas lächelte über die Ermahnung ihres Sohnes und senkte die Stimme. »Ich meine ... jetzt, wo du krankgeschrieben bist, ist es doch noch wichtiger, dass wir ein festes Einkommen haben.« Er faltete die Zeitung zusammen und legte sie beiseite. »Ich bin im Begriff, in der Firma aufzusteigen, und da ist es gut, wenn man mich dort sieht. Ich weiß, dass du im Augenblick hier zu Hause mehr tust.«

»Ich habe volles Verständnis dafür, dass du im Job weiterkommen willst, aber ich würde mir wünschen, du würdest mal die Kinder abholen. Wenigstens einmal die Woche.«

»Aber dann muss ich mit meinem Chef über eine Kürzung der Arbeitszeit reden, damit ich an einem Tag in der Woche eher gehen kann.«

»Ja, tu das doch. Wo ist das Problem? Und übrigens, was heißt ›eher gehen‹? So viel, wie du arbeitest.«

»Wie ich gerade sagte, es ist doch wichtig, dass wir ein festes Einkommen haben, jetzt, wo es dir nicht gutgeht.«

»Ich werde weiß Gott nicht gesünder davon, hier alles alleine zu machen, wo ich nun mal zu Hause bin. Das ist doch geradezu paradox. Ich bin zu Hause, und mein Mann kann Überstunden machen, weil er eine Frau hat, die immer die Kinder holt, was zur Folge hat, dass er noch länger arbeiten

und noch später heimkommen kann. Ganz zu schweigen davon, wenn die Kinder krank sind. Ich *darf* zu Hause keine kranken Kinder betreuen, wenn ich krankgeschrieben bin. Trotzdem muss ich es tun. Wie oft bist du mit einem von ihnen hiergeblieben?«

»Aber weshalb soll ich bei den Kindern bleiben, wenn du sowieso zu Hause bist? Ich habe doch den Kalender voll mit Besprechungen und anderen Terminen. Du hast doch keine Termine. Bist du sicher, dass du dich nicht um die kranken Kinder kümmern darfst? Hast du das gecheckt?«

»Ich bin mir total sicher. Außerdem finde ich, wir sollten uns die Sache teilen.«

»Also, du bist krankgeschrieben und zu Hause, findest aber, ich solle einen Tag vom Job fernbleiben, um mich mehr um die Kinder zu kümmern, obwohl du daheim bist. Dir ist klar, wie viel Geld wir damit verlieren, wenn ich nicht mein volles Gehalt bekomme und obendrein das, was ich an Arbeit verpasst habe, nachholen muss.«

Manchmal hatte Sara geglaubt, er würde verstehen, aber bei Gelegenheiten wie diesen stellte sich heraus, dass dem nicht so war.

Zwischen ihnen schien sich ein Spalt aufzutun. Anfangs war der kaum sichtbar gewesen, in letzter Zeit aber machte es immer mehr Mühe, über ihn hinwegzusteigen. Und irgendwie hörte es sich aus seinem Munde so an, als wäre sie an allem schuld.

»Mama, was ist das?«, fragte Linnéa und wedelte mit der Einladung zur Familienfeier, die Sara fast verdrängt hatte. »Darf ich darauf malen?«

Sara gab ihr einen Stift und sah, dass Tomas sauer wurde.

»Was machen wir mit dieser Feier?«, fragte er. »Ich fände es nett, da hinzugehen.«

»Dann tu das doch. Du kannst ja gehen, wenn du willst. Nimm die Kinder mit.«

»Aber dann kann ich doch mit keinem reden, muss ihnen nur die ganze Zeit hinterherjagen.«

»Deine Mutter kann sich doch um sie kümmern.«

»Das kann ich ihr wirklich nicht antun. Sie ist doch auch eingeladen. Ich kann sie nicht bitten, bei einem Essen auf unsere Kinder aufzupassen, das begreifst du doch wohl.«

»Dann musst du eben absagen.«

»Aber ich glaube, Mama hat auch schon in unserem Namen zugesagt ...«

Sara fühlte, wie ihr das Blut in den Kopf schoss.

»Was sagst du? Ich will auf keine verdamnte Familienfeier. Diane geht wohl hin, um sich und ihre Kinder vorzuführen. Alexander ist bestimmt wie üblich verhindert.«

Tomas schaute auf.

»Ich glaube übrigens, dass Diane an dem Tag nicht kann.«

»Klar, da ist bestimmt irgendwo ein Schlussverkauf. Und wer würde so was nicht vorziehen, statt mit deinen Eltern zur Familienfeier zu gehen, die sich darüber mokieren, dass man die Bluse nicht besser gebügelt hat.«

»Jetzt hör aber mal auf! Warum musst du meine Eltern immer schlechtmachen. Ehrlich gesagt, ich verstehe nicht, woher du das alles nimmst. Sind sie dir so verdammt zuwider?« Tomas schien noch mehr sagen zu wollen, stand dann aber auf und ging.

Sie konnte sich nur schwer zur Wehr setzen, aber die wenigen Male, die sie es tat, schien er nicht wahrzunehmen. Oder er drehte die ganze Sache um. Siri und Waldemar hatten in seinen Augen keinen Makel, und Tomas sprang ihnen immer sofort zur Seite. Ganz zu schweigen von Diane.

Bei der Mütterberatung hatte man gefragt, wie es ihr ging. Sie hatte sich kaum zu antworten getraut, aus Angst, man könnte in irgendeiner Akte vermerken, sie sei für die Kindererziehung ungeeignet. Aber sie hatte ihr Gesicht wahren können und so diplomatisch wie möglich geantwortet. Wenn Tomas und sie getrennte Wege gingen, hätte ihm ein solcher Vermerk womöglich das Sorgerecht für die Kinder zuschanzen können. Mein Gott, dachte sie dann. Stand es denn derart schlecht zwischen ihnen? Scheidung? Vielleicht wäre alles besser gelaufen, wenn Tomas ihr eine Stütze sein könnte oder seine Eltern ihnen geholfen hätten. Zum Beispiel mit einem fertigen Essen vorbeigekommen wären, wenn sie beide bis spätabends gearbeitet hatten, oder wenn sie sich um die Kinder gekümmert hätten, damit Tomas und sie Sonnabend, Sonntag ausschlafen oder eine gemeinsame Wochenendreise unternehmen konnten. Nein, es war nicht nur seine Schuld.

Eigentlich begann sich erst am Dienstagmorgen der darauffolgenden Woche tatsächlich etwas bei den Ermittlungen zu tun. Das jedenfalls war zunächst Karins Ansicht. Als sie den Hörer abnahm, hörte sie die forsche Stimme der Gerichtsmedizinerin Margareta Rylander-Liljas am anderen Ende.

»Guten Morgen, Karin! Es gibt drei Dinge, die jedenfalls aus meiner Sicht als Schlüssel dienen könnten. Als Erstes wurde dein Freund auf der Insel nördlich von Marstrand vergiftet. Als Zweites fehlt etwas. Am Ringfinger des Mannes hatte ein Ring gesteckt. Jerker war bei der Obduktion dabei und hat erzählt, ihr habt einen Ring gefunden.«

Karin erklärte, auf welche Weise Roland ihnen den Ring übergeben hatte.

»Jerker und ich sind uns einig, dass sich nicht dieser Ring am Finger befunden hat«, wendete Margareta ein.

»Wir haben keinen anderen«, erwiderte Karin.

»Ja, das ist mir klar. Ich sage nur, den Ring, den ihr da habt, hat der Mann nicht getragen, aber das hat Jerker euch wohl schon erklärt.«

»Was ist das Dritte?«, fragte Karin.

»Das ist das Beste. Es wird dir ganz bestimmt gefallen. Eine Tätowierung.«

»Was stellt sie dar?«

»Eigentlich nichts, es sind eine Menge Zahlen.«

»Zahlen?«, fragte Karin.

»5754, dann ein Zwischenraum und danach 1129.«

Margareta wiederholte die Zahlen, und Karin schrieb sie in ihr Notizbuch. 5754 1129. Nach der 54, genau wie nach der 29 stand noch etwas, allerdings so undeutlich, dass Margareta es nicht entschlüsseln konnte.

»Er ist wirklich ein Mysterium. Keine Drogen, kein Herumgeballere, sondern mit etwas mehr Stil«, sagte Margareta, bevor sie auflegte.

Karin konnte ihr nur zustimmen, als sie vor dem Bericht der Gerichtsmedizin saß und ihn durchging. Der Mann war irgendwann zwischen 1955 und 1965 gestorben, aber da er 1963 geheiratet hatte, handelte es sich wohl eher um irgendwann zwischen 1963 und 1965.

Karin hatte an die geschlossene Tür geklopft, an der ein Schild kundtat, dass es das Zimmer von Kriminalkommissar Carsten Heed war. Carsten öffnete, das Mobiltelefon am Ohr, und wies auf einen der Besuchersessel hinter sich. Karin setzte sich, stand aber gleich wieder auf, als hätte sie etwas vergessen. Sie machte Carsten, der noch immer sprach, ein Zeichen. Fünf Minuten später war sie in Begleitung Folkes mit drei Bechern Kaffee zurück.

»Vergiftet? Nicht zu fassen«, sagte Carsten, als er die Neuigkeiten von Karin erfuhr. Er stellte seinen Kaffeebecher auf dem Schreibtisch ab.

»Rechtlich gesehen ist allerdings ein Mord von vor mehr als zwanzig Jahren bereits verjährt. Falls es Mord war«, sagte Folke. Er kannte sich mit den Spielregeln wahrhaftig aus.

Karin bereute schon, dass sie ihn dazugeholt hatte. Wie hatte sie nur glauben können, Folke würde ihnen behilflich statt hinderlich sein? Jetzt konnte sie ihn kaum bitten, wieder zu gehen.

»Total richtig«, sagte Carsten, woraufhin Folke nickte und hochzufrieden aussah.

»Was haben wir eigentlich in der Hand?« Carsten wandte sich an Karin.

»Es gibt eine Menge unstimmiger Details. Ich habe eine Liste aufgestellt.« Sie schlug eine Seite in ihrem Notizbuch auf, die mit einem roten Zettel gekennzeichnet war, und trug alle Unklarheiten des Falls vor.

»Der Ehering fehlt, und wir erhalten einen, der sich als neu herausstellt. Siri hat sich nicht sofort an das Datum erinnert, an dem die beiden geheiratet hatten. Das hätte sie aber tun sollen, wenn man bedenkt, dass es nicht nur ihr Hochzeitstag, sondern auch Arvids Geburtstag war. Stattdessen wusste sie den Namen des Pastors. Ein Hochzeitsfoto hatte sie auch nicht vorzuweisen.«

»Das ist kaum rechtswidrig?«, sagte Carsten.

»Richtig«, mischte sich Folke ein. »Ich bin geneigt, dem zuzustimmen.«

Karin sah ihn irritiert an. Geneigt? Manchmal fragte sie sich wirklich, wozu er neigte. Da saß er nun in seinen öden Anzughosen mit Bügelfalte, in Hemd und mit unmodernem Schlips, so geknotet, dass er viel zu lang herunterhing. Wäre er ein pfiffiger Kriminalbeamter gewesen, einer, an den man

sich anlehnen konnte, hätte sie ihm den schlechten Kleidungsstil wohl verziehen, doch wie die Situation nun war, nervte sie fast alles an ihm.

»Da ist noch mehr«, fuhr sie fort. »Der Bericht zu Arvids Verschwinden und dem Unfall ist von Sten Widstrand verfasst, und das ist überhaupt der einzige Bericht, den er in seiner Zeit als Polizist geschrieben hat. Ich habe gerade mit Margareta gesprochen, die noch erzählt hat, dass Arvid nicht nur vergiftet worden ist, sondern man bei ihm auch eine Tätowierung mit den Zahlen 5754 1129 gefunden hat.« Karin hörte selbst, wie das klang, und verstand, worauf es hinauslaufen würde.

»Das kann ja wirklich alles Mögliche sein«, sagte Folke.

Carsten rutschte auf dem Stuhl hin und her, als tue ihm das Sitzfleisch weh. »Kann das eine Nummer aus einem KZ oder so was sein?«, fragte er.

»Soviel ich weiß, wurden solche Nummern auf den Armen angebracht. Arvids Tätowierung aber befindet sich über dem Steißbein, die konnte man nicht mal sehen, wenn er Badehosen trug«, gab Karin zur Antwort.

»Das klingt zwar interessant, aber wenn wir nicht mehr als das haben, brauche ich eure Hilfe anderweitig.« Carsten deutete auf einen dicken Ordner, der aufgeschlagen auf dem Tisch lag.

»Natürlich«, erwiderte Folke.

»Wir müssen aber doch wohl Siri informieren, dass ihr Mann vergiftet wurde«, widersprach Karin.

»Okay. Erledigt das, schreibt einen Bericht, und dann lassen wir die Sache fallen«, sagte Carsten.

»Selbstverständlich«, stimmte Folke zu.

Karin sah ihn wütend an. Er war nicht gerade eine große Hilfe.

»Aber ...«, begann sie.

»Okay, Karin, ich weiß, was du sagen willst«, unterbrach sie Carsten. »Und meine Antwort ist ja, wenn ihr etwas Zeit übrig habt, könnt ihr das weiter untersuchen.«

»Du, du kannst ruhig du sagen«, entgegnete Karin und lächelte vielsagend mit einem Blick auf Folke.

»Gut möglich, dass du recht hast, wenn du hier ein Verbrechen vermutest, und die Familie ist sicher dankbar für dein Engagement. Die Tatsache aber bleibt, dass wir hier viel zu viel anderes haben, was brandaktuell ist.« Er wies auf weitere drei Ordner, die in dem laminierten Bücherregal lagen. Karin seufzte, nahm Notizbuch und Kugelschreiber und ging. Sie war keinesfalls so sicher wie Carsten, dass die Familie ihr Engagement begrüßen würde. Sie hatte bei Siri angerufen, um zu fragen, ob sie vorbeikommen und mit ihr reden könnten, aber Frau von Langer hatte erklärt, dass es sich heute unmöglich dazwischenschieben ließe. Karin fragte sich, was so viel wichtiger sein konnte, als Klarheit über das Schicksal ihres ersten Mannes zu erhalten.

Die Papiere zum Fall Arvid Stiernkvist zu archivieren, widerstrebt ihr, weil es noch so viele Ungereimtheiten gab. Nicht nur die Tatsache, dass Siri ihr Hochzeitsdatum vergessen hatte, das Ganze wirkte irgendwie falsch. Der blaue Ordner mit Arvid Stiernkvists Papieren schien derselben Meinung zu sein, denn er widersetzte sich, und als er endlich nachgab, landete das Register mit allen Papieren auf dem Boden. Karin sammelte sie auf und legte sie unsortiert auf einen Haufen. Danach schlug sie die Mappe auf, die ihr Carsten gegeben hatte. Ein ausländischer, freiberuflich tätiger Journalist war von seiner Freundin als vermisst gemeldet worden. Er befand sich auf einer Reise durch Schweden und schickte ihr regelmäßig seine Artikel, doch jetzt hatte sie seit drei Wochen nichts bekommen, und das war offenbar sehr untypisch für ihren Freund.

Karin versuchte wirklich, sich in den Inhalt der Mappe zu vertiefen und auch die Mails zu lesen, die Carsten hinzugefügt hatte. Wieder und wieder studierte sie dieselbe Passage, ohne sie wirklich aufnehmen zu können. Am Ende stand sie auf und ging sich einen Kaffee holen. Dort traf sie Folke.

»Frau Siri von Langer hat heute keine Zeit, uns zu empfangen«, sagte Karin und deutete eine noble Verbeugung an.

»Ach, tatsächlich«, erwiderte Folke und goss Karin und sich selbst Kaffee ein.

»Hast du einen Moment Zeit, Folke?«, fragte Karin und deutete auf ein paar Stühle im Pausenraum.

»Shoot«, sagte Folke und stellte die Kanne zurück. Aus seinem Mund klang das total verkehrt.

»Ich weiß nicht, ob ich mir das nur einbilde, aber irgendwas stimmt nicht, findest du nicht auch?«, fing Karin an.

»Carsten meinte, wir sollen die Sache fallenlassen«, gab Folke zur Antwort.

»Ja, ich weiß.« Karin trank einen Schluck. Sie hatte sich auf einen der Stühle gesetzt, aber Folke stand noch immer an der Kaffeemaschine.

»Außerdem ist es verjährt«, fügte er hinzu.

Karin stand wieder auf, nahm ihre Tasse und ging zu ihm hin.

»Jedenfalls hat uns Frau von Langer morgen um zwei eine Audienz gewährt. Hast du Lust mitzukommen?« Folke schien über die Frage verwundert, und Karin war fast selbst etwas erstaunt, weil sie ihn gefragt hatte.

»Ja, das lässt sich einrichten.«

»Nur damit du Bescheid weißt. Es kann sein, dass ich in Kungälv bei McDonald's anhalte, um mir einen Kaffee zu holen. Du kannst dir ja überlegen, ob du das überlebst oder ob wir in getrennten Autos fahren sollen«, sagte Karin lächelnd.

»Ich werde dir den Artikel über die heutigen Gesundheitsrisiken kopieren, dann kannst du ihn selber lesen«, erwiderte Folke ernsthaft.

»Mach gleich mehrere Kopien, falls sie zufällig im Papierkorb landet«, erwiderte Karin und ging zu ihrem Schreibtisch zurück. Sie hoffte, dass Folke das Spaßhafte ihrer Bemerkung verstanden hatte.

Viermal hatte das Telefon bereits geklingelt.

»Waldemar! Waldemar, kannst du rangehen?« Wo trieb sich der Kerl nur rum? »Von Langer«, meldete sie sich schließlich. Sie hoffte, der Nagellack wäre so weit getrocknet, dass keine Kratzer zurückblieben, falls sie an den Hörer kommen sollte.

»Ach ja, hallo«, sagte sie reserviert. Wieder diese Polizistin. Waldemar kam aus dem Obergeschoss angeschlurft. Was tat er ständig dort oben?

»Hast du mich gerufen?«, fragte er, bevor er sah, dass sie das schnurlose Telefon am Ohr hatte. Siri wedelte ihn fort.

»Eine Tätowierung?« Sie dachte nach. »Nicht, dass ich wüsste, aber da du fragst, muss er wohl eine gehabt haben. Was stellt sie denn dar?«

»Zahlen?«, fragte sie erstaunt. Sie machte Waldemar ein Zeichen, der ihre Handbewegungen nicht verstand.

»Papier und Stift«, flüsterte sie irritiert. Wie begriffsstutzig konnte man denn noch sein.

Waldemar öffnete das Silberkästchen und nahm Papier und Kuli heraus.

»Nicht das gute«, zischte Siri. »Normale Zettel!«

»Wo sind die denn?«, fragte er.

»In der obersten Küchenschublade, du wohnst doch auch hier, oder?«

Waldemar trottete los.

»Ich finde sie nicht«, rief er aus der Küche.

»Entschuldige mich einen Moment«, sagte Siri in den Hörer und legte das Telefon weg, obwohl es ein schnurloses war, und folgte Waldemar gereizt in die Küche. Sie riss die entsprechende Schublade so weit heraus, dass sie sie in der Hand hielt, wobei sie umkippte und ihr Inhalt zu Boden krachte. Ohne ein Wort stellte sie die Schublade auf den Tisch und bückte sich nach Zettelblock und Stift.

»Ja, jetzt bin ich wieder dran«, sagte sie und notierte, was Karin berichtete. Sie hörte Waldemar den Inhalt des Kastens auflesen.

»Seltsam. 5754«. Bis dahin war sie gekommen, als der Stift streikte. Verdammt Mist.

»Worum ging's?« Waldemar stand mit verwundertem Gesicht in der Tür.

»Um eine Tätowierung, die Arvid gehabt hat.«

»Ach, und nur deshalb rufen die an? Dann kann die Polizei nicht gerade viel zu tun haben.«

»Sie haben mich gefragt, ob ich wüsste, was das bedeutete, weil es um eine Menge Zahlen ging.« Siri hielt ihm den Block hin.

»Es waren noch mehr, aber der Stift hat gestreikt, und deshalb habe ich sie nicht.«

»Was stellt das denn dar?«, fragte Waldemar. »Haben die gesagt, was das sein soll?«

»Nein. Und ich habe keine Ahnung.« Siri legte den Block auf die Anrichte und ging. Waldemar griff danach und betrachtete die Zahlen. 5754. Dann nickte er, riss den Zettel ab und stieg wieder ins Obergeschoss.

Sara schaltete die Lampe über dem Küchentisch aus und kontrollierte die Wohnungstür. Sie war abgeschlossen. Am Abend

fiel ihr alles leichter. Leichter war vielleicht das falsche Wort, zumindest aber war es nicht mehr ganz so schwer. Abends machte sie Pläne für den nächsten Tag, meinte, dass sie es bestimmt wagen würde, im Laden vorbeizuschauen oder vielleicht den Bus nach Göteborg zu nehmen. Doch wenn der Morgen mit seinem unbarmherzigen Licht erst da war, begriff sie, dass dieser Trip noch warten musste. Mit Linus und Linéa zum Kindergarten zu gehen, war schon problematisch genug.

»Wann fängst du wieder an zu arbeiten, Sara?«, hatte eine der Erzieherinnen gefragt. Tja du, dachte Sara, wann werde ich wohl wieder arbeiten? Wenn es mir bessergeht, wenn ich in den Laden gehen und Milch einkaufen kann, ohne zusammenzuklappen.

»Ich weiß nicht«, hatte sie geantwortet. Die Furche auf der Stirn der Frau war tiefer geworden.

»Die Kinder haben hier in der Kita ja ziemlich lange Tage. Vielleicht könnten sie etwas mehr Zeit zu Hause verbringen, wo du ja jetzt nicht arbeitest. Wir haben zu wenig Personal, und wie gesagt, es sind viele Kinder.«

Von Eltern, die arbeiten, dachte Sara. Die ihren Teil beitragen. Andere sahen auch auf sie herab, nicht nur sie selbst hatte Schwierigkeiten, ihr Ausgebranntsein richtig ernst zu nehmen, es als Krankheit zu begreifen.

»Ich trinke jeden Morgen Aloe-Vera-Juice, das tut einem richtig gut. Du solltest es mal probieren.«

Sara hatte unzählige Tipps zu Vitaminen und Säften bekommen, sie selbst aber glaubte, dass sie in erster Linie Zeit brauchte. Zeit, zu landen und wieder zurückzufinden. Es war, als sei sie eine andere geworden, als hätte sie sich in sich selbst verirrt.

Sie, die ganz besessen gewesen war, Zeit zu sparen, hatte plötzlich jede Menge davon, erschreckend viel Zeit, die sie nicht nutzen konnte und einfach nur totschiagen musste.

Die Kindergärtnerin sah Sara an, wartete auf eine Antwort, dabei konnte sich Sara nicht mal mehr an ihre Frage erinnern.

»Entschuldigung«, sagte Sara und fühlte die Tränen kommen.

»Hallo, Mama, gehn wir jetzt nach Hause?«, fragte Linnéa, die mit ihrer Kuschieldecke in der Hand ankam.

»Nein, Liebling. Mama redet noch ein bisschen mit deiner Kita-Tante.«

»Wir ziehen es vor, Erzieherinnen genannt zu werden. Was meinst du, kannst du sie statt um drei schon um zwei holen?« Die Frau hatte demonstrativ den Kalender zur Hand genommen, in dem die Bringe- und Abholzeiten aller Kinder standen. Mit dem Radierer ging sie leicht erst über Linus', dann über Linnéas Zeile, um die 15 in eine 14 zu ändern und somit zwei der Kleinen etwas früher loszuwerden.

Nein, dachte Sara. Das geht nicht. Ich schaffe es nicht. Ich brauche die Stunden für mich selbst, um mich zu erholen und den Abend zu überleben. Um eine Mutter zu sein, die nicht weint, jedenfalls nicht die ganze Zeit.

»Ich werde es versuchen«, antwortete sie und zog die blauen Überzüge von den Schuhen und legte sie in den Plastikimer im Flur. Sie hatte die Tür gerade noch hinter sich schließen können, bevor die Tränen hervorschiossen.

Ich muss es schaffen, mich zu wehren, muss lernen, nein zu sagen, dachte sie.

10.

Das Meer sah zur Nachtzeit anders aus, weckte starke Gefühle. Der Wind und das Geräusch der sich brechenden Wellen klangen in der Dunkelheit bedrohlich. Heute aber lag die See schwarz und still. Mond und Sterne leuchteten am Himmel und spiegelten sich in der Wasserfläche.

»Super, hier haben wir was.« Er wies auf das linke Display, das zum Echolot gehörte, und markierte den Punkt, um dahin zurückzufinden. Der schwache gelbe Schein des einen LCD-Schirms zeigte den Meeresboden unter ihnen. Eine zackige schwarze Kurve entstand, je weiter sich das Schiff bewegte. Zeichen für große und kleine Fische und dann ein Ausschlag bei etwas Größerem. Der zweite Schirm war mit einem Sight Scanning Sonar gekoppelt, einer Art seitwärts gerichteten Echolot. Beide Geräte erforderten ein geübtes Auge, um beurteilen zu können, was da zu sehen war.

»Hier ist auch was«, sagte Otto. Der Punkt wurde ebenfalls markiert. Otto Johansson war der Vorsitzende des Heimatvereins und derjenige, der Markus mit dem Rest der Truppe zusammengeführt hatte. Das Engagement des Heimatvereins gab der Suche Gewicht und Legitimität. Otto hatte Markus von den vielen im Umkreis liegenden Wracks erzählt. Der Kutter *Wildflower* war 1946 gesunken und lag südlich von Marstrand bei Sälö. 1947 hatte man seine Ladung, die aus Kupferdraht bestand, geborgen. Das Dampfschiff *Ardemia* und der norwegische, mit Zellulose beladene Kutter *Shamrock* waren 1959 im Sillesund untergegangen. Otto gefiel das echte

Interesse des Deutschen. Irgendetwas an dem jungen Mann kam ihm bekannt vor, so als müsste er sich an ihn erinnern, aber er konnte nicht sagen, was es war.

Die Männer bildeten eine kleine, verschworene Gemeinschaft, und sie tauchten zur Nachtzeit, damit sich nicht alle möglichen Glücksjäger zur Schatzsuche aufmachten. Noch früh genug würde die Öffentlichkeit erfahren, wonach man hier suchte.

»Mann, wir haben was.« Die Stimmung an Bord war aufgeregter, und in der rauen Nachtluft lagen hochgespannte Erwartungen.

»Wollen wir runtergehen und die Sache überprüfen? Let's go down and check it out.«

Wegen Markus hatten sie sich angewöhnt, englisch zu sprechen. Er war ein wertvoller Neuzugang und ein erfahrener Taucher. Otto nickte dem Mann im Taucheranzug zu, der sich rücklings in das schwarze Wasser fallen ließ und verschwand. Otto selbst tauchte nicht mehr und sah voller Neid, wie die jüngeren Kräfte ihre Ausrüstung anlegten und sich auf eine Unterwassertour begaben, die, je nachdem was sie fanden, bis zu einer Stunde dauern konnte. Otto war in seinem Leben viel da unten gewesen, und einer der Höhepunkte war ein Tauchgang bei Nordkråkan, wo man die Überreste eines finnischen Schoners aus Wiborg gefunden hatte. Über alte Register war er damals an die Information gelangt, dass das Schiff im englischen Hull Steinkohle geladen hatte, bevor es 1899 vor Marstrand gesunken war.

Für Markus war es nicht so wichtig, wonach sie suchten. Wichtiger war ihm, mit seinem Vater zusammen sein zu können. Der Mann stand dort neben Otto an Deck, eine Zigarette im Mundwinkel, und hatte keine Ahnung, dass derjenige, der sich jetzt zum Tauchen anschickte, sein biologischer Sohn war.

Vier Kippen hatte Markus zur DNA-Analyse eingesandt, es war der letzte Schritt auf seiner langen Suche gewesen. Minutiös hatte er die im Archiv des Heimatvereins gefundenen Fotos studiert, die in den sechziger Jahren am Albrechtsunds-Kanal aufgenommen worden waren. Der Fotograf, der beauftragt gewesen war, von jedem Paar auf Doktor Lindners Fest ein Bild zu machen, hatte auf acht der vierundzwanzig Bilder das Segelboot als malerischen Hintergrund genutzt. Auf drei von ihnen ließen sich alle Personen an Bord deutlich erkennen, auf den restlichen schaute immer einer in eine andere Richtung. Otto Johansson, der Vorsitzende des Heimatvereins, erkannte die Personen sofort wieder, als Markus seine Lupe zu Hilfe nahm. Otto kratzte sich am Kopf und wirkte nachdenklich, fast besorgt, als er erzählte, wer sie waren. Als Markus fragte, ob die vier gute Freunde gewesen seien, blieb dem Mann nichts anderes übrig, als langsam den Kopf zu schütteln.

»Genau das verblüfft mich ja so. Ich wusste nicht einmal, dass sie sich kannten.«

Nachdem Markus Ottos Vertrauen gewonnen hatte, waren ihm mehr und mehr der alten Geschichten zu Ohren gekommen, und Markus hatte versucht, sie in sein Puzzle einzufügen.

»Ich vermute, es spielt keine so große Rolle mehr, weil ja alles so lange her ist«, hatte Otto einmal gesagt, als ihm Marcus geholfen hatte, alte Fotos einzuscannen. Otto hatte nach einem der Bilder gegriffen und auf den Mann auf dem Foto gezeigt. Der sprach mit zwei uniformierten Polizisten.

»Es wurde eine ganze Menge getratscht, ja, das ist vielleicht immer so in solch kleinen Orten, aber hier ging es jedenfalls um ...« Markus hatte zugehört und danach ein paar Teile in seinem Puzzle ausgetauscht.

Sie waren bei dem zweiten und vorletzten Wrack für diese Nacht angekommen. Als er hinuntertauchte, befreit und ohne Gewicht, war ihm, als strömten seine Gedanken so frei wie das Meerwasser. Er machte ein paar Bewegungen mit den Schwimmflossen und erreichte wieder die Oberfläche. Er hob den Daumen und schob die Taucherbrille hoch.

»An old fishing boat«, sagte er.

»Irgendeine Ladung?«

»Schwer zu sagen, ist übel zugerichtet. Man läuft Gefahr, im Wrack hängen-zubleiben.«

»Geht beide runter«, sagte der Mann am Steuer. »Be careful.«

Markus nickte. Ein erneutes Klatschen ertönte, als der Mann mit Namen Mollstedt nachkam. Das kräftige Licht der Scheinwerfer glitt über den Meeresboden. Es kann hier sein, dachte er. Es könnte tatsächlich hier sein. Krabben und Fische wurden sichtbar, aber nicht danach suchten sie. Vorsichtig begab sich Markus ins Innere des Wracks, sorgfältig darauf bedacht, dass der Luftschlauch nicht hängenblieb. Er löste zwei Planken, die den Weg in den Laderaum blockierten, und schob den Scheinwerfer durch das Loch. Altes Fischfangzubehör füllte die eine Längsseite des Laderaums, der Rest war leer. Die Decke sah brüchig aus und konnte jederzeit einstürzen. Mollstedt warf einen Blick nach oben, bevor er hineinstieg, um das Fangzubehör wegzuräumen. Obwohl das Wasser alle Bewegungen ruhiger und weicher erscheinen ließ, wirkte der Mann unachtsam. Er ging viel zu große Risiken ein. Markus mochte ihn nicht, aber als Neuling in der Gruppe hatte er noch nicht die Position erreicht, um an Mollstedt Kritik üben zu dürfen. Beide Taucher kehrten an die Oberfläche zurück. Sie schüttelten den Kopf.

»Sorry, boss«, sagte Markus. Mollstedt starrte ihn böse an, ohne ein Wort zu sagen.

»Okay, raus mit euch. Wir fahren zur nächsten Markierung. Dann wird es langsam hell, und wir müssen aufhören«, wies sie der Mann am Steuer an. Er schaute nachdenklich nach Osten. Am Anfang hatte er nur eine Geschichte gehabt, dass da ein Wrack liegen sollte. Eine ziemlich unwahrscheinliche Geschichte, aber sie stammte aus erstaunlich zuverlässigen Quellen. Am wahrscheinlichsten war schon, dass sich das Wrack in der Nähe von Pater Noster befand. Es könnte natürlich auch weiter drinnen im Marstrand-Fjord liegen, aber das glaubte er nicht. Der Mann kratzte sich am Kopf und schaute auf die Uhr. Gleich vier. Er hoffte nur, dass sie es als Erste fanden.

Marstrand, Oktober 1962

Das Boot mit seinem verlässlich klopfenden Glühkopfmotor steuerte nach Westen. Bei der Insel Ärholmen legten sie an. Routiniert schlug Elin einen Spierenstich um den Ring im Felsen. Arvid sah bewundernd zu, wie sich das Seil gefügig in ihren Händen formte. Dann sprang sie graziös an Land, obwohl sie einen Korb trug. Sie drehte sich zu ihm um.

»Kommst du?«

»Sicher«, erwiderte er und griff nach der Bootsante.

»Was ist, geht's dir nicht gut? Du siehst bleich aus.«

»Nein, nein, mir geht's gut, bin nur zu schnell aufgestanden.«

Er fühlte in der Jackentasche nach, bevor er an Land ging. Elin bewegte sich mit sicheren Schritten über die Unebenheiten des Felsbodens und danach am Strand entlang. Es war eine Kunst, über einen steinigen bohusländischen Strand zu gehen. Die schwarzen Flechten waren in nassem Zustand teuflisch glatt, sonst aber völlig ungefährlich. Elin konnte mit einem Blick feststellen, wo es sicher war, und hüpfte mit

Leichtigkeit zwischen den unterschiedlich großen Steinen umher. Sie war wie ein Teil der Natur, als wären die Felsen extra so geformt, damit sie genau dort Platz nehmen und ihren Rücken anlehnen konnte.

Sie hatte die Decke ausgebreitet und mit dem Auspacken des Picknickkorbs begonnen.

»Liebste Elin«, begann er und kniete sich vor sie hin. Er hatte eigentlich »Pierina« singen wollen, wurde jedoch plötzlich nervös und hatte es so eilig mit seiner Frage, dass er den Text in der Tasche steckenließ. Er nahm ihre Linke zwischen seine beiden Hände.

»Willst du mich heiraten?« Seine braunen Augen blickten in die ihren und warteten auf Antwort.

Sie lächelte mit dem Mund, den Augen, ihrem ganzen Gesicht.

»Ja.«

Er zog die goldenen Ringe aus der Jackentasche und steckte ihr den einen an den Finger. Er liebte ihre Hände, sie waren schmal und geschmeidig, aber überraschend stark. Ihre Nägel waren unlackiert und nicht besonders lang. Der Ring saß perfekt. Sie nahm den zweiten und steckte ihn Arvid an, küsste ihn weich und lächelte.

»Unheimlich gern.« Sie fragte sich, ob ihre Mutter, die kürzlich verstorben war, oben auf einer Wolke saß und ihnen zuschaute. Sie hoffte es.

Er zog sie an sich und drückte sie zärtlich. Versuchte den Augenblick einzufangen, den Duft ihrer Haare, und dachte, dass es jetzt, genau jetzt geschah und er sich immer daran erinnern würde. Sie beide waren es, er und sie, und nichts anderes spielte eigentlich noch eine Rolle.

Karin war an Bord gegangen, bevor sie sah, dass jemand im Cockpit saß. Es war Göran in seiner grünen Daunenjacke.

»Hallo.« Er schaute sie an.

»Hallo. Wie geht's?«, erwiderte Karin.

»Ich wollte fragen, ob ich dich zu einem kleinen Essen einladen darf.«

Er wies auf den Korb neben sich.

Karin war müde und wollte eigentlich ablehnen, doch ihr schlechtes Gewissen gewann die Oberhand.

»Natürlich. Warte, ich schließe auf.«

»Kann ich doch machen.« Er zog einen Schlüssel mit einem Schwimmer als Anhänger aus der Tasche.

Scheiße, dachte Karin. Das habe ich vergessen. Er hat noch den Schlüssel. Entweder muss ich versuchen, ihn zurückzubekommen, oder das Schloss auswechseln. Vielleicht hat er sich einen nachmachen lassen.

»Mama lässt dich grüßen. Ja, Papa auch, aber in erster Linie Mama. Sie vermissen dich.«

Hit me where it hurts, dachte Karin und vertrieb das Bild von Görans lächelnder Mutter aus ihrem Kopf. Laut sagte sie: »Danke. Grüße sie zurück.«

Er schloss auf und stieg ins Boot hinunter. Routiniert stellte er den Heizofen an und holte das Essen und eine Flasche Rotwein aus dem Korb.

»Keine Pizza?«, fragte Karin und bereute ihre Bemerkung sofort. Er hatte sich wirklich angestrengt, das sah sie. Es gehörte wohl mehr dazu als eine Pizza, wenn man seine Freundin zurückgewinnen wollte.

Karin betrachtete das italienische Büfett. So etwas war wirklich nicht typisch für Göran. Es war im Gegenteil so untypisch, dass in Karin der Verdacht aufkam, jemand habe ihm geholfen.

»Ich habe in der Markthalle eingekauft. Dort in der Nordhemsgatan, du weißt, wo wir früher gewohnt haben«, sagte er, als er Karins misstrauische Miene sah.

Die alte Feuerwache im Stadtteil Linnéstaden lag in der Nordhemsgatan und war inzwischen eine nette kleine Markthalle. Karin liebte es, dorthin zu gehen und die Gerüche von Blumen bis zu frischgebackenem Brot einzusatmen.

Göran öffnete eine Tür und nahm Teller heraus.

»Wo hast du die Weingläser?« Er drehte sich zu ihr um.

»Das waren doch deine, also habe ich sie in die Wohnung geschafft.«

»Ach so.« Er wandte sich wieder um und öffnete die Weinflasche.

Kein Bier, sondern wirklich Wein, dachte Karin, war aber diesmal vernünftig genug, ihren Kommentar zurückzuhalten.

»Müssen wir eben normale Gläser nehmen«, sagte sie.

Göran legte ein mitgebrachtes kariertes Tischtuch auf und zündete in zwei kleinen Kerzenhaltern neue Teelichter an, die er aus dem Fach unter dem Navigationstisch holte.

»Bitte sehr.« Er reichte Karin ein Glas.

Zinfandel. Ihr Lieblingswein. Warum hatte er nicht so sein können, als sie noch zusammen waren?

Karin schaute zu, als er ihr vom Essen auftat.

»Mann, schmeckt das toll!« Sie war positiv überrascht, als sie vom Hauptgericht, einem Auflauf, kostete.

»Was ist denn da drin?«

Göran hüstelte und schaute auf seinen Teller.

»Huhn, Champignons.«

»Ja«, sagte Karin, »aber welches Gewürz?« Sie kostete noch einmal. Was war das bloß für ein Geschmack?

»Ach so das«, antwortete Göran. »Meine geheime Zutat.«

»Mal im Ernst«, Karin ließ nicht locker. »Sag, was es ist.«

Er goss ihr Wein nach, und Karin ertappte sich dabei, dass sie dasaß und lächelte. Sie konnte sich nicht erinnern, wann sie sich in seiner Gesellschaft das letzte Mal so wohl gefühlt hatte.

»Prost!«, sagte Göran.

Karin nickte und hob ihr Glas.

»Was sind das für Gewürze? Majoran, und könnte es vielleicht Estragon sein?«

Göran kniff ein Auge zu.

»Ich kann es leider nicht verraten.«

»Willst du nicht oder kannst du nicht?«, fragte Karin und stellte ihr Weinglas abrupt ab.

»Was macht das für einen Unterschied?« Die Veränderung seines Tons bestätigte nur ihren Verdacht.

»Wenn du es nicht kannst, liegt es vielleicht daran, dass jemand anders das Essen zubereitet hat ...«, erwiderte Karin.

»Es spielt doch wohl keine Rolle, wer das Essen gekocht hat, oder?« Göran klang jetzt wütend.

»Doch, genau das tut es«, sagte Karin enttäuscht. Es war zu gut gewesen, um wahr zu sein.

»Verdammt, dass du dich niemals nur einfach freuen kannst, sondern immer alles kompliziert machen musst«, sagte Göran.

»Ich? Du bist es doch, der ...«

»Jetzt sind wir wieder am selben Punkt angelangt. Begreifst du nicht, wie egoistisch es ist, wenn du dasitzt und mir Vorwürfe machst, wo ich doch hergekommen bin, um dich zum Essen einzuladen?«

»Gib mir den Schlüssel«, forderte ihn Karin auf.

»Was?«

»Den Bootsschlüssel. Als du gekommen bist, habe ich wirklich kurz geglaubt, es gäbe einen Weg zurück«, erklärte sie.

»Aber tut es das denn nicht? Bitte, Karin. Sag, wie du mich haben willst, und dann werde ich so. Ich verspreche es.«

Es war wohl dieser Satz, der ihre Beziehung endgültig beendete.

»Es geht nicht, Göran. Ich kann nicht sagen, wie du zu sein hast. Du bist, wie du bist.«

»Aber ich kann doch werden, wie du mich haben willst.«

Sie schüttelte den Kopf, ging zu ihm hin und umarmte ihn. Es ging nicht, sie hatte geglaubt, er wäre der Mann ihres Lebens, aber irgendwo auf dem Weg war die Liebe zu Ende gewesen. Lange standen sie so da, die Arme umeinandergeschlungen.

11.

Waldemar öffnete ihnen die Tür. Siri saß auf einem Ruhesessel im Turmzimmer der Villa und las in einem Frauenmagazin.

»Schau mal, Carolina Belinder.« Sie zeigte auf ein Bild. Waldemar wies auf zwei Korbstühle mit weißen Kissen und schien die Worte seiner Frau nicht zu beachten. Also wandte sie ihre Aufmerksamkeit Karin und Folke zu.

»Unsere Tochter Diane kennt Carolina Belinder sehr gut. Unglaublich nette Eltern. Leider sind sie nur den Sommer über hier, die übrige Zeit wohnen sie in Liechtenstein. Zwar Millionäre, aber bodenständige Menschen.«

Folke sah sich fasziniert in dem kleinen Zimmer um. Die Aussicht war einmalig, aber nicht die fesselte seine Aufmerksamkeit, sondern all die Gewächse. Überall standen Töpfe, die meisten mit blühenden Pflanzen.

»Phantastisch«, sagte er. »Wirklich phantastisch.« Er wies auf eine kleine hässliche Blume und bezeichnete sie zu Karins Erstaunen mit einem langen lateinischen Namen. Waldemar nickte anerkennend, während Siri seufzte. Einerseits, weil es niemanden kümmerte oder beeindruckt hatte, dass sie tatsächlich jemanden aus einem Frauenmagazin kannte, und andererseits, weil in ihrem Haus ein weiterer Botanikfreak aufgetaucht war.

Karin hatte das, was sie sagen wollte, die ganze Zeit in ihrem Kopf gewälzt, war dann aber zu dem Schluss gekommen, dass es das Beste war, die Sache ohne Umschweife di-

rekt beim Namen zu nennen. Gerade als sie Luft holte, klingelte ihr Mobiltelefon, als wollte es sie vor der schwierigen Situation bewahren. Siri schaute sie missbilligend an. Ihre Augen wurden ganz rund, als Karin entschied, dass die anrufende Person wichtiger war als ihr Gegenüber.

»Entschuldigung, aber dieses Gespräch muss ich annehmen.« Karin ging aus der Küche und schloss die Tür hinter sich, bevor sie abnahm.

»Ja, hallo, hier ist Inger von der Pfarrei Torsby. Wir haben ungefähr vor einer Woche miteinander gesprochen. Es ging um eine Trauung in den sechziger Jahren in Marstrand.«

»Ja, natürlich. Hallo.«

»Mir ist da eine Sache aufgefallen. Normalerweise bewahren wir die Trauungsbücher im Archiv unten im Keller auf. Aber das entsprechende Buch hatte ich noch auf meinem Schreibtisch liegen ... Als Markierung hatte ich einen Zettel hineingetan, und als ich den dann wegnahm, hab ich es gesehen.«

»Was denn?«, fragte Karin, die etwas ungeduldig wurde. Sie hörte Waldemar mit Folke reden und hoffte nur, dass ihr Kollege nicht selbst die Initiative ergriff.

»Das Datum der Ehefähigkeitsprüfung«, sagte Inger.

»Ich verstehe nicht ganz«, sagte Karin, »und im Moment bin ich ein bisschen beschäftigt ...« Sie wünschte fast, dass sie das Gespräch nicht angenommen hätte.

Inger tat, als hätte sie Karins Einwurf nicht gehört.

»Wenn man sich entschlossen hat zu heiraten, beantragt man eine Ehefähigkeitsprüfung, um feststellen zu lassen, dass kein Hinderungsgrund für die Ehe vorliegt.«

»Ach so?«

»Das Datum wird zusammen mit dem Hochzeitsdatum, den Namen des Paares und dem des Pastors, der die Trauung vollzogen hat, ins Trauungsbuch eingetragen.«

»Ich verstehe, aber ich glaube nicht ...«

»Das fehlt«, warf die Frau von der Pfarrei Torsby schnell und aufgeregt ein.

»Was fehlt?«, fragte Karin.

»Hier steht kein Datum der Ehefähigkeitsprüfung.«

Karin fand, das klinge wie ein administratives Versäumnis, aber sie hatte gelernt, dass es manchmal gerade solche kleinen Versäumnisse waren, die zum Durchbruch bei einer Ermittlung führten.

»Passiert es häufiger, dass dieses Datum fehlt?«

»Nein, ich habe es in meinen sechsundzwanzig Jahren auf diesem Platz noch nie gesehen. Deshalb rufe ich ja auch an.«

»Was bedeutet das?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht hatten sie es eilig und schafften es nicht vor der Trauung, die Prüfung vornehmen zu lassen. Weißt du, ob es so gewesen ist?«

»Nein, aber ich werde es kontrollieren«, gab Karin zur Antwort.

»Wenn sonst niemand, so weiß vielleicht Simon Nevelius Bescheid.«

»Wer?« Karin hatte das Gefühl, nicht folgen zu können.

»Der Pastor, der die beiden getraut hat.«

Karin fand einen zerknüllten Zettel in der Tasche. Auf der einen Seite stand eine Telefonnummer. Sie drehte ihn um, kritzelte »Simon Nevelius« darauf, dann noch das Wort Ehefähigkeitsprüfung und versah den Namen mit einem Fragezeichen. Sie dankte der Frau von der Pfarrei Torsby und legte auf.

Karin überlegte, in welcher Reihenfolge sie vorgehen sollte. Es erschien ihr ungeeignet, nach dem fehlenden Datum der Ehefähigkeitsprüfung zu fragen, wenn sie zugleich berichten sollte, zu welchem Ergebnis die Rechtsmedizin gekommen war. Dennoch würde sie genau dazu gezwungen sein. Sie

schob die Küchentür auf. Folke hielt eine Topfblume in der Hand, kaum zehn Zentimeter von seinem Gesicht entfernt. Waldemar stand neben ihm und zeigte auf etwas. Siri hatte den beiden den Rücken zugekehrt.

»Es war etwas Wichtiges, ich verstehe«, sagte sie verärgert, ohne den Blick von ihren Nägeln zu lösen, die sie sorgfältig mit der Nagelfeile bearbeitete. Karin nutzte die Gelegenheit, das Thema weiterzuführen.

»Ja, in der Tat. Man hat von der Pfarrei Torsby angerufen. Wenn man heiratet, beantragt man als Erstes eine Ehefähigkeitsprüfung, aber bei Arvid und dir fehlte dieser Vermerk. Weißt du, wieso?«

Obwohl es nur kurz währte, konnte Karin einen Schatten auf Siris Gesicht wahrnehmen. Der verschwand so schnell, dass sie sich im Nachhinein fragte, ob sie sich vielleicht geirrt hatte.

»Nein, davon habe ich wirklich keine Ahnung. Um den Papierkram hat sich Arvid gekümmert. Kann es ein Versäumnis vonseiten der Kirche sein?«, gab Siri zur Antwort. Sie blies vorsichtig auf ihre Nägel und fuhr mit dem Feilen fort.

»Eilte es mit eurer Trauung?«, fragte Karin und meinte eine Veränderung im Feilen zu bemerken. Es lief jetzt mechanischer ab, Siri sah aus, als sei sie nun auf der Hut. Die Frage war nur, warum.

»Nein, das kann ich nicht behaupten.«

Karin beschloss, die Sache fallenzulassen, obwohl sie einen Faden zu fassen bekommen hatte.

»Wir sind hergekommen, weil die Rechtsmedizin ihre Untersuchung abgeschlossen hat.« Karins Worte veranlassten Folke, den Topf notgedrungen aufs Fensterbrett zurückzustellen. Sowohl er als auch Waldemar drehten sich zu ihr um.

»Können wir uns vielleicht setzen? Ja, zu unserem Bedauern müssen wir mitteilen, dass Arvid vergiftet worden ist.«

Die Worte klangen steif und künstlich, aber ihr war nichts anderes eingefallen, um das Notwendige zu sagen. Waldemar sah aus, als hätte er sich verhöhrt.

»Aber ich dachte, er ist ertrunken?« Er schaute Siri an, die deutlich bleich geworden war. Das Rouge wirkte wie zwei gemalte Striche auf den Wangen.

»Er ist doch wohl ertrunken?«, sagte Waldemar noch einmal. »Siri?«

»Wie denn vergiftet?«, fragte sie. »Wir waren doch segeln.« Sie hatte die Nagelfeile und die Illustrierte auf dem Beistelltischchen abgelegt. Nun richtete sie sich aus der Ruhestellung auf und setzte die Füße auf den Boden. Sie rutschte vorn auf die Fußstütze des Sessels und wiederholte die Frage. Ihr Blick wanderte von Karin zu Folke und wieder zurück.

»Wir wissen äußerst wenig über den Hergang der Ereignisse. Erinnerst du dich, ob ihr während der Fahrt etwas gegessen habt?«, fragte Karin.

Waldemar nickte, aber Siri beantwortete die Fragen immer selbst.

»Ja. Wir hatten einen Picknickkorb mitgenommen. Erst sind wir nach Süden gesegelt und haben an einer kleinen Insel angelegt, wo wir Mittag aßen.«

Siri fuhr mit ihrem Bericht fort und erzählte von dem mitgenommenen Essen. Karin hörte ihr zu und überlegte zugleich, wie sie die beiden von der Einstellung der Ermittlung informieren sollte. Doch bevor sie das tat, war da noch etwas, was sie beschäftigte. Die Tätowierung.

»Ich habe ja schon am Telefon gesagt, dass wir bei Arvid eine Tätowierung gefunden haben. Kannst du dich erinnern, ob er etwas davon gesagt hat?«

»Äh, nein, nicht dass ich wüsste ... Ich erinnere mich wirklich nicht. Ist das wichtig?«

»Das wissen wir nicht. Wir dachten, du könntest uns vielleicht helfen.«

»Ich habe die Zahlen, die du genannt hast, aufgeschrieben«, sagte Siri. »Wie waren sie gleich?«

»5754«, sagte Waldemar aus der Erinnerung und verstummte, als hätte er etwas Unpassendes offenbart. Er hatte nach einem der Blumentöpfe gegriffen und mit dem Finger die Erde berührt, um zu prüfen, ob sie trocken war. Die Pflanze hatte ein welches Blatt, das er vorsichtig entfernte. Einen Moment stand er mit dem Blatt in der Hand da, bevor er es leicht verwirrt aufs Fensterbrett legte und den Topf an seinen Platz zurückstellte. Karin öffnete ihr Notizbuch, um die Zahlen vorzulesen.

»Ja, hier ... 5754 und 1129. Sagt euch das etwas?«

»Nein, das kann ich nicht behaupten«, sagte Siri, ohne Waldemar anzusehen.

»5754 1129«, wiederholte Waldemar vor sich hin.

Karin riss das Blatt mit den Zahlen heraus und legte es auf den Tisch.

»Wir werden uns gleich auf den Weg machen«, sagte sie. »Also ... es ist ja lange her, seit das alles passiert ist ...«

Karin suchte nach den richtigen Worten, um weitersprechen zu können. Nicht genügend Personal würde nicht gut klingen. Sie sah Folke intensiv und herausfordernd an. Der räusperte sich und ergriff das Wort. Ein bisschen konnte er ja wohl auch von Nutzen sein.

»Da derart viel Zeit vergangen ist und es neue Fälle gibt, die wir aufklären müssen, werden wir die Ermittlung einstellen. Aber vieles deutet darauf hin, dass Arvids Tod kein Unfall war.«

»Meint ihr, jemand hat ihm etwas angetan? Wollt ihr das sagen? Oder hat er etwas Falsches gegessen und ist krank geworden?«, stieß Siri hervor. »Er ist doch ertrunken!« Dann

wurde ihre Stimme plötzlich schwächer. »Aber er ist doch ertrunken. Ich war doch dabei, er ist ertrunken. Ich verstehe nicht ...«

»Ja, das weißt aber nur du, die dabei war. Laut Gerichtsmedizin wurde er vergiftet und mit großer Wahrscheinlichkeit ermordet.« Folke verstummte und sah die anderen an. Karin war so baff, dass sie nicht wusste, was sie sonst tun sollte, als so schnell wie möglich mit Folke zu verschwinden. Siri begann laut zu schluchzen. Waldemar strich ihr über den Rücken und nickte Karin und Folke zu, die das Haus verließen.

»Phantastisch«, sagte Folke, als sie sich zur Fähre begaben. Er erwartete, dass Karin sich erkundigte, was denn so phantastisch war. Müde fragte sie sich, warum er nicht einfach weitersprach.

»Was denn?«, erkundigte sie sich pflichtschuldigst.

»Nicht zu fassen, dass sie nach all den Jahren noch immer genau weiß, was die beiden an dem Tag gegessen haben. Wirklich beeindruckend.«

Die Ermittlung ist noch nicht endgültig eingestellt, dachte Karin, nachdem sie auf die Uhr geschaut und gesehen hatte, dass es erst Viertel nach drei war.

»Folke, was hältst du davon, wenn wir nachsehen, ob Marta Striedbeck zu Hause ist? Du weißt, die alte Dame, von der die Frau des pensionierten Polizisten gesprochen hat.« Sie schaute ihn auffordernd an.

»Ich fand, Carsten hat sich klar ausgedrückt. Wir sollten den Fall Arvid Stiernkvist fallenlassen und stattdessen ...«

Karin bereute ihre Frage, als Folke eine lange Vorlesung darüber anfang, dass andere Arbeitsaufgaben auf sie warteten.

»Folke, du kennst dich doch mit den Regeln aus, die Ermittlung ist doch wohl erst abgeschlossen, wenn der Bericht vorliegt?«, warf sie ein. Es war ein Versuch, an Folkes ständigen Eifer zu appellieren, sich genau an die Regeln zu halten.

Aber der ließ sich nicht erweichen. Sie nahmen die Fähre nach Koön hinüber und setzten sich auf die braunlackierten Bänke im Innenraum. Ein surrender Bauventilator war an einem Regal befestigt und verbreitete Wärme für die Passagiere, die über den Sund wollten. Auf dem Anleger am anderen Ufer warteten Schulkinder mit Rucksäcken und laute Musik spielenden Mobiltelefonen, die mit dem Bus von Ytterby gekommen waren.

»Dann ein schönes Wochenende«, sagte Karin nach dem Aussteigen und reichte Folke die Autoschlüssel. Sie würde nicht vor ihm kriechen. Es gab ja Busse nach Göteborg. Erstaunt blickte er ihr hinterher, als sie losging, um Marta Striedbecks Haus auf der Slottsgatan zu suchen.

Das Haus war weiß mit grüner Fensterumrandung in einer Nuance, die an die Patina von Kupfer erinnerte. Das Dach der kleinen Veranda, die auf die kopfsteingepflasterte Slottsgatan hinausging, zierte dieselbe Farbe. Es ließ sich nicht feststellen, ob es wirklich Kupfer oder nur grüngestrichenes Blech war. Karin würde das Haus mit seinem schönen Eingang und Garten als klein und idyllisch beschreiben. Ein typisches altes Schärenhaus. Große Schieferplatten führten vom Gartentor hinein und bildeten einen Gang, der sich in zwei kleinere Wege teilte, die an die Schmalseiten des Hauses führten. Karin hob den rostfreien Haken vom Tor und ging zu dem, was hoffentlich der Eingang war.

Der prächtige, fast verwilderte Garten existierte wohl schon geraume Zeit, worauf die starken Stämme von Rosen und Flieder schließen ließen. Die Schieferplatten waren glatt, und Karin trat äußerst vorsichtig auf. Am Tag hatten Plusgrade geherrscht, doch jetzt, da die Schatten länger wurden und der Abend näherkam, war die Kälte deutlich spürbar. Sie dachte an Martas betagte Nachbarn, die sie hinter den Gardi-

nen bestimmt beobachteten und sich fragten, wer sie wohl war. Vermutlich sah es aus, als würde sie im Garten herum-schleichen, so vorsichtig, wie sie die Füße auf die schwarzen Platten setzte.

Marta war eine kleine, muntere Frau, nicht unähnlich der Gattin des pensionierten Polizisten. Sie trug Tweedrock und Strickpullover. Obendrein hatte sie sich eine Jacke im Norwegermuster umgehängt. Die schmalen, mit Nylonstrümpfen bekleideten Beine steckten in einem Paar dicker Puschen.

»Immer herein«, sagte sie, als sich Karin vorgestellt hatte.

»Eigentlich hätte ich in den Schuppen gehen und Holz holen müssen, aber daraus ist heute nichts geworden«, sagte sie als Erklärung für ihre Kleidung und die Kühle im Haus.

Nach einigem Zureden gab sie nach und ließ Karin den Holzkorb nehmen, um ihn in der angrenzenden kleinen Hütte aufzufüllen. Der Holzstapel war zusammengefallen und für eine ältere Dame nicht leicht zu handhaben. Karin stapelte einen Teil davon schnell wieder auf, ging mit einer Ladung ins Haus und gleich darauf noch einmal nach draußen, um weiteres Holz zu holen, bevor Marta protestieren konnte. Ihr gefiel der Gedanke, dass die Frau andere Dinge zu tun hatte, weshalb sie das Holzholen sausenließ. Karin fragte sich, was sie wohl stattdessen gemacht hatte. Ein großer grauer Kater mit weißen Vorderpfoten räkelte sich auf der hellen Eck-couch, die erstaunlich modern wirkte.

»Mach Platz, Archimedes«, sagte Marta. Der Kater öffnete ein Auge und schaute sie mit einer Miene an, als wolle er sagen: Du machst Scherze, hoffe ich!, bevor er das Auge wieder zuklappte und sich auf den Rücken rollte, die Pfoten in der Luft. Es war nicht zu verkennen, wer hier der Herr im Hause war.

Karin hatte fast das Gefühl, als würden Marta und sie sich bereits kennen, als diese sie bat, das Feuer im Kamin anzu-

zünden. Archimedes folgte jeder ihrer Bewegungen, wirkte aber zufrieden, als die Flammen sich über das Birkenholz hermachten. Karin schob die eine Glasscheibe vorsichtig zu, ließ die andere aber noch eine Weile offen stehen. Archimedes war von der Couch gesprungen und streckte sich kräftig. Dann schlenderte er langsam näher, um den Neuankömmling zu beschnuppern. Karin beugte sich hinunter, um ihn zu streicheln, da machte er sofort einen Bogen, um der Berührung auszuweichen. Er setzte sich in passendem Abstand zum Feuer, das jetzt knisternd loderte, doch außer Karins Reichweite. Sie hörte ihn schnurren, als sie die zweite Scheibe am Kamin zuschob.

Das Haus lag auf der südlichen Seite der Bucht Muskevi-ken mit Ausblick auf die Boote und zum Teil auch auf die nördliche Hafeneinfahrt.

»Was für eine Aussicht«, sagte Karin.

»Ja, die ist schön, und unten im Jachthafen ist fast immer etwas los.«

Ein Spiegel hing über dem Flurtisch, auf dem das ältere Modell des Kobra-Telefons stand. Unter dem Tisch lag ein ansehnlicher Stapel Illustrierter, anscheinend ausländische. Das Haus war seit vielen Jahren nicht renoviert worden, man spürte am Geruch, dass ein älterer Mensch darin wohnte. Die Frau selbst roch wie jemand, der seine Kleidung öfter lüftet als wäscht, und Letzteres tat sie vermutlich mit der Hand. Sie roch nicht schlecht, sondern ganz einfach nach alter Frau. Ein Geborgenheit vermittelnder Geruch, der in der winzigen Küche am deutlichsten war, wo der unverkennbare Duft häufig gebrühten Kaffees und dazu servierten Backwerks die hellgelbe Malerfarbe wie eine extra Lackschicht überzog. Die Einbauküche stammte aus den fünfziger Jahren, und die abgeschrägten Hängeschränke waren unten schmal und oben breit. Genau wie in Großmutters Küche, dachte Karin.

»Wir trinken wohl eine Tasse«, sagte die Frau und schob die Schranktür auf, ohne ihre Antwort abzuwarten.

Das Wasser plätscherte fröhlich, als sie es in den Vakuum-Kaffeebereiter goss und ihn auf den Gasherd stellte. Karin ließ sich über die geniale Glaskonstruktion aus, die man nicht mehr häufig zu Gesicht bekam.

»Die gehen ja so leicht kaputt«, sagte Marta, bevor sie einen Augenblick verschwand, um dann mit einer Plastiktüte zurückzukehren, die mit schwarzen Buchstaben und einem Datum gekennzeichnet war.

»Ungarisches Gebäck, was nicht alle wird, muss ich einfrieren.«

»Stammst du aus Ungarn?«

»Meine Mutter stammte von dort. Ungarische Jüdin und eine stolze obendrein. Ich bin in Ungarn geboren, aber jetzt habe ich so lange in Schweden gelebt, dass ich mich wohl als Schwedin fühle.«

»Ich habe mit Elise und Sten Widstrand gesprochen. Elise sagte, du bist die richtige Person, wenn man sich nach Arvid Stiernkvist erkundigen will. Du hast vielleicht gehört, dass auf Pater Noster eine Leiche gefunden wurde, und jetzt ist sie als dieser Arvid identifiziert worden«, sagte Karin, die auf einem der beiden Sprossenstühle am Küchentisch Platz genommen hatte.

»Wie wurde Arvid identifiziert?«, fragte Marta.

»Durch einen Ehering, und seine Witwe hat uns geholfen«, erwiderte Karin.

»Wer, hast du gesagt?« Marta hatte sich umgedreht, das Kaffeemaß war ihr aus der Hand gefallen. Sie schaute Karin an.

»Siri von Langer«, gab Karin zur Antwort. Marta schniefte verächtlich, als sie sich bückte, um das Kaffeemaß aufzuheben.

»Siri«, sagte sie vor sich hin, es klang wie ein Schimpfwort.

»Wie gut kanntest du Arvid?«, fragte Karin.

»Arvid«, sagte Marta und lächelte bei der Erinnerung. »Einer der absolut besten Menschen, die mir je begegnet sind.«

Die Wärme des Kamins breitete sich im Haus aus, und Archimedes hatte sich nun sogar an Karins Beinen gerieben. Sie fühlte sich wohl bei der Frau, sie redeten ungezwungen, fast genauso, wie Karin es mit ihrer Großmutter tat. Dunkelheit senkte sich vor dem Fenster. Der Kaffee war gut und das ungarische Gebäck göttlich. Der Figur bestimmt nicht zuträglich, aber zum Glück war es Freitag, redete sich Karin heraus und nahm ein weiteres Stück. Marta ging aus der Küche, um ein Foto zu holen, aber rief kurz darauf nach Karin.

»Möchtest du mir vielleicht helfen?«

Karin folgte ihr in das, was sich als Schlafzimmer herausstellte. Es war hell und luftig. Zwei Einzelbetten aus Birkenholz, über denen eine gehäkelte Tagesdecke lag, standen nebeneinander. In einer Ecke des Zimmers sah sie einen alten Waschtisch mit Marmorplatte. Die Wände zierten weiße Tapeten mit grünen Klettergewächsen und rosa Blüten. An der Wand über dem Waschtisch befanden sich mehrere Fotos, die meisten in Schwarzweiß.

»Es hängt irgendwie fest.« Marta balancierte auf einer Fußbank neben der Fotosammlung.

Karin streckte sich in die Höhe, um die Aufnahme abzunehmen, riss aber stattdessen das danebenhängende Foto herunter. Sie konnte es gerade noch auffangen, bevor es auf der Marmorplatte landete.

»Die Schwestern Elloven« stand auf der Rückseite. Das Foto schien an einem Sommertag aufgenommen und zeigte zwei Frauen in den Dreißigern auf einer Anlegebrücke. Eine

von ihnen hockte auf dem Boden, um ein Boot festzumachen, das noch immer die Segel gehisst hatte.

»Bist du das?«, fragte Karin und erhielt ein Nicken zur Antwort.

»Bekommst du das Foto herunter?«

»Hier.« Karin reichte der Frau die andere Aufnahme, und sie gingen in die Küche zurück.

»Arvid und ich«, sagte Marta. Karin erkannte sie in der Frau auf dem anderen Foto wieder. Der Mann war sportlich gekleidet und hielt einen Spaten in der Hand, sein rechter Arm lag beschützend um Martas Schultern. Anscheinend hatte jemand gerade etwas total Lustiges gesagt, denn beide lachten. Die Herzlichkeit zwischen ihnen war nicht zu übersehen.

»Das Foto ist hier vor dem Haus gemacht worden, wir waren gerade dabei, den Rosenbusch dort hinten zu pflanzen.« Sie zeigte aus dem Fenster. Erst jetzt bemerkte Karin, dass die Scheiben im Fenster sich wölbten und uneben waren. Hier und da gab es Luft einschlüsse und, wie es schien, Sandkörner im Glas.

»Er nannte mich immer Pea, du weißt, das englische Wort für Erbse. Ich war ja auch ungeheuer an Mathematik interessiert, und da passte Pi als Bezeichnung wunderbar.« Karin schaute zu der Zeitschrift auf dem Tisch, die in der Nähe des Fensters bei einem Sudoku aufgeschlagen lag, daneben ein Stift. Ein Kugelschreiber, stellte Karin fest. Sie selbst benutzte immer einen Bleistift, und obendrein bevorzugte sie Kreuzworträtsel.

»Wart ihr ein Paar?«, fragte Karin.

Marta lachte.

»Er wurde mein Bruder«, sagte sie und fuhr dann fort, von dem zu erzählen, was vor langer Zeit geschehen war.

Martas Stimme klang hohl und war leer von Gefühlen, als sie von der behüteten Welt in der geräumigen Villa berichtete,

die in Debrecen, Mester utca 21 gestanden hatte. Von dem schwarzen Flügel, auf dem ihre Mutter immer spielte, dem großen hohen Eichenschrank, in dem man die Geburtstagsgeschenke versteckte, und von Tish, ihrem geliebten zotteligen Hund. Von Cousin Ismael und Cousine Gertrud, die auf Besuch da waren, und dem jüngeren Bruder, der seine neue Spielzeugeisenbahn auf dem dicken Teppich in der Diele fahren ließ. Von dem lauten Hämmern an der Tür und den Stiefeln, die die Treppe mit dem schmiedeeisernen Geländer heraufgepoltert kamen. Die Stimme der Frau veränderte sich, wurde kalt und scharf wie die Klinge eines Schwerts, als sie weitersprach.

»Es war Tag, aber der Tag war dunkel, verregnet und schwarz. Schwarz wie die Nacht, eine Nacht voller Hoffnungslosigkeit und Menschengeschrei. Das scharfe Knallen von den Pistolen der Deutschen. Kugeln, die jüdischem Leben effektiv ein Ende machten. Nicht einmal da verstanden wir das Ausmaß oder was überhaupt geschah. Schriftsteller, Pianisten, Künstler, Nachbarn, Mütter, Schwestern, Söhne und Väter, alle ohne Unterschied wurden ermordet. Sämtliche Juden der Stadt wurden ins Ghetto umgesiedelt und das jüdische Eigentum wurde konfisziert.« Marta erinnerte sich noch immer, was ihre Mutter beim Ankleiden zum kleinen Bruder gesagt hatte.

»Soll ich dir lange oder kurze Hosen anziehen? Wenn ich die kurze Hose nehme, werden sie dich als Kind betrachten, und dann darfst du mit mir und deiner Schwester zusammen sein, aber wenn ich dir die lange Hose anziehe, siehst du älter aus, wirst als Mann und Arbeitskraft eingestuft.« Sie zog ihm die lange an. Bei der Ankunft im Lager mussten Vater und Bruder zum Arbeiten weiterfahren, während sie und ihre Mutter im Lager blieben. Cousin und Cousine, die beiden Kleinen, wurden zu den Duschen geführt. Marta hatte sie

weggehen sehen, Hand in Hand. Sie erinnerte sich, dass ihre Mutter beunruhigt war, sie könnten sich verlieren, und gefragt hatte, ob sie nicht mitgehen und dort warten könnte, bis die Kinder fertig waren. Erst hinterher, als Marta und ihre Mutter Kleidung sortierten, hatten sie Gertruds roten Mantel und ihre roten Schuhe entdeckt.

Die Frau verstummte, und Karin sah, wie ihre Hände sich bewegten, als nähmen sie etwas hoch und drückten es zärtlich an die Brust. Ihr Blick war schwarz und undurchdringlich. Marta versank in den Erinnerungen, und ein Abgrund tat sich auf, als sie den deutschen Offizier vor sich sah, der eines Nachts zu ihr gekommen war. Er hatte sich von hinten angeschlichen und ihr die Hand auf den Mund gelegt, damit sie nicht schrie. In der Hand war Brot, und sie hatte so entsetzlichen Hunger. Sie aß und ließ ihn machen, was er wollte. Hinterher entdeckte sie, dass er ihre Mütze gestohlen hatte. Ein Häftling, den man beim Appell ohne Mütze antraf, wurde umgebracht, das hatte der Deutsche gewusst. So würde sie niemandem von dem Übergriff erzählen können.

Sie erinnerte sich, wie kalt es im Morgengrauen war, als sie zusammen mit einer Gruppe älterer Frauen barfuß zum Hinrichtungsplatz ging. Sie erinnerte sich an ihren rasierten Kopf, den Hunger, die Gedanken, die Gleichgültigkeit und die Frage, wo nur Gott geblieben war. Wie durch ein Wunder hatten die Kugeln sie verfehlt. In jener Nacht war sie aus dem Graben gekrochen. Sie hatte die Leichen, die auf sie gefallen waren, fortgeschoben und sich Sachen von den Toten geborgt. Mehr als einmal hatte sie sich gefragt, ob es nicht schlimmer gewesen war, mit all den Erinnerungen überlebt zu haben, als wenn sie gestorben wäre und vielleicht Frieden gefunden hätte.

Da sie im Dunkeln ungewöhnlich gut sehen konnte, war ihr die Flucht gelungen, bei der sie nachts gewandert war und

sich am Tag versteckt gehalten hatte. Die Tatsache, dass der deutsche Offizier mehrere Jahrzehnte später unter falschem Namen und ohne sein Opfer wiederzuerkennen in Marstrand aufgetaucht war und dass sie ihn seitdem wachsam im Auge behalten hatte, wusste nur sie allein. »Es gelang mir zu fliehen und schließlich nach London zu kommen, wo mein Vater Geschäftsfreunde hatte«, fuhr Marta fort. »Gilbert Stiernkvist und seine schwedische Frau Alica halfen mir und behandelten mich wie ihre eigene Tochter. Ich wuchs mit Arvid und seinem Bruder Rune auf.«

Marta zeigte auf das Foto. »Als Arvids Familie zurück nach Schweden zog, nahmen sie mich mit. Erst nach Lysekil, Arvids Mutter Alice kam von dort, und dann nach Göteborg. Sie hatten ein Sommerhaus hier in Marstrand. Der Wunsch, anderen zu helfen, war in der Familie stark ausgeprägt, und man versuchte, die Juden auf jede erdenkliche Weise zu unterstützen, als sie sich bemühten, ihr Geld von den Banken ausgezahlt und ihr im Krieg beschlagnahmtes Eigentum zurückzuerhalten. Das alles war eine langwierige Angelegenheit. Als Arvids Eltern dann zu alt dafür waren, fanden Arvid und ich es ganz natürlich, dass wir ihre Arbeit fortführten. Arvids Bruder war in die Fußstapfen des Vaters getreten und Jurist geworden, während Arvid sich auf Wirtschaftsführung spezialisierte und die Firma übernehmen sollte.«

»Die Firma?«, fragte Karin.

»Sie besaßen einen Familienbetrieb, ein Speditionsunternehmen. Die Unterstützung der Juden war anfangs einfach als gutes Werk gemeint, doch als immer mehr Menschen ihre Hilfe erbaten, nahm das Ganze an Umfang zu. Nach dem Wegzug aus London blieb dort noch eine selbständige Außenstelle zurück, die sich voll und ganz auf die Sache der geflohenen Juden konzentrierte. Hier richtete Arvids Vater Gilbert dann ein weiteres Büro in Göteborg ein. Von da aus

lenkte er damals alles. Die Brüder begannen mit dem Vater zusammenzuarbeiten und übernahmen allmählich die Firma.«

Karin hörte zu, aber am Ende musste sie die Frage einfach stellen.

»Und Siri? Wann ist sie ins Spiel gekommen?«

»Siri.« Marta schüttelte den Kopf. »Nie, soviel mir bekannt ist.«

Karin konnte nicht genau sagen, was es war, doch irgend-
etwas verschwieg ihr die Frau. Wenn man bedachte, was sie
alles erlebt hatte, war es vielleicht nicht mehr verwunderlich,
dass sie vorsichtig war und nie zu viel preisgab. Nie wusste,
wem sie vertrauen konnte. Immer genau nachsah, dass nie-
mand hinter ihr war. Karin konnte sich nicht einmal vorstel-
len, wie es sein musste, so zu leben.

»Ich habe nur einfach Schwierigkeiten, mir Arvid, so wie
du ihn als Person beschreibst, zusammen mit Siri vorzustel-
len«, sagte Karin. »Deshalb meine Frage.«

»Ich mag sie nicht. Arvid, der Siri heiratet, nicht zu fas-
sen!«, erwiderte Marta kurz.

Karin konnte nicht gut sagen, dass sie Marta bestens ver-
stand, obwohl sie große Lust dazu verspürte.

»Wie haben sich die beiden kennengelernt?«, fragte sie
stattdessen.

»Sie wurde als Sekretärin beim Juristen der Firma einge-
stellt. Rotgeschminkte Lippen und Stöckelschuhe. Weder in
Stenographie noch an der Schreibmaschine besonders gut,
aber immer vollauf beschäftigt, lange Sitzungen unter vier
Augen mit den männlichen Teilhabern. Was man auf diesen
Sitzungen gemacht hat, lasse ich lieber ungesagt. Irgendetwas
muss es ja wohl gebracht haben, schließlich hat sie einen der
Teilhaber, Waldemar von Langer, geheiratet.«

Die Art, wie Marta seinen Namen, von Langer, aussprach,
ließ Karin irgendwie aufmerken.

»Sie hatte die Brüder Stiernkvist im Visier. Einen von ihnen. Geld und Titel waren das einzig Wichtige. Juden zu helfen, ihr Eigentum zurückzubekommen, damit sie ein erträgliches Leben führen konnten, war in ihren Augen völlig absurd. Nicht nur sie sah das übrigens so. Unglaublich viele sympathisierten mit den Nazis, und viel zu wenige wussten, was in den Vernichtungslagern passiert war.«

Sie schüttelte den Kopf. Ihre Augen hätten tränen müssen, doch es gab keine Tränen mehr. Die waren vor langer, langer Zeit aufgebraucht worden. Karin versuchte das Gespräch weiterzuführen, aber es verlief immer zäher. Nicht mehr Marta erzählte, sondern Karin stellte Fragen, die Marta so knapp wie möglich beantwortete. Karin schaute auf die Uhr und überlegte, ob vielleicht bald ein Bus nach Göteborg ging.

»Doris«, erwiderte Marta, als Karin fragte, ob sie einen Busfahrplan hätte.

»Wie bitte?«, sagte Karin.

»Meine Nachbarin, Doris Grenlund. Das Behindertentaxi holt sie jeden Freitag und fährt sie zu ihrer Tochter, die in Göteborg wohnt. Du kannst bestimmt mitfahren, wenn du möchtest. Du willst doch nach Göteborg?«

Karin nickte, und Marta ging in den Flur hinaus. Nach einem kurzen Telefongespräch war sie wieder zurück.

»Sie wird in zwanzig Minuten abgeholt. Solange kannst du gern hier warten.«

Karin nutzte die Gelegenheit, sich die an der Wand hängenden Bilder näher anzusehen, die meisten zeigten Landschaften.

»Roland Svensson«, las sie laut vor. Das Bild war in Schwarzweiß und zeigte einen einfachen Hafen, in dem ein paar Boote neben einem Steinhaus an Land lagen.

Marta stellte sich neben sie.

»Inseln im Atlantik«, sagte Karin und deutete auf das Bild.

»Wie schön, dass du den Maler kennst. Er hat ja eine Reihe Bücher geschrieben, aber die meisten kennen nur seine Bilder. Nimm es mal runter, dann zeig ich dir was.«

Nach ihrer Erfahrung mit Martas Fotos schaute Karin zuerst auf der Rückseite nach, um zu sehen, wie das Bild aufgehängt war, bevor sie es vorsichtig herunterhob. Marta nahm es in Empfang und hielt es an die Brust gedrückt, als sie es umdrehte. Mit altmodischen schnörkeligen Buchstaben hatte jemand sorgfältig auf die Rückseite geschrieben: »Marta, meinen allerherzlichsten Dank.«

Karin wies auf die Zahlen »12,56«, die dort standen, und fragte, was sie bedeuteten.

»Die Bilder müssen in einer bestimmten Reihenfolge hängen, sonst kommen sie nicht richtig zur Geltung. Eine Zeitlang hingen sie nach dem Entstehungsdatum.« Sie wies auf das erste Bild. »Das älteste Werk hing dort, und danach wurden sie jünger und jünger.« Sie sprach von ihnen, als wären es lebendige Wesen.

»Aber dann hatte ich einige, bei denen ich mir in Bezug auf das Alter nicht sicher war, und da brach das ganze System zusammen, und ich musste die Reihenfolge ändern.«

»Und nach welchem Prinzip hängen sie jetzt?«, fragte Karin.

»Nach der Sonne. Auf das dunkelste Bild fällt das meiste Licht, wenn die Sonne scheint, und je heller die Motive an sich werden, desto weniger Licht erhalten sie.«

Karin deutete die Hängung der Bilder auf ihre eigene Weise, aber ihr gefiel der Gedanke mit der Lichtverteilung. Ein einfaches Regal bedeckte den größeren Teil der rechten Wohnzimmerwand. Die Bücher standen fein säuberlich geordnet und teilten sich den Platz mit Vasen und Schmuckgegenständen. Die Fachgebiete erstreckten sich von »Grund-

lagen der griechischen Mathematik« bis zu »Wie rede ich mit meiner Katze«.

Das Gespräch kam nicht wieder in Gang, und als Karin bereits angezogen im Flur stand, dachte sie, ebenso gut könnte sie Marta Arvids Todesursache mitteilen.

»Es tut mir leid, das sagen zu müssen, aber Arvid ist an einer Vergiftung gestorben.«

Karin wusste nicht, was sie für eine Reaktion erwartet hatte, aber die Frau wirkte nicht einmal erstaunt.

»Ich habe nie an die Sache mit dem Unfall geglaubt«, erwiderte sie nur.

»Arvid wurde draußen auf Hamneskär im Vorratskeller gefunden, also auf dieser Insel mit dem Leuchtturm Pater Noster, hast du eine Ahnung, was er dort gemacht hat?«

»Auch wenn es heute keiner zugibt, so haben doch viele die Nazis unterstützt«, sagte Marta.

Ihre Antwort war keine große Hilfe.

»Ja, ich weiß, und das ist wirklich bedauerlich, aber Arvid starb irgendwann zwischen 1963 und 1965, fast zwanzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs.«

»Der Krieg war formell zwar zu Ende, aber es gab noch immer welche, die weitermachten. Arvids Mutter Alice hat einmal etwas über die Leute aus Lysekil gesagt. Mal sehen, ob ich es noch zusammenbekomme.« Mit feierlicher, kräftiger Stimme begann sie, aus dem Gedächtnis zu zitieren:

*In dieser Stadt ist reden keinem zu eigen
Wer hier wohnt, hüllt sich gern in Schweigen.
Wo wohnen Schweden würdiger still
Als jene, die leben in Lysekil?*

Karin fühlte sich unangenehm berührt und wusste nicht, was sie dazu sagen sollte.

»Entschuldigung, aber ich glaube, ich verstehe nicht«, entgegnete sie schließlich.

»Nein, wer tut das schon, wer tut das schon ...«, sagte Marta und glättete den Teppich mit dem Fuß.

»Weißt du etwas über eine Tätowierung?«, fragte Karin. Marta, die aussah, als sei sie mit ihren Gedanken weit weg, schüttelte den Kopf.

»Sie wirkt wie ein Zahlencode, nur wissen wir nicht, was er bedeutet«, fügte sie hinzu, um das Interesse an der Tätowierung zu verstärken. Sie wusste nicht, ob sie sich das nur einbildete, aber ihr schien, als bemerke sie eine Bewegung in Martas Gesicht. Die alte Frau sagte noch immer kein Wort. Karin öffnete ihr Notizbuch und schrieb die Zahlen auf die Rückseite ihrer Visitenkarte. Die reichte sie Marta, die sie zerstreut entgegennahm und sie in die Rocktasche steckte. Es klopfte an der Tür. Draußen stand der Taxifahrer in seiner dunkelblauen Uniform, und neben ihm im Rollstuhl saß eine kleine Frau. Ihr Gesicht unter dem Hut war runzelig wie eine Rosine, doch als sie Marta erblickte, breitete sich ein Lächeln darauf aus. Karin reichte Marta die Hand und dankte ihr für den Kaffee und die Plauderstunde, bevor sie ging.

Als das Auto losgefahren war, hob Marta den Hörer ab und wählte die altbekannte Nummer. Sie zog Karins Visitenkarte aus der Tasche und betrachtete deren Rückseite.

»Ich weiß nicht, wie viel sie wissen«, sagte sie. Sie hörte der Person am anderen Ende zu, bevor sie weitersprach.

»Wann hast du ihn eingeworfen?«, fragte sie und war mit der Antwort zufrieden.

»Ein Problem gibt es nur, wenn Siri Arvids Kleider zurückerhält. Allerdings haben sie die Tätowierung gefunden, aber nicht die ganze«, sagte Marta.

Die Person am anderen Ende erwiderte etwas Beruhigendes.

»Ja, damit hast du natürlich recht.« Marta nickte und schaute aus dem Fenster.

»Vergiftet laut Gerichtsmedizin ...«, gab sie zur Antwort, und ihr Blick wanderte aus dem Fenster zum Rosenbusch hinüber.

»... ja, ich weiß, dass er das ist, aber ich finde, es ist höchste Zeit. Willkommen.«

Göteborg, 1963

Die Geschäfte liefen gut, sehr gut sogar, aber nicht damit beschäftigten sich die meisten seiner Gedanken, sondern mit Elin. Arvid war froh, dass sein Bruder Rune einen größeren Teil der Verantwortung übernommen hatte, und das Einzige, was ihn beunruhigte, war die Tatsache, dass hin und wieder Geld zu verschwinden schien. Verschwinden war vielleicht das falsche Wort, aber zuweilen lieferten sie Geld auf allzu unsicherer Grundlage aus. Dabei handelte es sich um große Summen, aber es war auch viel da, von dem sie nehmen konnten. Und natürlich war es für die Leute schwer, ihre Legitimation nachzuweisen, wenn sämtliche Freunde und Verwandten tot waren. So viele Menschenschicksale hatte Arvid kennengelernt. Zuweilen schien es, als hätte die Überlebenden der Konzentrationslager ein schlimmeres Schicksal ereilt als die Toten. Ständig trugen sie die Erinnerung mit sich herum, wie eine Strafe, die erst verbüßt war, wenn ihr Herz zu schlagen aufhörte. Die Schuld war immer da, auch die Schreie waren es, selbst wenn die Stimmen seit langem verstummt waren.

Er dachte an seinen Vater und fragte sich, wie er das all die Jahre ertragen hatte. Und an seine Mutter, die für Menschen,

die es wirklich benötigten, mehrere Zimmer in dem großen Haus bereitgestellt hatte. Es war an einem Samstag, als er das Problem mit Rune aufgriff. Dieser hatte in Vaters altem Büro gesessen. Arvid hatte die Tür hinter sich geschlossen, obwohl das gesamte Personal bereits heimgegangen war. Der Bruder hatte den Stuhl herumwirbeln lassen und einen der abgeschlossenen dunklen Holzschränke geöffnet. Ohne nachzusehen, was auf den Ordnern stand, hatte er einen aufs Geratewohl herausgezogen. Er knipste die Messinglampe auf dem Schreibtisch an und blätterte ein paar Seiten weiter, bevor er den Ordner zu Arvid umdrehte.

»Schau her.« Er wies auf eine Zeile nach der anderen. Überall große Beträge. Arvid folgte seinem Finger.

»Das ist viel Geld«, sagte Rune ein wenig forschend. Arvid nickte.

»Schweizer Bankkonten«, fuhr Arvid fort. »Und englische.«

»Geld ohne Besitzer«, warf Rune ein und hob den Blick, um zu sehen, wie Arvid reagierte.

»Da irrst du dich allerdings. Natürlich hat das Geld einen Besitzer, selbst wenn noch kein Anspruch darauf erhoben wurde«, gab Arvid zur Antwort.

»Verdammt noch mal, Arvid, über zwanzig Jahre sind die nicht angerührt worden! Verstehst du, was das bedeutet?« Der Stuhl des Vaters knarrte, wie aus Protest gegen die Äußerung des Sohnes.

»Sitz da nicht auf Vaters Stuhl und fluche. Du weißt, was er sagen würde. Die Firma hat ihm gehört und soll in seinem Geist weitergeführt werden«, erklärte Arvid.

Rune beugte sich über den englischen Schreibtisch und wählte seine Worte mit Bedacht.

»Wir sollten etwas mit dem Geld machen, Arvid. Es anlegen, zum Beispiel.«

»Ich sage es noch einmal. Das ist nicht unser Geld.« Arvid sprach langsam und deutlich, den Blick fest auf Rune gerichtet.

»Aber wir sollten ...«, begann dieser von neuem.

»Wir haben einfach nicht das Recht, dieses Geld anzurühren, ohne erst mit den Besitzern gesprochen zu haben.« Arvid schüttelte den Kopf, um klarzustellen, dass die Diskussion für ihn damit beendet war. Ohne ein weiteres Wort verließ er das Zimmer.

Nicht weit entfernt, in der Wohnung, die sie sich mit ihrer Freundin teilte, saß Siri und grübelte. Der Kalender lag aufgeschlagen vor ihr auf dem Tisch. Sie hatte ein Problem, das immer größer wurde und in ein paar Monaten nicht mehr zu verbergen war. Sie drehte an der Messingschraube und löschte die Lampe mit dem grünen Glasschirm.

Lange saß sie dort im Dunkeln und dachte nach. Massierte ihre Schläfen mit den Fingerspitzen. Dann machte sie wieder Licht und bemerkte das Porträt ihrer Eltern an der Wand. Vater sah bekümmert aus. Sie stand auf, nahm das Bild herunter und stellte es mit der Vorderseite zur Wand. Dann ging sie zur Balkontür und öffnete sie. In ihrer Tasche steckte das goldene Zigarettenetui, das ihr Blixten geschenkt hatte. Langsam zündete sie sich eine Zigarette an und nahm ein paar tiefe Züge. Das Nikotin breitete sich im Körper aus und hatte eine beruhigende Wirkung. Ohne erst nach unten zu sehen, warf sie die Kippe auf die Straße und zog die Tür wieder hinter sich zu. Ihre Finger hinterließen Spuren auf dem schmutzigen Glas. Siri zog die dicken dunkelgrünen Gardinen zu und kehrte mit entschlossenen Schritten zu ihrem Sessel zurück. Die kleine Messinglampe erleuchtete den Tisch mit dem Kalender, während der Rest des Zimmers im Dunkeln lag.

Sie brauchte einen Ehemann, und zwar in null Komma nichts. Arvid wäre der perfekte Kandidat gewesen, wenn diese kleine Gans ihn nicht mit Beschlag belegt hätte, aber das würde sich schon irgendwie ändern lassen. Er war so edel und korrekt, dass man wirklich kotzen konnte. Siri war unvorsichtig gewesen und musste jetzt die Konsequenzen ziehen. Als Unverheiratete ein Kind zu bekommen, war ausgeschlossen.

Nicht sie, sondern er, also Blixten, hatte die Lösung gefunden, die ihr sowohl einen ehrbaren Familiennamen als auch Geld in die Hände geben würde. Er seinerseits kam somit von allem frei. Sie wollte ihre Kränkung nicht zeigen, indem sie ihm sagte, wie gern sie doch seinen Namen tragen und allen erzählen würde, dass es sein Kind sei. Nun ja, die Leute jedenfalls würden schon verstehen, dass sie eine Weile von hier wegfahren musste, um den Kummer nach dem plötzlichen Tod ihres ehrbaren Gatten zu verarbeiten. Ja, genau so sollte es werden.

12.

Sara seufzte. Die Schwiegereltern waren auf die brillante Idee gekommen, ihren Keller zum Wellnessbereich umzubauen, was zur Folge hatte, dass die dort noch stehenden Sachen ihrer Kinder verschwinden mussten. Siri hatte gesagt, es wären nur ein paar Kisten, doch erwies es sich als wesentlich mehr.

War die Ordnung im Haus oben perfekt, glich das im Keller herrschende Chaos das Ganze mehr als genug aus. Die Kisten, die direkt auf dem Kellerboden standen, waren feucht geworden, und Sara bemerkte den unverkennbaren Schimmelgeruch. Sie hatte sich vorgenommen, das Zeug an Ort und Stelle zu sortieren und nur das mitzunehmen, was sie behalten wollten, da es andernfalls in ihrem eigenen Keller herumstand. Eifrig machte sie sich an die Sache, nahm eine leere Kiste für das, was mitgenommen werden sollte, eine weitere für alles, was für die Kleidersammlung und den Flohmarkt bestimmt war, und schließlich einen schwarzen Müllsack für den Abfall.

Nach zwei Stunden hatte sie genug. Es wäre besser gewesen, wenn Tomas das Sortieren übernommen hätte, da es doch seine Sachen waren, und Sara beschloss, die mit seinem Namen versehenen sechs Kisten nun doch mit nach Hause zu nehmen. Sie hatte keine Lust, die Kartons in Siris Gesellschaft durchzugehen, und sie wusste, dass die Schwiegermutter bald kommen würde. Mit etwas Umschichten brachte sie die Kisten genau auf dem Anhänger unter, den sie vom Nachbarn

geliehen hatte. Die Kinder sollten erst in zwei Stunden von der Kita abgeholt werden, und davor wollte sie daheim alles verstaubt haben, eine Dusche nehmen und sich eine Weile aufs Ohr legen.

Sara stellte die Kisten in die Waschküche und hoffte, der muffige Kellergeruch würde nicht auf die frische Wäsche übergreifen, die sich auf der Arbeitsfläche stapelte. Die letzte Kiste war die einzige, in die sie noch keinen Blick geworfen hatte. Sie durchtrennte das Klebeband mit dem Plastikmessbecher vom Waschpulver, der eine erstaunlich scharfe Kante hatte. Zuoberst lagen Babysachen und ein dickes weißes Kuvert. Darunter ein Fotoalbum aus braunem Leder. Sara zog spontan ein Blatt aus dem Kuvert. Der Brief erstaunte sie, er kam von einem Krankenhaus und war obendrein auf Dänisch verfasst.

Am 2. Januar 1964 um 4.38 Uhr war ein Mädchen geboren worden, aber elf Minuten später hatte dieselbe Frau einen Jungen entbunden. Dass Diane dieses Mädchen war, verstand Sara natürlich, was aber war mit dem Jungen passiert? Hatte Diane einen Zwillingsbruder?

»Ist das wirklich möglich?«, sagte sie laut zu sich selbst. Dass Siri das eine Kind behalten, das andere aber weggegeben hatte? Sara fragte sich, wer wohl davon wusste. Waldemar? Sie öffnete das Album und starrte auf das Foto, das sich ihr zeigte. In die Kamera lächelten Siri und der Mann, dessen Arm um ihre nackten Schultern lag. Sara hatte erwartet, Arvid Stiernkvist zu sehen, Siris ersten Ehemann, der unter so tragischen Umständen umgekommen war, aber das hier war ein anderer. Jemand, den sie nur zu gut kannte. Blixten, hier draußen nannte man ihn noch immer so.

Sara überlegte. Siri heiratet Arvid Stiernkvist, wird Witwe, bekommt ein Kind und heiratet noch einmal, diesmal Waldemar? Wo fand da Blixten Platz? Sie schaute auf das Datum

unter dem Bild und rechnete den zeitlichen Abstand zwischen der Aufnahme und dem Geburtsdatum nach, das in den dänischen Papieren angegeben war. Nur zu genau stimmte das Ergebnis mit dem Zeitraum überein, den ein Kind für seine Entwicklung braucht. Oder auch zwei Kinder, wenn sie Zwillinge sind.

Es gab noch weitere Fotos im Album, aufgenommen bei einem Zelt. Daneben stand ein Motorrad mit Beiwagen, an dem Siri mit verschränkten Armen lehnte. Die Wiese im Hintergrund war sommerlich. Beim Weiterblättern fand Sara bestätigt, dass die einzigen Personen auf den Bildern Blixten und Siri waren, und sie schienen einander gut zu kennen. Sehr gut sogar.

Sara zog jetzt das letzte Blatt aus dem Kuvert und las es. Es war ein Brief. Ihre Hände zitterten, als sie begriff, was da stand. Mein Gott, dachte sie. Mein Gott, was mache ich jetzt? Sie fuhr etwas zu rasch hoch und konnte sich nicht festhalten, bevor ihr schwarz vor Augen wurde. Im Traum strich ihr jemand über die Stirn. Mit sanften Bewegungen. Sie spürte einen Arm unter ihrem Kopf und hörte eine bekannt klingende Stimme, mit der sie aber nichts anfangen konnte. Als sie die Augen öffnete, sah sie, dass es Markus war. Er strich ihr über die Stirn, und sein Gesicht wirkte besorgt.

»Sara, are you all right?«, fragte er.

Sara machte den Versuch zu nicken, stattdessen aber verzog sich ihr Gesicht vor Schmerz. Markus legte einen Arm unter ihre Knie und schob den anderen vorsichtig um ihren Rücken, um sie hochzuheben. Das gelang ohne Anstrengung, so als würde sie nichts wiegen, und sie spürte die angespannten Muskeln unter seinem Shirt. Er roch gut, frisch geduscht. Markus öffnete die Tür zu seiner Bleibe und trug sie zur Couch. Dann schob er ihr ein Kissen unter den Kopf und holte ein Glas Wasser. Während sie trank, stützte er ihren Nacken.

Seine Augen kamen den ihren dabei ganz nah. Was für schöne Augen er hatte. Grün, mit langen Wimpern.

Es war ein schönes Gefühl, ausnahmsweise mal klein und hilflos sein zu dürfen und ehrlich sagen zu können, wie schlecht es ihr ging. Aus irgendeinem Grund konnte sie ihm davon erzählen. *Forever Young* von Alphaville spielte im Hintergrund, als sie ihn in ihre Probleme einweihte, als sei das die natürlichste Sache der Welt. Markus berichtete ihr von der Suche nach seinem Ursprung und seiner Identität und erzählte, dass er sich keineswegs zufällig bei ihnen eingemietet hatte. Er saß neben der Couch auf dem Boden und strich ihr über die Stirn.

*... Forever young I want to be forever young,
Do you really want to live forever ...*

Ihr war, als hätte sich ein Stückchen Zeit aus der Ewigkeit gelöst. Es gab nur ihn und sie und keinerlei Zwänge, Schwüre oder Forderungen. Zwei Puzzlestücke fügten sich zusammen.

Einen kurzen Moment dachte sie an Tomas, dass er ständig auf Sitzungen war, wenn sie versuchte, ihn telefonisch zu erreichen, dass er von daheim losfuhr, bevor die Kinder aufwachten, und nach Hause kam, wenn sie bereits schliefen. Sie konnte sich nicht einmal erinnern, wann er sie das letzte Mal von der Kita abgeholt hatte. Manchmal schien es, als hätten die Kinder nur am Wochenende einen Vater. Es war, als lebten sie in verschiedenen Welten, er in der seiner Arbeit und Karriere und sie in der mit den Kindern und der Krankschreibung. Wo waren die Liebe, die Fürsorge und Gemeinsamkeiten geblieben?

... some are a melody and some are the beat ...

Sie schaute auf seine Lippen und überlegte, wie es wohl sein würde, sie zu spüren. Da beugte er sich vor und küsste sie, sanft und vorsichtig, erst auf die Stirn und dann auf den Mund.

»You seem so unhappy«, sagte er nur.

Sara hob die Hand und legte sie an seine Wange. Sie wusste, dass es total falsch war. Er wusste es ebenfalls, das konnte sie sehen. Hätten sie sich unter anderen Umständen getroffen, wären sie ein Paar geworden. Sie hatte wirklich geglaubt, in Tomas den Mann gefunden zu haben, mit dem sie immer zusammenbleiben wollte, jetzt aber war sie sich nicht mehr so sicher.

»Nun werden wir uns ein richtig schönes Wochenende machen«, konnte er in einem Moment sagen, um im nächsten zu verschwinden, und wenn sie nach zwei Stunden seine Nummer wählte, um zu fragen, wo er abgeblieben war, hatte er zuerst seine Eltern aufsuchen und ihnen dabei helfen müssen, eine Baumwurzel zu entfernen, und dann hatte Diane angerufen, also war er bei ihr vorbeigefahren, um ein Regal anzubringen. Und Sara saß mit den beiden Kindern da, die auf ihren Papa warteten. Sie hatte sich falsch entschieden. Dann vertrieb sie die Gedanken an Tomas und ließ zu, dass Markus seine starken Arme um sie legte. »Stopp«, sagte eine innere Stimme zu ihr. »Du musst das stoppen, bevor es zu spät ist. Jetzt, solange es noch einen Weg zurück gibt.« Vorsichtig setzte sie sich auf, noch immer drehte sich ihr der Kopf, und sie lehnte ihn an Markus' Schulter.

»I'm sorry, but I'm married.«

Der Fahrer war so nett gewesen und hatte Karin am Polizeipräsidium abgesetzt. Sie verzichtete aufs Hineingehen und lief zum Parkplatz, wo ihr Saab stand. Nach längerem Röcheln sprang der Motor an. Schwedens Winterklima war für Autos

wohl nicht gerade ideal. »Ist!«, meinte sie Folkes Berichtigung zu hören. »Du willst wohl sagen, es ist für Autos nicht das Beste?« Karin schüttelte den Kopf und stellte das Radio an, bevor sie auf die Straße in Richtung Långedrag und GKSS-Hafen bog. Folke hörte bestimmt P1, dachte sie und wählte eine Frequenz, die so weit wie möglich von den 89,3 MHz dieses Senders entfernt lag. Behagliche Freitagsmelodien ertönten aus den alten Lautsprechern des Wagens, und Karin drehte die Musik voll auf und fuhr den Gedanken an Folke und Siri von Langer davon.

Die Jacht lag im Hafen und erwartete sie. Karin drehte den Zündschlüssel und ließ den Motor eine Weile laufen. Zunächst hatte sie nur vorgehabt, die Batterien aufzuladen, jetzt aber zog sie ihre Segelkleidung und die Schwimmweste an und löste die Leinen an Bug und Heck. Sie nahm das Gas weg, kickte den Rückwärtsgang mit dem Fuß ein, weil der Hebel so ungünstig saß, dass sie das Ruder hätte loslassen müssen, um ihn mit der Hand zu erreichen.

Langsam setzte das Boot vom Anleger zurück. Karin brachte es in Ausgangsstellung, legte dann den Vorwärtsgang ein und gab etwas Gas. Der schwarze Stahlkörper kam in Fahrt. Mit der Seekarte auf der Bank neben sich steuerte sie zwischen den Piers des Hafens hinaus. Laut VHF-Funk waren im Augenblick keine größeren Schiffe zum oder vom Göteborger Hafen unterwegs. Sie querte die Fahrrinne und fuhr nordwärts, vorbei an den Varholmarna. Die gelben Fähren des Straßenverkehrsamts pendelten hin und her, mit allen, die nach Björkö oder zu den Inseln im Umkreis wollten. Karin fuhr weiter, ohne ein richtiges Ziel zu haben, jedenfalls keins, das ihr bewusst war. Es begann zu dämmern, als sie am Leuchtturm Sälö-Knapp vorüberkam. Sie schaltete die Positionslaternen ein und bestimmte auf der Seekarte den Kurs zur Einfahrt in den Albrektssunds-Kanal. Wenn man von Süden

kam, gab es kein Leuchtfeuer an dieser Einfahrt, also musste sie sich allein auf den Kompass verlassen. Sie hatte keine Lust, extra das GPS, den Satellitennavigator, zu starten.

Die grauen Inseln verschmolzen miteinander, je mehr die Dunkelheit zunahm. Die Kanalmündung konnte nicht mehr weit sein. Da! Die vor dem Kanal liegenden Tonnen tauchten auf, und Karin bog zwischen die beiden Felsbuckel ein. Die Ringe im Gestein erinnerten daran, dass es noch nicht sehr lange her war, dass die Segelschiffe dankbar diesen Weg genommen hatten, statt über das offene Wasser des Sillesunds zu fahren. Das rote Häuschen Högvakten wirkte gut in Schuss, sah aber verlassen aus. Auf dem Felsen nebenan hatte jemand einen kleinen Pavillon errichtet.

Karin hielt sich in der Mitte des Kanals, weil sie wusste, dass er auf beiden Seiten rasch abflachte. Im Sommer verkehrten hier jede Menge Boote, und es gab mehr oder weniger zwei Fahrtrichtungen. Sie blickte in das dunkle Wasser hinab, es sah aus, als herrschte Gegenströmung. Der Gashebel erhielt einen Stoß. Der Kanal machte nun eine weiche Biegung nach rechts, und vor ihr lag Marstrand, der alte Fischereiort. Es begann irgendwo im Bauch und breitete sich im ganzen Körper aus. Kribbelnde Erwartung. Von klein auf war es so gewesen, wenn sie Marstrand erblickte. Diese Spannung angesichts der Festung und der schmalen Gassen. All der Schnitzereien an den Balkonen der Holzhäuser, die jede Generation mit neuen Farbschichten überpinselt hatte. Abends die Wärme der weichen Felsbuckel. Sie erinnerte sich, dass sie als Kind überlegt hatte, was man wohl für eine Arbeit hatte, wenn man hier draußen wohnte.

Ein Fischkutter mit altertümlich stampfendem Glühkopfmotor kam ihr entgegen. Ein älterer Mann stand auf dem Achterdeck am Steuer. Karin verringerte das Tempo und überlegte, wo sie anlegen sollte. So früh in der Saison konnte

man frei wählen. Ansonsten wusste sie, was passierte, wenn man in einen Hafen kam. Die Leute schienen immer davon auszugehen, dass man als Frau nicht mit einem Boot umzugehen verstand. Die Männer auf ihren neuen Fünfig-Fuß-Segeljachten stellten schnell die Schampusgläser weg, um an den Bootsseiten eine Menge extra Fender festzumachen. Verließ das Anlegen dann reibungslos, versuchten sie so zu tun, als hätten sie ohnehin ein paar zusätzliche Fender aushängen wollen. Nach ein paar weiteren Gläsern Schampus wagten sie sich schließlich näher, um mit ihr zu reden und sich nach der Ausstattung des ungewöhnlichen Bootes zu erkundigen.

Ihre Entscheidung fiel auf den äußeren Schwimmanleger von Koön. Die Wassertanks brauchten eine Auffüllung, und dort gab es einen Anschluss mit Schlauch. Die Pizzeria und der Konsum trugen wohl das Ihre zu ihrer Wahl bei, gestand sie sich ein. Sie verringerte das Tempo noch weiter und stieg an Deck, um Fender und Festmacherleinen herauszunehmen. Routiniert band sie die Fender an der Steuerbordseite fest, bevor sie wieder nach dem Ruder griff. Das Boot glitt auf den Anleger zu, und Karin legte den Rückwärtsgang ein, so dass es sanft längsseits des Stegs zum Stehen kam. Sie nahm die Heckleine und stieg an Land. Der Motor lief eine Weile im Leerlauf weiter, bevor sie ihn ausschaltete. Dann nahm sie die Motorhaube ab, damit sich die Wärme im Boot ausbreitete. Die Uhr über dem Barometer am Schott zeigte zehn Minuten nach sieben, und sie war sich nicht sicher, ob der Laden noch geöffnet hatte. Sie hängte die Segelkleidung an den Messinghaken und streifte einen dicken Pullover über. Jacke und Hose sahen einsam aus, bisher hatten dort immer zwei Paar gehangen. Der Abend war kühl, und sie brachte den Ofen in Gang, bevor sie an Land ging. Man konnte sich wirklich kaum vorstellen, dass schon April war.

Sie hatte Glück. Der Konsum war noch auf. Sie kaufte Kaffee und Roggenbrot, alles nur für sich. Im Korb landete auch eine Packung Fjellsauermilch mit Moltebeeren, die sie liebte und die Göran verabscheute. Eigentlich hätte sie eine größere Leere empfinden müssen, denn schließlich war zwischen ihnen beiden jetzt Schluss. Aber sie war es doch auch gewohnt, für längere Zeit allein zu sein. Das hier hätte genauso gut eine solche Periode sein können, in der Göran auf See war und sie übers Wochenende allein auf Tour ging. Karin zog ihre Karte durchs Lesegerät, gab den PIN-Code ein und bezahlte. Manchmal hatte sich Göran beim Einkaufen herausgeredet, dass er kein Bargeld dabei habe, um bezahlen zu können, als wäre ihm gerade rechtzeitig entfallen, dass in der Brieftasche seine VISA-Karte steckte. Von jetzt an würde sie für alles selbst bezahlen müssen, aber das machte keinen großen Unterschied. Obendrein hatte sie auch keine Kosten für die Wohnung mehr.

Die Türen des Ladens glitten hinter ihr zu, und sie stand mit der Einkaufstüte draußen. Vor ihrem Mund eine weiße Atemwolke. Der Frühling war völlig aus dem Takt geraten, man konnte meinen, es sei Februar. Sie fröstelte und machte sich auf den Weg zum Boot, überlegte es sich aber anders und ging stattdessen zur Pizzeria hinter der Tankstelle. Mit der Einkaufstüte in der einen Hand und dem Pizzakarton in der anderen balancierte sie wenig später an Bord. Im Boot war es dunkel, aber warm.

Sie schloss die Luke und zündete die Petroleumlampe an. Der Ofen lief auf Maximaltemperatur, und sie drehte sie etwas herunter. Ein freundliches Licht breitete sich im Boot aus, als sie den Tisch für sich deckte. Eigentlich hätte sie gern ein Glas Rotwein gehabt, aber sie fand es überflüssig, eine Flasche allein für sich zu öffnen. Andererseits konnte man die ja wieder verschließen, irgendwo musste eine Vakuumpumpe

mit dazugehörigem Korken sein, die sie mal geschenkt bekommen hatten. Karin machte die Flasche auf, ohne die Pumpe gefunden zu haben.

Das Telefon klingelte, als sie sich gerade über ihre Pizza hermachen wollte. Sie warf einen Blick auf die Nummer. Es war Göran. Nach kurzem Zögern stopfte sie das klingelnde Ding unter ein Kissen. Wahrscheinlich hatte er entdeckt, dass das Boot nicht an seinem Platz lag, und sich gefragt, wo sie abgeblieben war. Sie dachte an ihren Wagen, der am GKSS-Hafen in Långedrag geparkt stand, und hoffte, dass es damit keine Probleme gab. Göran hatte jedenfalls keinen Schlüssel dafür. Nach sechs Klingelzeichen, die durch das Kissen gedämpft wurden, schaltete sich die Mailbox ein.

So wie sie hier und jetzt im sanften Licht der Petroleumlampe saß, fühlte sie sich fast genauso wie damals, als sie von daheim weggezogen war. Obwohl sie etwas Wehmut verspürte, empfand sie vor allem Erleichterung – ja, und in der Tat Glück, auch wenn dieses Wort ihr Schuldgefühle einflößte. Ein neuer Anlauf, dachte sie und genoss ihren Wein.

Marstrand, 14. Juli 1963

Trotz der tragischen Ereignisse der letzten Woche beschlossen sie, die Hochzeit stattfinden zu lassen. Arvid hatte seine Eltern und seinen Bruder bei einem Flugzeugabsturz in England verloren. Der einzige Trost war, dass sie Elin noch kennengelernt hatten. Arvids Mutter hatte Elin ihre Perlenkette geschenkt, als sie das Brautkleid in Auftrag gaben. Die ganze Familie war an den Vorbereitungen beteiligt gewesen, nur das Finale selbst, die Trauung verpassten sie.

Die Wärme war frühzeitig gekommen, und mit ihr kamen die Blumen. Elins Strauß bestand aus Rosen. Die Hälfte stammte aus dem Garten von Arvids Eltern, der Rest aus dem

von Elins Großmutter. Die Rosen waren mit Geißblatt zusammengebunden, der Blume Bohusläns. Von Pater Noster hatte Elins Vater Graselken mitgebracht, kleine rosa Strandblumen, die auf der kargen Felseninsel wuchsen. Die Blümchen waren in Elins aufgestecktes Haar geflochten, und eine Ranke Geißblatt, die sich um sich selbst gewunden hatte, lag wie ein blütengeschmücktes Diadem auf dem blonden Schopf der Braut. Das Kleid war cremefarben und hatte dreiviertellange Ärmel. Das Oberteil war mit Stickereien verziert, und der weich fließende Rock hatte eine kleine Schleppe. Am Morgen hatte Elin die Perlenohrringe ihrer Mutter und die Perlenkette von Alice Stiernkvist angelegt. Auf diese Weise waren die Mütter von Braut und Bräutigam dennoch zugegen.

Sie hätte ein Diadem aus Gold und Edelsteinen wählen können, und Arvid lächelte, als er das Geißblatt erblickte. Es war so typisch für sie. Er würde nie vergessen, wie sie mit den Blumen im Haar aussah, und gelobte sich selbst, ihr jedes Jahr einen Mittsommerkranz zu binden.

Das kleine Orchester spielte eine Begleitung zu dem Lied, das ihres geworden war. Sie sangen es häufig zusammen, was also konnte besser zum Tag ihrer Hochzeit passen? Arvid stimmte es an:

*Blaue Anemonen,
des Mandelbaums Blüten,
wie eine Wolke überm Hügelland,
Hähne krähen am Stadtrand.*

*Weinberge unser harren,
wo grün berankt die rote Erde,
doch in des Tales Ruh
in Blüte stehst du.*

*Oh, Pierina, wann triffst du deine Wahl?
Bald bist du neunzehn Jahr!
Hörst du im Tal mein Frühlingsmadrigal?
Willst du mein werden vor dem Altar?*

Elin antwortete:

*...Komm du, der da singt dies Lied!
Komm du, der hat mich lieb!
Komm über Bäche und unter der Lind',
Komm mit dem duftenden Frühlingswind!*

*Komm an meine Seite,
Komm, flüstre den Namen mein!
Komm, dein will ich sein!*

Gemeinsam sangen sie dann die letzten Zeilen des Lieds:

*Nachtigall, im schattigen Neste sing
für den, dem fürder treu ich bin!*

Keiner der Anwesenden konnte die Leidenschaft zwischen Braut und Bräutigam übersehen oder die Zärtlichkeit, die sie füreinander empfanden, als sie sich Treue schworen. Arvid hielt Elins Hand in der seinen und sah ihr in die Augen, als er sein Ja sagte. Marta, die den Strauß der Braut hielt, als Arvid ihr den Ring aufsteckte, wischte sich eine Träne weg. Vater und Bruder der Braut standen hoch aufgerichtet und stolz. Weiß leuchteten die Zähne in den braungebrannten, wettergegerbten Gesichtern. Elins Vater reichte dem Schwiegersohn feierlich die Hand und erklärte, nun hätte er nicht nur einen, sondern zwei Söhne.

13.

Es war das sechste Wrack, das er untersuchen sollte, und als er den Trockenanzug anlegte, hatte er keine Hoffnung, etwas Besonderes zu finden. Er lehnte sich nach hinten und ließ sich durch das Gewicht der Druckluftflaschen nach unten ziehen. Sobald er unter Wasser war, erfüllte ihn Ruhe. Er blickte nach oben und sah die anderen sich über den Schiffsrand beugen und in die Tiefe schauen. Hinter ihnen sah er den Nachthimmel. Dann wendete er den Blick abwärts und tauchte hinunter. Das Seegras wiegte sich hypnotisch. Das Wrack lag nicht sonderlich tief. Nur fünf Meter. Wollte man etwas nach oben hieven, war das eine gute Position, Hauptsache, sie hatten nicht zu viel Seegang.

Wieder ein Fischkutter, dachte er und paddelte mit den Flossen, um näher heranzukommen. Wenn er tauchte, liebte er das Gefühl, gewichtslos zu sein und zu spüren, wie der Körper mit Hilfe der Schwimmflossen vorwärtsschoss. Das Schiff war erstaunlich gut intakt, verglichen mit den anderen, die er gesehen hatte.

Er schwamm ins Ruderhaus. Ein großes grünes altmodisches Radio war am Schott festgezurt. Seepocken wuchsen darauf, die mit ihren federähnlichen Armen wedelten, auf der Jagd nach Futter. Die Ladeluke war geschlossen, unmöglich aufzubekommen. Vermutlich war sie mit dem Deck zusammengewachsen. Er schwamm um das Wrack herum, ohne etwas von Interesse zu finden, und stieß sich ab, um wieder an die Oberfläche zu steigen. Die Flossen wirbelten Schlick vom

Boden auf, und aus irgendeinem Grund schaute er nach unten. Da lag etwas. Verwundert hielt er inne und schwamm wieder näher. Es war selten, dass man in der Natur auf rechte Winkel stieß. Es schien eine Kastenform zu haben. Eine Seemannskiste! Verdammt noch mal, das war eine Seemannskiste!

Als er lächelte, fühlte er in dem Spalt zwischen Taucherbrille und Anzug, wie kalt das Wasser war. Er schauderte – vor Kälte und vor Spannung. Möglicherweise hatte er den Schatz gefunden! Er zog die Kamera heraus und machte eine Aufnahme. Sein Atem ging jetzt heftig, und er klopfte auf den Druckanzeiger, um zu sehen, wie viel Luft noch in den Flaschen war. Er wusste, dass er sehr viel mehr verbrauchte, wenn er angestrengt oder, wie jetzt, aufgeregt war, aber das Gerät mahnte noch nicht zur Eile.

Mit den Händen grub er um die Kiste herum, und es gelang ihm, so viel freizulegen, dass er sah, dass sie aus Metall war und auf der Seite lag. An der Vorderseite grub er noch ein bisschen weiter, um festzustellen, ob es irgendeine Öffnungsvorrichtung gab. Dabei entdeckte er die Kennzeichnung. Die Symbole auf dem Deckel der Kiste ließen keinen Zweifel zu. Es waren zwei Stück, eins über dem anderen. Zuoberst ein Totenkopf, aber nicht der war das Erschreckendste, sondern das andere: ein Hakenkreuz.

Marstrand, 1. August 1963

Siri hatte schon die Mitteilung von Arvids und Elins Verlobung nicht gut aufgenommen. Und sie war tatsächlich schockiert gewesen, dass er nicht einmal auf den Gedanken gekommen war, ihr von ihrer Heirat zu erzählen. Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn er ihr an diesem Tag von der Trauung berichtet hätte. Aber das tat er nun mal nicht.

Mit Panik in der Stimme hatte sie eine Segeltour vorgeschlagen, und aus Mitleid hatte Arvid zugestimmt. Das Folkeboot mit den vier Personen an Bord segelte von Marstrand vor dem Wind nach Süden. Die Sonne schien auf die große Festgesellschaft, die sich in der weißen Arztvilla auf Klöverön versammelt hatte. Von der Villa blickte man auf den Albrektsunds-Kanal und das Gebiet jenseits davon, das Halsen genannt wurde.

Fröhliches Lachen erklang, als das Boot dort vorüberfuhr, und das Streichquartett, das in dem gelben Pavillon saß, sandte harmonische Töne aufs Wasser hinaus. Am Kanalufer stand ein Fotograf und machte Aufnahmen von den Gästen, Paar um Paar.

Der warme, sanfte Wind führte sie an Sälö-Knapp vorbei. Elin war grün im Gesicht und ging dankbar an Land, als sich Gelegenheit dazu bot. Noch war nicht zu sehen, dass sie schwanger war. Arvid hatte seine Arbeitszeit verkürzt, um sich um seine Frau kümmern zu können, der es in den ersten Wochen entsetzlich schlecht gegangen war. Sie sah dünn und zerbrechlich aus, als sie jetzt in eine Decke gehüllt auf dem Felsen saß und Siri Kaffee servierte. Arvid mochte den Mann nicht, der Siri begleitete, nicht weil er ein unangenehmer Typ war, sondern weil er verheiratet war.

»Im Ernst, Arvid«, hatte Elin geflüstert, »muss sie ihn die ganze Zeit Liebling nennen?«

»Vielleicht ist das ja sein zweiter Name, Blixten Liebling«, sagte Arvid lächelnd.

Blixten, wie man ihn nannte, hatte eine hohe Position in der kleinen Ortschaft inne. Siri hatte wirklich ihr Bestes getan und tischte nun leckere Brote und Kuchen auf. Wenn keiner hinsah, knabberte Elin ihre mitgebrachten Apfelstücke. Sie hatte rapide abgenommen, aber der Arzt hatte gesagt, die Übelkeit werde sich schon geben. Arvid machte sich Sorgen

und hoffte, es würde bald der Fall sein. Elin wandte sich mit Widerwillen ab, als sie den Kaffeegeruch wahrnahm, und Arvid trank unauffällig auch ihre Tasse aus. Siri knöpfte ihre Bluse unnötig weit auf und legte sich zum Sonnen auf einen Felsbuckel. Elin und Arvid machten sich zu einem Spaziergang auf, aber Arvid bemerkte noch, dass Siri und ihr Bekannter zurück an Bord gingen, als sie die beiden anderen außer Sichtweite glaubten.

Der Wind hatte während ihres Aufenthalts an Land auf Südwest gedreht, und sie segelten nun zuerst gen Westen und dann nordwärts an allen Inseln vorbei bis Klädesholmen, wo sie umkehrten. Arvid fühlte sich nicht richtig wohl, es war nicht nur die Sorge um seine Frau, sondern er hatte das Gefühl, dass sein Körper plump und ungelenk war, und er konnte sich nur mit Mühe bewegen. Auch das Luftholen fiel ihm zunehmend schwerer.

Aus Angst, Elin zu beunruhigen, sagte er nichts, aber Siri sah ihn besorgt an. Blauschwarze Wolken waren am Horizont aufgezogen, und der Wind hatte an Stärke zugenommen, als sie jetzt die letzte Strecke über den Marstrand-Fjord in Angriff nahmen. Die Wellen waren bedrohlich dunkel, und nun ließ der Wind für kurze Zeit nach, so als wollte er Atem holen.

In dem Augenblick passierte es. Arvid hatte sich umgedreht und nicht gesehen, wie es geschah, aber Elin war über Bord gegangen. Er hörte ihren Schrei, und ohne eine Sekunde zu zögern, warf er sich ihr ins Wasser hinterher.

»Arvid! Nein!«, hatte ihm Siri nachgerufen, aber der Mann neben ihr hatte sie am Arm gepackt. Es sah aus, als würde er sie schütteln.

Arvid fühlte die Übelkeit kommen, während er Elin in einer Welle verschwinden sah. Er zwang sich zu schwimmen und versuchte seine Frau nicht aus den Augen zu lassen.

»Das Boot«, sagte sie, als er sie endlich erreicht hatte.

Er schaute zurück, aber es war, als würden die Augen nicht mitgehen. Er meinte, ein Boot zu sehen, oder war es eine Insel? Es segelte im Kreis, immer im Kreis. Sein Mund füllte sich mit Wasser, aber als er es ausspuckte, bemerkte er, dass es kein Wasser war, sondern dass er sich übergab. Sein Magen verkrampfte sich, und obwohl er seinen Armen und Beinen zu schwimmen befahl, wirkten sie bleiern, waren kaum zu bewegen, wollten ihm nicht gehorchen. Aber Elin war neben ihm, ihr Kopf über Wasser, nur das war wichtig.

Markus' Hände flogen über die Tastatur. Wie aus einer Maschinenpistole ratterte die Wahrheit heraus und stellte sich Zeile für Zeile stramm auf den Bildschirm. Er las das brutale Ergebnis durch und fügte das Foto ein.

Mein Gott, dachte er. Er wusste nicht, was er während seiner Schwedenreise zu finden gehofft hatte, aber doch wohl nicht das hier. Seine Hände zitterten, als er sich über sein Mobiltelefon einloggte, um den Artikel an Heidi zu schicken. Er musste so schnell wie möglich von hier weg, spätestens morgen. Zu bleiben war viel zu gefährlich.

Er las das Geschriebene ein letztes Mal durch und klickte dann auf »Senden«. Kein Empfang. Er hielt das Gerät näher ans Fenster, und es erschienen drei Pünktchen, die besagten, dass der Empfang zwar schwach war, es aber wohl funktionieren würde.

»Hallo, Markus?« Die Stimme war ihm bestens bekannt und ließ ihn lächeln. Sara. Er brach die Verbindung ab und schob den Computer unters Bett. Die Mail war noch nicht raus, er musste sie später senden, vielleicht von ihrem Computer.

Karin erwachte frühzeitig. Die Sonne versuchte durch die schmutzigen kleinen Bullaugen ins Boot zu scheinen. Der Vorteil halbblinder Fenster war, dass keiner hereinsehen konnte, aber der Nachteil war, dass man auch nicht hinaussehen konnte. Nach dem Frühstück machte sich Karin ans Großreinemachen. Sie tat reichlich Schmierseife in einen Eimer heißes Wasser und zog Gummihandschuhe an. Der Geruch breitete sich im Boot aus. Sie legte alle Matratzen und Kissen an Deck, nahm Bänke und Bodenplatten hoch und schrubhte jede Ecke gründlich. Danach wischte sie alles trocken.

Drei Stunden später war das Boot innen und außen blitzblank. Mit einer Tasse Kaffee saß Karin im Cockpit in der Sonne. Es war noch nicht zehn. Das Wetter hatte umgeschlagen, es war wärmer geworden, und wenn sie im Windschatten saß, erlaubte die Temperatur, das Shirt aufzuknöpfen, so dass die Sonnenstrahlen Karins winterblasse Haut erreichten. Durch die jetzt sauberen Bullaugen fiel klares Sonnenlicht, und eine Mundharmonika, die auf der Platte in der Pantry lag, warf Sonnenreflexe an die Decke. Ihr kam es vor, als würde sie die letzten Reste von Göran verschwinden lassen, als sie seine Mundharmonika in den Müll warf. Er hatte in der Nacht viermal angerufen, und schließlich war sie rangegangen, ohne ihm zu sagen, wo sie sich befand. Hätte er nicht angerufen und sie geweckt, hätte er die Mundharmonika vielleicht zurückbekommen.

Im Hafen herrschte reges Treiben. Die Luft war voller Farb-, Benzin- und Dieselgerüche. Menschen liefen auf den Anlegern umher und liehen sich Werkzeug voneinander. Fender, aus denen während der kalten Jahreszeit die Luft gewichen war, wurden hervorgeholt, zusammen mit dem Tauwerk, das seinen Winterschlaf beenden durfte.

Im nicht abreißen wollenden Strom wurden Trailer, beladen mit kleineren Bootstypen, rückwärts die schräge Rampe hinuntergeschoben. Ein Boot nach dem anderen gelangte so zu Wasser. Die größeren Jachten brachte man mit Hilfe des blauen Krans von der Ringen-Werft hinein. Hoffnungsvolle Besitzer gingen an Bord, um die Motoren der eben wieder flottgemachten Boote zu starten. Ihre besseren Hälften gesellten sich mit Kindern und Kaffeekorb dazu. Karin wusste, dass es natürlich auch Frauen gab, die ein Boot besaßen, doch wie man die Statistik auch las, so waren die allermeisten doch Männer.

Die Zausel, meist hier im Ort ansässige Männer vorge-rückten Alters, saßen auf der Lügenbank, gaben bissige Kommentare von sich und genossen das Spektakel. Im ver-gangenen Frühjahr hatten noch neun von ihnen auf der Bank gesessen, jetzt waren es nur noch sieben. Kiste und Baum-Pelle betrachteten dieses Jahr das Zuwasserlassen der Boote von oben. So hofften zumindest die anderen. Kiste hatte in seinen früheren Tagen nicht wenige zweifelhafte Ge-schäfte getätigt, und die Frage war, wie genau Petrus es dort oben nahm. Kiste war Fischer gewesen, und den Namen hatte er bekommen, weil er in den vierziger Jahren mal eine Kiste aus dem Meer geholt hatte. Noch immer kursierten die unter-schiedlichsten Versionen darüber, was darin gewesen war. Baum-Pelle war auf einer Segeltour zu seinem Namen ge-kommen. Seine Frau Britta hatte das Klinkerboot gesteuert und ihm mitgeteilt, alles sei klar zum Halsen, aber Pelle hatte nichts gehört. Die Frau legte das Ruder um, und der Baum kam in rasantem Tempo angesaust und traf Pelle am Kopf. Er hatte mit neun Stichen genäht werden müssen, er lag dabei auf dem Vordeck im eingeholten Segel. Die Narbe auf seiner Stirn war eine bleibende Erinnerung.

Karin schaute sich den Trubel an, aber vor allem hörte sie einem Mann zu, dessen Motor nicht anspringen wollte. Seine Frau hieß Eva, was zu dem Zeitpunkt keinem im Hafen entgangen sein konnte. Eva hatte ihn vergeblich gebeten, die Festmacherleinen vorzuholen. Der Mann hatte es strikt abgelehnt und erklärt, das Boot sei für eine Unmenge Geld im Winterlager gewesen. Demzufolge springe der Motor natürlich an. Als er es dennoch nicht tat, gab der Mann seine Meinung mit solchen Worten kund, dass eine Mutter mit zwei Kindern ihren Kaffeekorb schnappte und davoneilte. Karin grinste. Die Zausel wedelten als Kommentar mit ihren Stöcken.

»Meint ihr, er kommt von Tjörn drüben?«, sagte einer der Greise, und die anderen brachen in Lachen aus.

Auch in diesem Jahr gibt es wohl Hoffnung auf einen Sommer, dachte Karin.

Sie hatte die Nacht über unruhig geschlafen, nicht nur wegen Görans Anrufen. Da war auch ein Traum gewesen. Sie saß im Cockpit und versuchte sich zu erinnern. Langsam ließ sich in ihrem Unterbewusstsein ein roter Faden ausmachen. Immer wieder entglitt er ihr, bis sie ihn endlich zu packen wusste. Karin schloss die Augen und sah vor ihrem inneren Auge den Mann aus dem Traum mit seinem unverkennbaren Kragen. Einen Pastor.

Am Abend zuvor hatte sie den Namen Simon Nevelius in die Register eingegeben, weil sie feststellen wollte, wo er sich heute aufhielt. Zwar war die Ermittlung mit Siris Benachrichtigung beendet, aber Karin hatte den Bericht noch immer nicht geschrieben, und die Gedanken daran gingen ihr beharrlich weiter durch den Kopf. Wäre dieser Mann irgendwo in der Nähe gewesen, hätte sie vorbeigehen und mit ihm reden können, doch dem war leider nicht so. Lidköping lag nicht

gerade um die Ecke, aber eigentlich sprach nichts dagegen, in ihrer Freizeit eine Fahrt mit dem Auto zu unternehmen.

Gut zwei Stunden hatte Karin von Göteborg nach Lidköping gebraucht, und die Zeit hatte genau gereicht, um Rob mit dem Fall vertraut zu machen. Er schien dünner geworden zu sein, als er jetzt mit einer Tüte Fisherman's Friend auf dem Beifahrersitz saß, sein Enthusiasmus und seine lächelnde Miene ließen sich jedoch nicht falsch interpretieren.

»Ein Glück, dass du angerufen hast. Ich wär vor Lange-
weile fast gestorben, und außerdem glaube ich, dass ich Sofia
auf die Nerven gehe, wenn ich die ganze Zeit zu Hause hocke.
Ich soll immer mit anfassen, aber ich bin doch krank.«

Karin lächelte und legte den fünften Gang ein.

»Ja, ihr Männer seid ja gleich todkrank, wenn es euch nicht
gutgeht ...« Sie warf ihm einen vielsagenden Blick zu.

»Jetzt klingst du wie Sofia. Verstehst du, sie hat mir Vor-
lesungen über Bakterien und körpereigene Abwehrkräfte ge-
halten.«

Karin lachte. Typisch Sofia. Robs Frau war Naturkunde-
lehrerin an einem Gymnasium.

»Ich kann dir nur sagen, mit diesen Bakterien, die die Kin-
der von der Kita nach Hause schleppen, ist nicht zu spaßen«,
sagte Rob Mitleid heischend.

»Schon klar«, antwortete Karin zerstreut.

»Hörst du überhaupt zu?«

»Ja, ja, ich guck nur nach den Verkehrshinweisen«, erwi-
derte sie und zeigte auf die Tafel vor ihnen. »Wir müssen hier
abbiegen.«

»Am schlimmsten war es an den zwei Tagen, als sowohl
die Kinder und ich zu Hause waren. Wir hatten allesamt 39,5
Fieber. Ich lag völlig erschlagen da, aber die beiden saßen

trotzdem bei ihrem Lego, und dann wollten sie einen Film gucken, natürlich nicht denselben.«

»Du Ärmster«, sagte Karin.

Rob, der angenommen hatte, sie würden den alten Pastor in einem Seniorenheim finden, hatte sich geirrt. Die Frau des Pastors schickte sie stattdessen weiter zur Schlosskapelle von Läckö, wo Simon Nevelius nicht weniger als zwei Trauungen vollziehen sollte.

Schloss Läckö lag weiß und schön auf Kållandsö, auf drei Seiten umgeben vom blauen Wasser des Sees Vänern. Die blaugelben Fahnen knatterten im Wind. Karin genoss die Landschaft, aber vermisste den Geruch von Salz und Tang. Der Eingang zur Anlage war mit Birkenzweigen geschmückt. Allerdings stellte sich heraus, dass die Saison im Schloss noch nicht begonnen hatte.

»Sie müssen durchs Schlosstor gehen, um zur Schlosskapelle zu gelangen«, erklärte die festlich gekleidete Dame, die normalerweise am Eingang saß und den Eintritt kassierte. Das erste Paar kam aus der Gegend, und die Dame war die Tante der Braut. Rob steckte seinen Ausweis wieder ein.

Das Kirchentor bestand aus zwei grünen Flügeln. Karin öffnete den einen. Er war groß und schwer, die alten Türangeln aber waren gut geölt und ließen sich geräuschlos bewegen. Der gusseiserne Griff an der Innenseite war kalt an der Haut, als Karin ihn festhielt, damit das Tor nur mit einem leisen Klappen hinter ihnen zufiel.

Im Innern herrschte Stille, das Rauschen des Windes war nicht zu hören. Das Licht drang durch die hohen bleigefassten Fenster und streichelte die alten, grüngestrichenen Holzbänke. Ein roter Läufer dämpfte das Geräusch ihrer Schritte in gleicher Weise wie die Fenster die scharfen Strahlen der Frühlingssonne. Rote und graue Kalksteinplatten aus Kinnekula

wechselten einander ab, und Rob und Karin betraten andächtig diesen blankgewetzten Boden. Seite an Seite gingen sie hinein, bis Karin verlegen stehen blieb, überwältigt von Gefühlen. Sie drehte sich um, heftete den Blick auf die Empore und schluckte. Wenn man hier doch zusammen mit jemandem hineinschreiten könnte.

»Entschuldigung, wenn wir stören, aber wir sind von der Polizei in Göteborg.« Robs Stimme brachte sie zurück in die Gegenwart.

Der Mann im Altarraum hielt mitten in der Bewegung inne. Er hatte eine abgegriffene Bibel in der Hand und sah abgehärmt aus, mit tiefliegenden Augenhöhlen und knochigen Fingern. Wie jemand, der einen Parasiten in sich trägt oder der ein allzu schweres Gewissen hat, das ihn langsam von innen her auffrisst.

»Polizei?«, sagte er fragend.

»Simon Nevelius. Bist du das?«

»Ja, das ist richtig.«

»Du warst in den sechziger Jahren in Marstrand tätig. Wir haben eine Frage zu einer Trauung aus dieser Zeit.«

»Marstrand. Oje, das ist lange her, und es war außerdem nur eine Vertretung, aber ich werde mein Bestes tun.«

»Arvid Stiernqvist und Siri Hammar. Am 3. August 1963.«

»Ja, ich glaube, ich erinnere mich.«

»Kannst du die Braut beschreiben?«, fragte Rob, bevor er sich wegen eines Hustenanfalls entschuldigte.

Der Mann beschrieb die Frau.

»Und den Bräutigam?«, fragte Karin.

»An ihn erinnere ich mich weniger gut.« Die Antwort des Pastors kam ein wenig zögernd.

»Blond oder dunkel?«, schlug Karin vor.

Der Pastor schüttelte langsam den Kopf und schien zu überlegen.

»Worum geht es?«, fragte er dann.

»Hatte es mit der Trauung geeilt?«, fragte Rob, nachdem er sich geräuspert hatte.

»Soweit ich mich erinnern kann, nein. Wollt ihr nicht sagen, worum es geht, dann kann ich euch vielleicht helfen.« Der Mann verlagerte seinen Blick auf Karin.

»Wir fragen uns, warum das Datum für die Ehefähigkeitsprüfung fehlt«, erwiderte Karin.

»Das ist nicht euer Ernst, seid ihr von Göteborg bis hierher gefahren, nur um das zu fragen? Ja, darauf kann ich auf die Schnelle keine Antwort geben. Außerdem liegt es schon so lange zurück.«

»Wie viele Trauungen wurden vollzogen, bei denen das Datum der Ehefähigkeitsprüfung gefehlt hat?«, fragte Rob.

Der Blick des Mannes flackerte, und er heftete ihn auf eine Putte. Der goldfarbene Engel hing oben an der Wand und schaute auf sie herunter. Der Pastor gedachte doch wohl an einem Ort wie diesem nicht zu lügen?

»Um eins muss ich hier ein Paar trauen.«

Karin schaute auf die Uhr, die ein paar Minuten nach zwölf anzeigte. »Und Ehefähigkeitsprüfung und alles andere sind bei diesem Paar erledigt?«, fragte sie.

»Jaa«, erwiderte der Mann zögernd und zog an seinem Beffchen, als würde es seinen mageren Hals einschnüren.

Karin folgte ihrer Intuition.

»Simon, ich glaube, du erinnerst dich sehr gut. Ich glaube sogar, dass du im Nachhinein recht viel darüber nachgedacht hast. Wir ermitteln in einem Mordfall, und es wäre uns eine große Hilfe, wenn du erzählen könntest, was du weißt.« Karin war sich im Klaren darüber, dass sie etwas übertrieb. Noch konnten sie nicht beweisen, dass Arvid ermordet worden war,

nur, dass man als Todesursache eine Vergiftung festgestellt hatte, aber Simon Nevelius' Reaktion ließ nicht lange auf sich warten.

»Ein Mordfall?«, fragte der Pastor unruhig. Er setzte sich auf die vorderste Kirchenbank und schaute zu Jesus auf, der am Kreuz hing. Dann begann er zu erzählen. Langsam und unsicher. Die Worte landeten schwer auf dem alten Kalksteinboden.

»Natürlich erinnere ich mich«, sagte er seufzend. »Ich erinnere mich daran, als wenn es gestern gewesen wäre. Sie kam ja zu mir, die arme Kleine.«

»Siri«, sagte Rob.

Der Pastor nickte.

»Sie erklärte, der Vater ihres ungeborenen Kindes sei ertrunken und sie stehe nun ganz allein da auf der Welt. Sie fragte, wie Gott den Tod nur erlauben konnte, wo Arvid und sie doch verlobt waren. Sie weinte und war völlig außer sich. Wies ihren Ring vor und fragte, was sie denn nun mit dem Brautkleid machen sollte. Das Mädels kam schließlich aus anständiger Familie. Der Vater besaß eine eigene Firma, und der Mutter hatten die Kinder immer am Herzen gelegen. Sie war eine ungemein schöne Frau, also die Mutter. Feine Züge und eine sanfte Stimme. Die Familie war von Uddevalla nach Göteborg gezogen und wohnte den Sommer über in Marstrand. Drei Kinder, zwei Mädchen und ein Junge. Siri war die Jüngste. Dann verunglückte der Vater. Die Mutter wurde von einem italienischen Geschäftsmann umworben und heiratete ihn. Sie bekamen drei gemeinsame Kinder, für die Kinder aus der ersten Ehe der Frau aber hatte der Mann nicht viel übrig. Sie mussten in jungen Jahren von daheim wegziehen, viel zu jung, wenn ihr mich fragt. Und das Mädels war klein und dünn. Die Marstrander Kirche ließ sie irgendwie noch kleiner

erscheinen, und sie schien an jenem Tag in ihrem dünnen Jäckchen zu frieren.«

Karin nickte, und er fuhr fort.

»Ich wollte ihr so gern helfen. ›Was, wenn wir gestern geheiratet hätten‹, sagte sie. ›Dann stünde ich zwar auch allein auf der Welt da, wäre aber jedenfalls eine ehrbare Frau und das Kind hätte einen Vater.‹ Da kam mir der Gedanke, dass Gott sie vielleicht zu mir gesandt hatte, damit ich ihr helfe. Es stand ja in meiner Macht.«

Karin und Rob überquerten den schotterbedeckten Schlosshof und gingen durch die überwölbte Durchfahrt zum Ausgang. Als der Schutz der Schlossmauern wegfiel, brachte der kalte Wind vom Wasser Karin zum Erschauern. Sie bogen aus dem Parkplatz, fuhren an Läckö Kungsgård vorbei und ließen das schöne weiße, von blauem Wasser umgebene Schloss hinter sich. Karin fühlte sich müde und sentimental und überlegte, was die eben erhaltene Information bedeutete. Nämlich, dass Siri und Arvid nie verheiratet waren.

14.

Eigentlich hatte Karin anrufen und ihre Teilnahme am Weiberessen absagen wollen, aber in letzter Minute überlegte sie es sich anders. Warum eigentlich nicht? Sie blickte sich nach einem Mitbringsel um. Eine Flasche Wein war irgendwie langweilig. Wie so viele Male zuvor fiel ihre Wahl auf Evert Taube. Karin musterte ihre CDs, um zu sehen, auf welche sie verzichten konnte. Ohnehin handelte es sich nur um einen Tag, denn gleich Montag würde sie sich dieselbe wieder besorgen. Da sie kein Geschenkpapier hatte, nahm sie Alufolie und knotete ein geteertes Seilende um das glänzende Päckchen. Der Geruch verbreitete sich im ganzen Boot und katapultierte sie zurück in ihre Kindheitssommer, als sie auf sonnenwarmen Stegen gelegen, Krabben gefischt und den Teergeruch genossen hatte.

Kurz vor sieben klopfte es an den Rumpf.

»Hallo, ich bin Sara. Dein Guide zu dem Essen.«

»Was für ein Service!« Sie verschloss die Luken, machte einen großen Schritt vom Boot zum Anleger und streckte die Hand aus.

»Bist du hier aufgewachsen?«, fragte Karin, während sie den langen Schwimmanleger zum Ufer von Blekebukten hinuntergingen. Im Laufe des Tages hatte man eine ganze Reihe Boote ins Wasser gebracht, und die *Andante* sah nicht mehr ganz so einsam aus. Sara schüttelte den Kopf.

»Mein Mann Tomas stammt von hier. Ich bin eine Auswärtige, du weißt vielleicht, dass man erst in der dritten Ge-

neration zum echten Marstrander wird.« Sie lächelte. »Wie ich gehört habe, hat dich Hanna heute Morgen mit nach Göteborg genommen?«

Karin nickte. Sie hatte auf den Bus gewartet, als ein dunkelblauer Saab 9-5 neben ihr anhielt und eine Frau in ihrem Alter sie fragte, ob sie mitfahren wolle. So war das in kleineren Orten, die Leute halfen einander. Hanna, wie die Frau hieß, erzählte von dem Weiberessen und lud Karin bei der Gelegenheit gleich ein, obwohl sie den Abend nicht selbst ausrichtete.

Sara und Karin überquerten den Parkplatz, der am Ende des Anlegers lag, und gingen dann nach links den kleinen Hang hinauf. Auf dem Hügel lagen schöne Schärenhäuser in Holzarchitektur mit Blick auf das Wasser der Bucht und im Hintergrund die malerische Marstrandsön.

»Hello Sarah«, sagte der junge Mann, der ihnen begegnete. Er hatte einen roten Rucksack umgeschnallt und trug außerdem eine Tasche, die schwer aussah.

»Hello, Markus. Is everything alright?«

»Yes, thank you«, sagte der Mann, der etwas Schwierigkeiten mit dem Th-Laut hatte. Aber was er durch seine Aussprache verlor, machte er durch sein Lächeln wett, ein Lächeln, das besonders für Sara bestimmt schien.

»Going diving?«, fragte Karin. Markus gab keine Antwort. Sara zeigte auf die Tasche.

»Heavy«, erwiderte er, bevor er »you take care now«, an Sara gerichtet, und »bye« zu Karin sagte und weiter zum Hafen hinunterging.

»Ein deutscher Journalist. Wir haben unsere Souterrainwohnung an ihn vermietet. Ein wirklich netter Mensch«, erklärte Sara.

»Und gutaussehend. Will er jetzt zum Tauchen? Ist das nicht wahnsinnig kalt, und kann man abends überhaupt was sehen?«, fragte Karin.

»Keine Ahnung. Ich war nie tauchen, wir müssen jetzt nach links«, gab Sara zur Antwort und wies den Weg.

Der größte Teil der Häuser dieses Gebiets stammte aus der Zeit von 1930 bis 1950, auch wenn an der Bucht hinter der älteren Siedlung neuere Gebäude lagen. Sara bog zwischen Rosenbergsgatan und Malepertsgatan in den Fyrmästargängen ein. Ein blaues Emailleschild am Eckhaus verriet, dass es zum »Wohnviertel Blekebacken« gehörte.

»Dort wohne ich.« Sara zeigte auf das blaue Holzhaus, während sie in die Auffahrt des danebenliegenden Hauses einbogen.

»Ach, ihr seid Nachbarn?«, fragte Karin verwundert.

»Ja«, erwiderte Sara.

»Bist du extra runtergekommen, um mich abzuholen?« Karin war gerührt von so viel Fürsorge.

»Äh, ich brauchte sowieso ein bisschen Bewegung. Ich bin den ganzen Tag nicht draußen gewesen. Komm jetzt.«

Das Haus war eine zweistöckige, gelbe Holzvilla mit einem schönen Steinfundament. Der Garten war nur handtuchgroß, doch in ihm stand ein alter knorriger Apfelbaum, an dessen Zweigen Laternen hingen, die mit flackernd brennenden Kerzen leicht hin und her schwangen. Unter dem Baum saß eine Katze und verfolgte wie hypnotisiert die Bewegungen der Lichter.

»Typisch Lycke«, sagte Sara und zeigte auf den Baum, bevor sie an die Tür der Glasveranda klopfte. Ohne eine Antwort abzuwarten, drückte sie auf die Klinke und rief: »Hallo. Wir sind's, die bestellten Stripper.«

Die Veranda hatte Gipsplatten an den Wänden und einen provisorischen Fußboden. Die Decke bestand aus Holzbret-

tern, die noch nicht gestrichen waren, und die Fenster waren zwar abgedichtet, aber hatten noch keine Rahmen. Im Inneren gab es ungefähr einen Quadratmeter freie Fläche, bevor man auf Ballen von Isoliermaterial stieß, an denen man sich vorbeidrängen musste.

»Sie sind beim Renovieren«, sagte Sara.

Eine blonde Frau in Karins Alter tauchte auf.

»Willkommen! Toll, dass du mitgekommen bist! Ich heiße Lycke.«

Sie wischte ihre Hand an dem Handtuch trocken, das über ihrer Schulter hing, und reichte sie Karin.

»Wir bauen um, entschuldige das Durcheinander.«

Hinter Lycke erschien ein dunkelhaariger Mann in grauer Winterjacke, der nach seiner Kleidung zu urteilen auf dem Weg nach draußen war.

»Hallo, ich heiße Martin. Bin gerade rausgeworfen worden.«

»Mein charmanter Mann will gerade gehen.«

»Ich bin Karin.«

»Nehmt es nicht zu schwer, Mädels. Wenn ihr Langeweile habt, könnt ihr ja schon mal den Dachboden isolieren.«

»Oder?«, sagte Lycke und gab ihrem Mann ein Küsschen. Sie reichte ihm einen kleinen grünen Rucksack, der wie eine Schildkröte aussah. »Windeln, Schlafanzug und Brei.«

»Hast du gedacht, ich hätte das vergessen?«, fragte Martin.

»Ja, aber ich kann mich ja irren«, erwiderte sie.

»Na, okay«, sagte Martin, nahm den Rucksack und verschwand.

»Ich bin ein bisschen im Verzug, also müsst ihr mir helfen, die Garnelen für die Suppe zu schälen«, sagte Lycke.

Sechs Frauen saßen um den Küchentisch, pulten Garnelen und redeten. Eine von ihnen, Therese, fiel sofort auf, da sie ununterbrochen plapperte.

»Tessi, mach mal etwas halblang mit deinen Geschichten, jetzt wo wir Karin dabeihaben, die dich noch nicht kennt«, sagte Lycke.

»Wie läuft's mit dem Haus?«, fragte Sara. »Wir überlegen auch, irgendwas zu tun, um das Obergeschoss besser nutzen zu können. War es schwierig, die Genehmigung für die Erhöhung des Daches, Dachgauben und so zu bekommen?« Lycke öffnete den Mund, um zu antworten, aber Therese kam ihr zuvor. Sie war jetzt zur Hausbauexpertin geworden.

»Was ihr tun dürft und was nicht, entnehmt ihr dem detailierten Bauplan. Da euer Haus nicht unter Bestandsschutz steht, dürft ihr es zum zweistöckigen Haus umbauen, man muss nur auf den Abstand vom Erdboden draußen bis zur oberen, oder war es die untere Balkenschicht, achten. Aber was das Bauamt genehmigt, ist immer sehr willkürlich, ich weiß noch, als Krille und ich umbauen wollten ...«

Obwohl Karin eben erst gekommen war, hatte sie von Therese und ihrem Krille schon genug. Es war ein merkwürdiges Gefühl, so viel von einer Person zu wissen, die man gerade erst fünf Minuten kannte. Dachgauben und Baugenehmigungen lagen von ihrer Wirklichkeit mit dem Boot als Bleibe weit entfernt. Ich bin wie eine Schnecke mit dem Haus auf dem Rücken, dachte Karin. Einerseits gefiel ihr die Vorstellung von einem beweglichen Zuhause, andererseits hatte es auch etwas von Entwurzelung. Sie konnte jederzeit aufbrechen und weitersegeln, es gab nichts, was sie an den Ort band, außer den Leinen, die die *Andante* am Anleger festhielten. Es war halb neun geworden, als Lycke die Suppe das letzte Mal umrührte, den Dill grob hackte, ihn über das Gericht streute und den Topf ins Esszimmer trug.

»Bitte sehr.« Lycke lächelte und gab Annelie die Suppenkelle.

Aus einem Korb, der mit einem karierten Küchenhandtuch bedeckt war, duftete es nach frisch gebackenem Brot. Von dem Wein fühlte sich Karin allmählich ganz benommen. Außerdem hatte sie nichts gegessen, seit sie nach dem Besuch im Schloss Läckö bei McDonald's in Lidköping haltgemacht hatten, was schon eine ganze Weile zurücklag.

»Ich begreife nicht, wie du das schaffst, Lycke«, sagte Annelie. »Auch noch gebacken hast du, was für ein Luxus!«

»Meine Schwiegermutter hätte eine Woche dafür gebraucht. Mal so eben jemanden einladen, geht überhaupt nicht«, sagte Sara.

»Vergiss nicht, dass du von meiner Mutter sprichst«, sagte Annelie, fuhr dann aber fort, »allerdings muss ich dir darin recht geben.«

Sara drehte sich zu Karin um: »Kannst du folgen? Annelie ist die Tochter von Siri und Waldemar. Die hast du ja kennengelernt. Ja, wie du siehst, ist man hier informiert«, sagte sie weiter, als sie Karins verwundertes Gesicht sah. »Diane ist Annelies große Schwester, und Annelie und ich sind Schwägerinnen. Ich bin verheiratet mit Annelies Bruder Tomas.«

Karin nickte und tat, als wischte sie sich eine Schweißperle von der Stirn.

»Wenn ihr so weitermacht, brauche ich noch Papier und Stift«, sagte sie scherzhaft.

»Wo wir nun schon angefangen haben, kann ich auch noch erzählen, dass Lycke mit Martin verheiratet ist, den du gerade getroffen hast. Seine Eltern heißen Per und Anita und wohnen auf der anderen Seite des Wassers. Marstrand ist ja ein kleiner Ort, und die Leute wissen fast alles voneinander«, mischte sich Hanna ein. Sie wirkte sympathisch, und der Schalk saß ihr in den Augen.

»Warte erst, wenn sie damit loslegen, wer hier von wem Cousin und Cousine ist«, sagte Sara.

Karin nickte von neuem. Manchmal geriet sie in knifflige Situationen, wie jetzt gerade, da sie zum Abendessen mit der Tochter und der Schwiegertochter von Leuten zusammensaß, die sie verhört hatte. Besonders, weil sie nun wusste, dass Siri nie mit Arvid verheiratet war.

»Vergiss das jetzt.« Lycke knuffte sie in die Seite, als könnte sie ihre Gedanken lesen.

»Wirklich leckeres Essen und ganz tolles Brot«, sagte Karin in Ermangelung einer besseren Antwort.

»Wie schön! Nimm gern noch mehr.« Lycke lächelte und erhob ihr Weinglas, um ihr zuzuprosten.

Die Kaffeemaschine mahlte dröhnend die Bohnen durch und brühte ganz köstlichen Kaffee. Lycke schäumte die Milch auf, dekorierte die Tassen sorgfältig damit und streute Zimt in Form eines Sterns obenauf. Der Kaffeeduft breitete sich von der Küche ins Esszimmer aus. Nach einer Unterbrechung durch zwei Ehemänner, die am Telefon wissen wollten, wo der Brei beziehungsweise die Schlafanzüge waren, konnten sie den Nachttisch genießen.

Annelie drehte sich zu Karin hin.

»Darf man fragen, wie es mit der polizeilichen Ermittlung vorwärtsgeht?«

»Das darfst du, aber leider kann ich nicht sehr viel sagen«, erwiderte Karin.

»Aha, die Geheimhaltung«, sagte Annelie.

»Na ja, eher, dass es nicht sehr viel zu sagen gibt. Dass es um Arvid Stiernkvist geht, ist ja nicht gerade ein Geheimnis.«

»Die legendäre Familie Stiernkvist.«

Alle Blicke richteten sich auf Lycke.

»Onkel Bruno, ihr wisst schon«, sagte sie, was hier und da mit einem Lachen quittiert wurde.

»Ja, wir wissen, aber Karin hat keine Ahnung. Weißt du, wer Bruno Malmer ist? O Entschuldigung, ich meine natürlich *Professor* Bruno Malmer.« Es war Hanna, die Karin das fragte.

»Nein.« Karin schüttelte den Kopf. »Aber es klingt, als sollte ich ihn kennen.«

»Äh«, sagte Lycke.

»Doch, mach schon, Lycke. Was ist seit dem letzten Mal passiert? Onkel Bruno hat immer gute Geschichten auf Lager.«

»Na okay«, sagte Lycke an Karin gewandt. »Wir nennen ihn Onkel, weil er der Onkel meines Mannes ist. Ich bitte das zu beachten! Nicht mich könnt ihr beschuldigen, mit ihm verwandt zu sein. Wie dem auch sei, Bruno jedenfalls hat sich schon immer maßlos für Geschichte und Archäologie interessiert. Nachdem er in Uppsala Geschichte studiert hatte, bekam er das Angebot, in Schottland, also in Edinburgh, zu unterrichten. Dort kam er in Kontakt mit einem schottischen Marinearchäologen. Zusammen begannen sie mit Nachforschungen nach Schiffen, die der Ostindiska kompaniet gehört hatten und in schottischen Gewässern untergegangen sind. Es gibt mehrere solcher Schiffe, ich besitze tatsächlich Kanonenkugeln von der *Drottningen af Sverige*, ein Geschenk von Onkel Bruno.«

»Darf man denn von Wracks einfach Dinge mitnehmen? Wem gehören die Sachen eigentlich?« Die Frage kam von Hanna.

»Keine Ahnung. Frag Onkel Bruno. Obwohl er das Gesetz manchmal wohl etwas weit auslegt«, erwiderte Lycke.

»Kann ich mir denken«, sagte Annelie und schob sich einen Löffel Eis in den Mund.

Karin sah die Möglichkeit zur Unterbrechung.

»Die legendäre Familie Stiernkvist«, erinnerte sie.

»Genau«, erwiderte Lycke und fuchtelte mit dem Löffel herum. »Das also hat Onkel Bruno erzählt. Während die meisten nichts Negatives über die Nazis zu sagen gewagt hatten, war die Familie Stiernkvist den Juden behilflich gewesen, und zwar vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg. Ich glaube, sie wohnten damals in London, jedenfalls vor Kriegsausbruch. Haben daran sicher auch nicht schlecht verdient, aber ganz allgemein gesehen, glaube ich, dass sie etwas so Ungewöhnliches wie warmherzige und obendrein wohlhabende Leute waren.

Könnt ihr euch das vorstellen? Jüdisches Eigentum wurde einfach beschlagnahmt. Gold, Porzellan, Kunst und Bargeld sowieso. Hier vor der Küste gingen Transporte mit norwegischen Juden vorbei auf dem Weg in die Vernichtungslager, aber auch Schiffe, beladen mit jüdischem Eigentum. Goldschiffe wurden sie genannt.«

Um den Tisch war es mucksmäuschenstill geworden. Die Kerzenflammen flackerten unruhig, allerdings lag das vor allem an Lyckes Atem, die dicht vor ihnen saß. Jetzt senkte sie die Stimme und ließ den Blick auf jeder Einzelnen von ihnen ruhen.

»Es heißt, dass nicht alle Goldschiffe ihr Ziel erreichten, dass einige unterwegs verlorengingen und mit den Schätzen an Bord im Meer versanken. Oder besser gesagt, sie sind keineswegs untergegangen, sondern gekapert worden. Das ist alles, was ich weiß. Sorry, das war nicht gerade ein Partyknaller. Wenn ihr mehr wissen wollt, müsst ihr wohl Onkel Bruno fragen.«

»Wohnt er hier draußen?«, fragte Karin. Die Geschichte hatte sie mitgenommen.

»Er wohnt oben auf Myren«, sagte Hanna und trank einen Schluck Coca-Cola aus ihrem Weinglas.

»Hört mal, es ist noch Nachtsch da«, sagte Lycke. »Wäre super, wenn wir ihn aufessen, sonst nasche ich noch die ganze Woche davon.«

»Myren?«, sagte Karin fragend.

»Eine Reihenhaussiedlung hier auf Koön«, erwiderte Lycke. »Mittendrin liegt ein zugiger roter Bauernhof aus dem 18. Jahrhundert. Dort wohnt Onkel Bruno. Grüß ihn von mir. Er freut sich bestimmt riesig, wenn er jemandem all seine Geschichten erzählen kann.«

Hanna erhob sich und klopfte feierlich gegen ihr Glas.

»Außer, dass ich für das phantastische Essen danken will, habe ich auch eine gute Geschichte zu erzählen; die Tegnér's, ihr wisst, die vooornehme Familie Tegnér, bei der ich vor hundert Jahren Kindermädchen war. Lars, der Vater in dieser Familie, hat sich ja eine neue Frau angeschafft, Sanna, neunzehn Jahre jünger als er. Jedenfalls, als Sanna voriges Jahr dreißig geworden ist, waren wir eingeladen. Nur um es nicht zu vergessen, will ich schnell hinzufügen, dass sie so einen tollen Gullholmenkahn bekam. In Zellophan eingeschlagen und mit einer großen roten Schleife versehen. Es ist anscheinend out, Ohringe zu verschenken ... Ja, unsere ganze kleine Familie hatte es also geschafft, sauber und frisch gebügelt zu der eleganten, frisch renovierten Villa auf Marstrandsön zu kommen.«

»Ach, wie reizend«, sagte Annelie und machte eine vornehme Bewegung mit der Hand und gab ein paar Küsschen in die Luft ab.

»Genau, dann sitze ich da also und habe es tatsächlich richtig nett, als Ida ankommt und mich am Ärmel zupft: ›Mama, es ist was passiert.‹ Ich folge ihr in die Küche, übrigens eine Spezialanfertigung von einer Oruster Tischlerfirma. Kein einziges Standardmaß, so weit das Auge reicht. Dort steht unser Sohn mit schuldbewusstem Gesicht. Hinter ihm

der Feuerlöscher, und einen Meter weiter sehe ich die Diele, die aussieht, als sei sie voller Schnee ...«

Das Lachen nahm kein Ende, als Hanna mit der Schilderung fortfuhr.

»All die Schuhe und Mäntel der Gäste ... ja, ihr kapiert. Außerdem war das im Januar und somit auch der eine oder andere Pelz darunter ... Ich musste also dem Gastgeber erzählen, was passiert war, und er geriet dermaßen aus der Fassung, dass er seine neue Frau Agneta nannte, was ein echter Patzer war, weil das der Name seiner ersten Frau ist ...«

Es war lange her, dass Karin einen so netten Abend verbracht hatte. Zurück an Bord beim Zähneputzen, fing sie sofort wieder an zu lachen, als sie an all die gehörten Geschichten dachte. Lycke machte den Eindruck einer Vorzeigemutter, strahlte Sicherheit und Geborgenheit aus. Karin verspürte einen Stich in der Brust. Sie war als einzige Single gewesen, alle anderen waren verheiratet und hatten Kinder. Einen kurzen Moment fühlte sie sich deprimiert, kinderlos, wie sie nun mal war, bis ihr der Gedanke kam, dass die Tretmühle, in der Sara steckte, auch nichts war, um das man sie beneiden musste. Eines schönen Tages, dachte Karin. Und lieber allein sein als ... wie war das gleich in dem Lied von Susanne Alfvengren? Sie hielt mitten im Zähneputzen inne, und dann fiel es ihr ein. »Einsame Einsamkeit ist besser als Einsamkeit zu zweit.«

Wie vor jedem Tauchgang ließ Markus sein Ritual ablaufen. Er setzte sich an einen abgeschiedenen Ort, in diesem Fall die Bootstoilette, und hörte Musik. Der MP3-Player war klein und rot. Die Farbe der Liebe. Das ließ ihn an Sara denken. In einer anderen Zeit an einem anderen Ort hätten sie beide ein Paar werden können. Die gestohlenen Augenblicke, die sie miteinander erlebt hatten, waren wertvoll, und obwohl sie sich

noch nicht sehr lange kannten, wusste sie mehr über ihn als irgendwer sonst. Sie wusste alles. Denn als sie so dagesessen hatten und die Teile im Puzzle ihrer beider Leben betrachtet hatten, war ihnen klargeworden, dass mehrere davon zusammenpassten. Sie drehten und wendeten die Teile hin und her, lasen die alten Dokumente, die Sara im Keller von Siri und Waldemar gefunden hatte, und glichen sie mit dem ab, was Markus bereits wusste, bis sie schließlich die *Wahrheit* in der Hand hielten.

Mit Saras Hilfe hatte er auch die Vergangenheit seiner Mutter und wie es zu dem Segelunfall gekommen war, ergründen können. Sara erinnerte sich plötzlich an den Ehering, der an dem bewussten Tag vor ein paar Wochen aus Siris Handtasche gefallen war. Sie begriffen, dass sie den finden mussten, und Sara glaubte auch zu wissen, wie vorzugehen war.

Das nervöse Gefühl im Bauch wollte nicht weichen. Er hatte keine Zeit gehabt, die Mail abzuschicken, und er wusste einfach zu viel über die Herrschaften an Bord, als dass es ihnen passen konnte, wenn er wieder heim nach Deutschland fuhr. Sein Vorteil war, dass sie nicht über alles Bescheid wussten, was ihm bekannt war. Sobald sie zurück im Hafen waren, würde er seine Sachen packen und verschwinden, ohne ein Wort darüber zu verlieren, außer zu Sara. Sie würde für immer einen Platz in seinem Herzen einnehmen. Er fragte sich, ob Tomas überhaupt wusste, was für ein Glück er mit ihr hatte. Sollte er jemals heiraten, dann eine Frau ihres Kalibers. Er wünschte, sie hätten sich kennengelernt, bevor sie mit Tomas zusammenkam.

Oben im Cockpit steckte sich Blixten eine Zigarette an und entdeckte die Kamera, die in der wasserdichten roten Tasche auf dem Boden lag. Wo er ging und stand, hatte Markus an-

sonsten die Kamera bei sich, heute Abend aber war er still und zerstreut und hatte sie in der Tasche zurückgelassen.

»Was meint ihr, was er fotografiert hat?«, fragte Blixten.

»Hübsche Miezen? Uns?« Das eine oder andere Lachen ertönte von den Männern an Bord. Der Marstrand-Fjord war in dieser Nacht sehr ungemütlich, und man brauchte das Lachen, um die unruhige Stimmung aufzuhellen. Um sie herum überschlugen sich laut tosend die Wellen.

»Guck mal, da bin ja ich«, sagte einer von ihnen, als sich die Pixel auf dem LCD-Display zu einem Bild gefügt hatten.

»Boote, die Insel, rote Häuser. Typisch für Deutsche, solche Bilder zu machen. Sie sind richtig verliebt in diese roten Hütten.«

Er klickte sich durch die Aufnahmen und wollte den Apparat nach dem siebten roten Haus gerade weglegen.

»Teufel, was ist das?«, sagte er und tippte dem Bootskapitän auf den Rücken.

»Sieh dir das an.«

Das Foto war unter Wasser aufgenommen und zeigte eine auf der Seite liegende Kiste am Meeresboden. Zwei Zeichen schmückten ihren Deckel, außer den vielen Seepocken.

»Verdammt noch mal. Es hat also gestimmt. Die haben hier die ganze Zeit gelegen, und wir haben sie sogar gefunden. Nur, dass unser deutscher Freund vergessen hat, uns das zu erzählen. Möchte wissen, warum.«

»Mann, was machen wir jetzt?«

»Lass ihn tauchen. Tief und lange. Richtig lange. Ein Unglück passiert so leicht.« Er schaltete die Kamera aus und steckte sie wieder in die Tasche auf dem Boden. Er glich einem Piratenkapitän, als er da an Bord stand. In dieser Situation war ein Verräter verhängnisvoll. Man musste deutlich zeigen, was mit einem solchen passierte. Er übergab das Steuer und holte den Bolzenschneider vor, den sie zum

Durchtrennen von Eisenketten benutzten. Den übergab er Mollstedt, beugte sich zu ihm und sagte ihm leise etwas ins Ohr. Mollstedt nickte.

Markus hörte in seinem MP3-Player ein Stück klassischer Musik. Das tat er gewöhnlich, um seine Nerven zu beruhigen, aber aus irgendeinem Grund funktionierte das schlechter als sonst. Er schaltete die Musik aus und wickelte das Kopfhörerkabel auf. Dann steckte er das Ganze in die Brusttasche des Unteranzugs, zog den Reißverschluss des Trockenanzugs bis zum Kinn hoch und verließ die Toilette.

»So, jetzt sind wir da. Dort haben wir das Wrack«, sagte der Mann am Steuer und zeigte auf den erleuchteten Schirm. »Ich glaube, für heute ist das der letzte Tauchgang.« Er warf einen Blick auf seine Uhr.

Die beiden Taucher machten sich bereit. Die Schwimmflossen sträubten sich, als Markus sie anlegen wollte. Schließlich kam ihm Mollstedt zu Hilfe. Markus spuckte in die Taucherbrille, setzte sie auf und zog zum Schluss die Handschuhe über, bevor er im dunklen Wasser verschwand. Die Männer an Bord nickten einander diskret zu, ohne etwas zu sagen. Wie aus Protest gegen ihre Pläne brachte das Wasser das Boot zum Schaukeln. Genug unschuldige Seelen hatten ihr Leben um die Pater-Noster-Schären verloren. Nach Markus begab sich Mollstedt hinunter, den Bolzenschneider fest im Griff.

Pater Noster, 1963

Er lächelte ihr zu, bevor er sich mit einem Jammerlaut erneut zusammenkrümmte und übergab. Arvid ging es so schlecht, dass sie draußen bei Vater auf Hamneskär hatten bleiben müssen – in der Hoffnung, er würde sich wieder erholen.

Von dem Augenblick an, als Elin über Bord gefallen war, hatte sich alles wie im Nebel abgespielt. Sie wusste, dass sie geschwommen war, bis sie glaubte, keine Kraft mehr zu haben, sie erinnerte sich an den Geschmack von Salzwasser und Blut im Mund, und da, genau da hatten sie ein paar starke Arme gepackt und an Bord gezogen. Die Bootskaute war hart und schlug gegen ihren Ellenbogen. Sie öffnete die Augen, als man sie auf dem Boot niederlegte. Arvid lag dicht neben ihr. Am Ruder stand ihr Bruder, Karl-Axel, und steuerte den Kahn mit konzentrierter Miene.

Ganze vierundzwanzig Stunden waren nun seit der Segeltour vergangen. Arvids Atmung klang jetzt anders, dünner, als würde die Luft nicht bis in die Lungen dringen und die alte Luft nicht mehr nach draußen gelangen.

»Atme! Arvid, du musst atmen!« In der Hoffnung, dass man ihre Verzweiflung so nicht hörte, flüsterte Elin. Sie legte sich neben ihn, hob seinen Kopf an, um ihn auf ihren Arm zu legen. Dann machte sie ihre Kehle frei und begann vorsichtig zu summen, »Nocturne«, das Lied, das Arvid ihrem noch ungeborenen Kind so häufig vorgesungen hatte. Erst nach einer Weile konnte sie sich so weit zusammennehmen, dass sie den Text herausbrachte.

...

*Schlafe, mein Freund! Die Nacht bricht an.
Liebe behütet dich, zärtlich und still.*

...

Sie küsste ihn und strich ihm übers Haar. Dann legte sie seine Hand auf ihren Bauch, sie meinte ein Lächeln auf seinen Lippen zu erkennen. Sie liebte die schöne Kontur seines Amorbogens. Dann holte er Luft und atmete zum letzten Mal aus. Sanft und still. Sie erinnerte sich, dass er gesagt hatte, mit

ihr zusammen sei ihm, als könne er ausatmen und brauche nie wieder einzuatmen. Das war damals, als sie sich das erste Mal bei »Bräutigams« getroffen hatten. Ein weicher Tritt kam von innen, als wollte auch das Kind dort drinnen Abschied nehmen.

Der Arzt, den sie gerufen hatten, konnte nichts tun, außer zu warnen. Vor den dunklen Kräften, über die viele Bescheid wussten, aber nur wenige sprachen. Wenn diese Kräfte sich an einer hochgeachteten Person wie Arvid Stiernkvist vergreifen konnten, was würden sie dann erst mit ihr tun. Im Augenblick galten beide als vermisst. Erling, der Arzt, ein guter Freund ihres Bruders, meinte, Elin hätte dadurch eine Wahl. Nur wenige wussten, dass sie nicht nur Arvids Begleitung war, sondern seine Seelenverwandte und Frau, und dass ihr gemeinsames Kind in ihrem Leib heranwuchs.

Tränen liefen ihr über die Wangen, und ihr schien, als würde ihr Herz vor Qual zerspringen, als sie ihm den Schal um den Hals band und ihm die Decke bis unters Kinn zog, damit er nicht zu frieren brauchte. Erling nahm ihre Hand in die seine und versprach, die Ereignisse des Tages für sich zu behalten. Was er niemandem sagte, war, dass er ein paar Proben zur Analyse mitnahm. Wenn schon nicht anders, wollte er die Todesursache wenigstens für sich selbst feststellen. Er ahnte damals wohl kaum, wie sehr seine Analysen ihm viel später von Nutzen sein würden.

Die Männer an der Tür warteten auf sie. Es war höchste Zeit zu gehen. Sie drehte sich ein letztes Mal um und winkte. Sie brachte es nicht fertig, Lebewohl zu sagen, sondern flüsterte: »Wir sehen uns bald wieder, und bis dahin werde ich jede einzelne Minute zählen.«

15.

Der rasche Temperaturwechsel der Nacht hatte für dichten Nebel gesorgt, der die gesamte Westküste während der Morgenstunden einhüllte. So war es häufig im Frühjahr, bevor das Wasser sich erwärmte. Alle Geräusche und alles Licht wurden von der feuchten, weißen Waschküche absorbiert. Es schien, als wären all die kleinen Holzhäuser in dicke Decken gewickelt, so wie man zerbrechliche Gläser sorgfältig in Seidenpapier hüllt, um sie für den Umzug zu verpacken. Obwohl der Sund zwischen Koön und Marstrandsön nur schmal war, konnte man von der einen Seite nicht zur anderen blicken.

Siri betrachtete erstaunt den jungen Mann, der die Haustür von Per und Anita für sie beide aufhielt. Verschwunden war der Bauleiter in Arbeitskleidung. Vor ihr stand ein frischrasierter, braungebrannter Mann in blauem Hugo-Boss-Hemd. Er duftete frisch nach Seife. Roland nahm ihr den Mantel ab und hängte ihn in dem braunen Flurschrank auf einen Bügel. Per und Waldemar saßen bereits am Tisch, als Siri und Roland hereinkamen. Roland zog einen Stuhl für sie zurück, und als sie sich setzte, schob er ihn wieder an den Tisch. Dann nahm er ihr gegenüber Platz und zog das Gummiband von der Rolle mit den Bauplänen.

»Willkommen, wirklich schön, euch alle zu sehen«, sagte Per. »Ja, Roland, am besten fängst du gleich an.«

Rolands Hände bewegten sich über die Zeichnungen von den Wohnhäusern und Nebengebäuden auf Pater Noster.

Sie mussten einen Beschluss fassen, wie sie weiter vorgehen sollten. Der Fund im Vorratskeller und die Anwesenheit der Polizei auf der Insel hatten die Arbeit um schätzungsweise zwei Wochen verzögert. Roland war die Pläne durchgegangen, um zu sehen, was noch an Arbeit zu erledigen war. Er breitete ein neues Papier auf den Zeichnungen aus. Es war ein Ablaufdiagramm, das zeigte, was noch zu tun war und in welcher Reihenfolge die Arbeiten erfolgen mussten. Man würde die Männer bestimmt dazu bringen, die verlorene Zeit wieder aufzuholen, wenn er die Wochenenden nutzen und sich zwei Schweden als Ersatz für die beiden heimgefahrenen Polen aussuchen konnte. Per nickte, das war eine gute Idee.

Das Treffen hatte sich in die Länge gezogen, aber das war egal. Siri fühlte sich in Rolands Anwesenheit wohl, das musste sie sich letztlich eingestehen. Er wirkte so stark. Ihre Blicke trafen sich eine Sekunde zu lange, bevor Siri die Augen senkte.

Anita nahm an dem Treffen nicht teil. Ihr Urteil über Siri und Waldemar stand seit langem fest, und sie wollte nicht mehr als nötig mit ihnen zu tun haben. Siri hatte Anita stolz berichtet, dass sie ihrer Tochter eine Brustoperation bezahlt hatte, denn schließlich hätte sie selbst drei Kinder geboren und wüsste, was das mit dem Körper machte. Jetzt hätte sie der Tochter das geben können, was ihr selbst verwehrt geblieben war. Wenn Siri von ihrer Tochter sprach, meinte sie immer Diane, obwohl sie eigentlich zwei Töchter hatte. Annelie zählte einfach nicht auf dieselbe Art. Anita fand das völlig unfassbar. Wenn jemand etwas auf dem Kasten hatte, dann war das Annelie. Sie besaß ein akademisches Examen und hatte sich auf eigene Faust nach oben gekämpft. Wenn Diane irgendwas hatte, dachte man wohl zuallerletzt an ihren Kopf. Anita hörte einen Schrei, und dann kam Siri in die Küche gestürzt.

»Meine Armani-Hose!«

Sie hatte eine Serviette in der Hand und rieb an dem Kleidungsstück.

»Ich habe mir Kaffee auf die Jeans gekippt. Das wäre ja nicht weiter schlimm, wenn es nicht gerade meine Armani wäre. Natürlich könnte ich mir eine neue kaufen, aber gerade dieses Modell war so schwer zu bekommen. Hoffentlich bleibt kein Fleck zurück.«

»Ich glaube fast, du musst die Hose ausziehen. Einen Moment, ich schau mal nach, ob ich was finde, das ich dir ausborgen kann«, sagte Anita. Siri wirkte entsetzt bei dem Gedanken, eine von Anitas Hosen anziehen zu müssen.

Anita ging ihre Sachen durch, bis sie etwas fand, das garantiert zu eng für Siri war. Sie lächelte, als sie den Bügel herausnahm. Falls Siri Schwierigkeiten mit dem Atmen bekäme, würde das die Zusammenkunft zügiger beenden. Siri sah unentschlossen aus, bedankte sich aber für die Leihgabe.

»Für die Wiedereinweihung von Pater Noster habe ich mir ein neues Kostüm und einen Hut mit breiter Krempe gekauft«, verriet sie noch, bevor sie zum Umziehen auf die Gästetoilette verschwand.

Anita hatte keine Lust, auf das Ende der Zusammenkunft zu warten, während der Tag immer weiter voranschritt. Die Uhr zeigte bereits elf, als sie bei ihrer Schwiegertochter Lycke anrief. Der Name, der Glück bedeutete, passte normalerweise außerordentlich gut zu der jungen Frau. Martin hätte keine bessere Eehälfte finden können, und für sie beide war sie die Tochter geworden, die Per und sie nie bekommen hatten. Anita glaubte auch, dass Lycke es genauso empfand, jedenfalls hoffte sie das. Sie wusste, wie viel Lycke momentan um die Ohren hatte, ein Haus, in dem alles drunter und drüber ging, ein Kind zu versorgen und obendrein noch ihre Vollzeitarbeit. Martin benutzte jede freie Minute zum Bauen, und

Anita versuchte Lycke auf jede erdenkliche Weise zu unterstützen, ging einkaufen, kochte und kümmerte sich um Walter. Das war kein Opfer von ihrer Seite, und außerdem war die Schwiegertochter unendlich dankbar.

Zehn Minuten später stand Anita auf der Fähre, die durch den milchigweißen Nebel nach Koön hinübergliitt. Lycke erwartete sie vor dem Konsum. Walter, der neben dem Kinderwagen lief, kam angerannt, und Anita ging in die Hocke, damit er ihr die warmen Ärmchen um den Hals schlingen konnte.

»Oma! Tach, Oma!«

»Tag, Walter! Hattest du Sehnsucht nach Oma? Wollen wir spazieren gehen?«

»Hallo, Süße. Wie geht's?«, fragte Anita und umarmte Lycke.

»So lala, wenn ich ehrlich sein soll. Schon einen ganzen Monat blockiert das Isoliermaterial die Veranda. Ich hab es langsam satt, mich da mit Kindern und Einkaufstüten vorbeizudrängen. Ach entschuldige, ich wollte nicht jammern!«

»Das macht doch nichts«, sagte Anita. »Ich habe doch gefragt, und manchmal muss man jammern.«

»Gestern Abend hab ich ein Weiberessen gegeben, und das hat unheimlich Spaß gemacht, es war schon so lange her, dass wir uns alle gesehen hatten.«

»Na toll! Wer war denn da?«, fragte Anita.

Lycke berichtete von dem Abend und auch, wie sie auf Onkel Bruno gekommen waren.

»Es ist ziemlich lange her, dass ich ihn besucht habe. Ich glaube, Per ist auch eine ganze Zeit nicht dort gewesen. Was hältst du davon, wenn wir hingehen und nachschauen, ob er zu Hause ist?«, fragte Anita.

»Walter hat gerade gegessen, und er wird wohl bald im Wagen einschlafen, also kommen wir gern mit. Ich habe üb-

rigens von eurer Schatzsuche gehört. Das klingt ja wahnsinnig spannend. Wie läuft's damit?«

»Es kommt uns vor, als wären wir frischverliebt«, erklärte die Schwiegermutter freimütig.

»Das ist dir anzusehen«, sagte Lycke. »Gibt es wirklich einen Schatz? Ich meine, was könnte das sein?«

»Keine Ahnung, aber irgendwie spielt das keine so große Rolle«, erwiderte Anita lächelnd.

»Guten Tag, Marta«, sagte sie dann über den weißen Gartenzaun der Schlossstraße 8B. »Wie geht's dir?«

»Ach danke. Das Unkraut sprießt«, antwortete Marta, die in einem Beet stand, ein Tuch um den Kopf, an den Füßen Gummistiefel, und eine Hacke schwang. Sie griff sich an den Rücken. »Aber es ist schön, dass der Frühling endlich kommt. Seltsam, aber manche Winter scheinen länger als andere zu sein.«

»Ja, wir wollen hoffen, dass es mit der Kälte jetzt vorbei ist«, entgegnete Anita.

»Sieh mal, meine Osterglocken kommen schon.« Marta zeigte auf das gesäuberte Beet. Archimedes rieb sich an ihren Beinen, streckte sich auf einer der Schieferplatten aus und leckte sich die Pfoten, ohne sein Frauchen aus den Augen zu lassen.

»Der Nebel ist immer ein Zeichen dafür, dass der Frühling im Anzug ist. Per muss heute Abend nach London, und dort waren es schon 18°. Wir wollen hoffen, dass die Wärme zu uns herzieht«, sagte Anita, bevor sie winkend weitergingen.

»Mama, warum scheint die Sonne«, fragte Walter.

»Oje«, sagte Anita an Lyckes Stelle, »ja, warum.«

»Oma, warum ist der Himmel blau?«

Lycke lachte.

»Da hat man an der Uni nun all diese Scheine gemacht und kann doch nicht auf so wichtige Fragen antworten.«

Sie waren die Slottsgatan bis zur Fredrik Bagges gata hinuntergegangen und bogen jetzt nach links ab. Die Pflastersteine wechselten auf der langen Strecke zu glattem Straßenbelag, weil einer den Beschluss gefasst hatte, das alte Pflaster mit Asphalt zu überdecken, statt es reparieren zu lassen. Das Wasser vom Muskeviken versuchte zu glitzern, aber der Nebel verhinderte effektiv, dass die Sonnenstrahlen hinunterdrangen. Von ihrem Spazierweg entlang der Bucht ließen sich nicht einmal die Bootsanleger ausmachen, obwohl sie kaum mehr als dreißig Meter entfernt waren.

Walter hatte genug vom Laufen und gähnte heftig. Anita hob ihn in den Wagen und klappte die Rückenlehne nach hinten. Dann deckte sie ihn sorgfältig mit der hellblauen Fleecedecke zu.

»Wir haben unser Märzbaden noch nicht geschafft«, berichtete Lycke. »Eigentlich müsste ich es heute machen, da kein Wind ist. Aber im Nebel zu baden, ist so öde. Dann lieber bei eisigem Wind, aber strahlendem Sonnenschein.«

Sara und Lycke badeten mindestens einmal im Monat, das ganze Jahr über. Ein rascher Spaziergang und ein Sprung ins Wasser. Im Winter kürzer als im Sommerhalbjahr. Lycke trug immer schon den Bikini unter der Kleidung. Im Bikini, aber mit der Mütze auf dem Kopf zu baden, war ziemlich ausgefallen, und die Vorbeigehenden, die das sahen, blieben stehen und schüttelten sich, obwohl sie dick eingemummelt waren, bevor sie aufmunternde Kommentare hören ließen oder sie für komplett wahnsinnig erklärten.

»Heb dir das Baden für Sara auf«, sagte Anita und steckte Walter, dem schon die Augen zufielen, den Schnuller in den Mund. Sie streichelte ihrem Enkel die Wange.

»Omas lieber kleiner Junge.«

Karin tauchte aus dem Nebel auf. Lycke legte einen Finger auf den Mund und zeigte auf den Wagen.

Karin zeigte durch ein Nicken, dass sie verstanden habe.

»Hallo, danke für gestern, es war toll«, flüsterte sie.

»Du wolltest doch Bruno Malmer treffen«, sagte Lycke.

»Wir sind auf dem Weg zu ihm. Komm einfach mit!«

Onkel Brunos roter Hof aus dem achtzehnten Jahrhundert lag mitten zwischen ziemlich neuen Reihenhäusern, gleich neben einem Spielplatz. Glücklicherweise schlief Walter, sonst wären sie nicht daran vorbeigekommen, ohne mehrere Runden auf Schaukel und Rutsche zu absolvieren. Onkel Bruno freute sich über den Besuch und setzte sofort Kaffee auf.

»Immer hereinspaziert«, sagte er mit weit ausholenden Bewegungen und wandte sich dann an Karin.

»Wir haben uns bestimmt noch nicht kennengelernt.«

Es war ein gutes Gefühl, dass Lycke sie in erster Linie als Freundin und dann erst als Polizistin vorstellte. Der Mann hatte nicht nur einen Bart, sondern auch einen imponierenden Schnurrbart, der gewirbelt und an den Enden sogar gewachsen war. Er trug ein Paar abgewetzte braune Hosen mit ausgebeulten Knien und ein Polohemd unter der Tweedjacke. Ein kürzlich heimgekehrter Entdeckungsreisender könnte die freundliche Beschreibung lauten oder ein Wissenschaftler vom Beginn des vorigen Jahrhunderts.

Es roch nach vergangenen Zeiten und ein wenig muffig, Wärme war in der Küche auch nicht gerade zu spüren. Onkel Bruno öffnete die Tür zu einem Zimmer mit bedeutend angenehmerer Temperatur. Ein Feuer brannte in einem alten weißen Kachelofen und versuchte mit der Zugluft über den schönen breiten Dielen Schritt zu halten, auf denen jede Generation ihre Spuren hinterlassen hatte. Bruno lehnte jede Hilfe ab, räumte den Tisch frei, auf dem eine Menge aufgeschlagener Bücher, Seekarten und Notizen lagen, und bat sie, sich auf das antike Karl-Johan-Sofa zu setzen. Eine Weile stand er mit all

den Büchern und Papieren im Arm da und sah sich nach einem geeigneten Platz um, bis er das Ganze schließlich auf einem Tischchen am Fenster ablegte. Die Seekarten rollten sich sofort zusammen und kullerten zu Boden. Durch die starke Zugluft wurden sie weitergeweht, bis die Kante des Flickenteppichs sie schließlich stoppte.

Karin sah sich fasziniert im Zimmer um. Die Wände waren mit Gemälden bedeckt, darauf meist Meeresmotive. Zwischen den Rahmen schaute eine ungleichmäßig ausgeblichene Tapete hervor, die erkennen ließ, dass die Bilder nicht immer wie heute gehangen hatten. Dem Kachelofen gegenüber erstreckte sich ein niedriges weißes Bücherregal. Es war mit Folianten vollgestopft, und die ehemals dazugehörigen Glas-türen lehnten hinter dem Sofa an der Wand. Das Bücherregal passte überhaupt nicht zum Sofa oder zu irgendeinem der Tische. Alle Möbel waren für sich genommen schön, aber erzeugten, im selben Raum platziert, einen lustigen Eindruck. Karin hatte durch ihren Job alle möglichen Wohnungen besucht, aber Onkel Brunos Behausung war wie er selbst eine Klasse für sich.

Bruno hatte keine Milch im Haus, also musste der Kaffee schwarz getrunken werden, und schwarz war er weiß Gott. Karin war fast verwundert, dass das Getränk nicht auf die weiße Tasse abfärbte, und ausnahmsweise einmal dankbar, dass sie nur eine Tasse und keinen großen Pott bekommen hatte. Zwar stand Kaffeesahne auf dem Tisch, aber ein Blick auf das weit überschrittene Haltbarkeitsdatum und der suspekte Geruch des Inhalts ließen sie darauf verzichten. Anita schüttelte vorsichtig den Kopf, als Karin nach einem Gebäckstück griff, und als sie hineinbiss, verstand sie, warum. Mit etwas Kaffee im Mund ließ sich der trockene Hefeklotz aufweichen, so dass sie ihn wenigstens kauen konnte.

Lycke erzählte Onkel Bruno, dass Karin eine ganze Menge gesegelt war, aber er schien kaum hinzuhören, und erst als Karin selbst schilderte, dass sie mit ihrem Boot außer in Norwegen und Dänemark auch in Schottland, auf den Shetland-Inseln, den Orkney-Inseln, den Äußeren und Inneren Hebriden, Nordirland und Sankt Kilda vor der schottischen Westküste gewesen war, zeigte er echtes Interesse.

»Schottland ...«, sagte er, und sein Blick wirkte träumerisch. Karin verstand ihn. Bruno stopfte sich umständlich eine Pfeife, wobei er von seinen Funden um die Shetland-Inseln und von den Ostindienfahrern berichtete.

»Nach einem der Wracks habe ich achtzehn Jahre lang gesucht. Stellt euch das mal vor! Fast zwei Jahrzehnte.«

Karin nickte und versuchte noch einen Schluck von dem Kaffee zu nehmen.

»Vielleicht war der ja ein bisschen stark?« Mit einem Streichholz steckte sich Bruno die Pfeife an. Milder Tabakrauch stieg in kleinen Wölkchen auf, breitete sich im Zimmer aus und wirbelte dank der guten Ventilation rasch davon.

»Ja, ich habe ein kleines Cottage auf den Shetland-Inseln.« Für diejenigen, die wider Erwarten nicht wissen sollten, wo die Inseln lagen, deutete er mit der Hand auf den Globus, der auf dem Fußboden stand.

»Nördlich von Schottland und der norwegischen Küste näher, als man glaubt«, sagte er und sog an der schön geschnitzten Pfeife.

»Ich hatte eigentlich schon alles zusammengepackt und das Haus für den Winter dichtgemacht. Mit den Herbststürmen auf Out Skerries ist nicht zu scherzen. Das liegt weit im Osten der Inseln, so dicht an Norwegen, wie man nur kommen kann.« Karin war die Einzige, die es bestätigte.

»Ich bin auch dort gewesen. Unglaubliche Gegend.«

Bruno nickte anerkennend.

»Outstanding, remarkable«, sagte er mit so viel schottischer Aussprache, wie er zustande brachte. Zusammen mit den Worten drang Rauch aus seinem Mund.

»Jedenfalls, ein Freund hatte einen total neuen Hummerkorb verloren. Ich versprach ihm, danach zu tauchen, und dabei entdeckte ich ganz zufällig das Wrack. Beim allerletzten Tauchgang der Saison.«

»Und den Hummerkorb? Hast du den gefunden?«, fragte Lycke, nachdem sie ihr Gebäckstück vorsichtig in einer Serviette hatte verschwinden lassen.

Bruno starrte sie an, als sei sie komplett verrückt. Mann, wen kümmert wohl ein Hummerkorb, wenn man gerade ein Schiff, einen fast zwei Jahrzehnte gesuchten Ostindienfahrer gefunden hat? Er wandte sich stattdessen Karin zu, die sich in den Bann ziehen ließ. Die Umgebung trug wahrhaftig dazu bei. Große graue und kleinere blaue Tontöpfe standen mit knorrigen, aber erstaunlich lebendigen Pelargonien im Fenster. Karin meinte zu wissen, dass solche Gefäße einst Tee enthielten, der im 18. Jahrhundert aus China importiert worden war. Aber völlig sicher war sie sich da nicht.

Onkel Bruno weilte noch immer auf seinen Inseln.

»Mehrere der dort Ansässigen hatten erzählt, dass man nach Stürmen manchmal Silbermünzen fand, die im Felsboden festklemmten. Wie sich dann herausstellte, befand sich eine Kiste mit Silbermünzen an Bord des Schiffes. Der Deckel war seit langem verschwunden, und bei jedem heftigen Sturm waren ein paar Münzen aufgewirbelt worden. Nun liegt der Schatz im Museum von Lerwick.« Er suchte einen schwarzweißen Zeitungsausschnitt der *Shetland Times* heraus und reichte ihn Karin.

Am Ende unterbrach ihn Lycke.

»Karin ist an den Goldschiffen und der Familie Stiernkvist interessiert.«

Onkel Bruno stieß ein paar Rauchwolken aus, bevor er fragte: »Die Ermittlung auf Pater Noster, ich meine, Hamneskär, hast du damit zu tun?«

Karin nickte.

»Ist es tatsächlich Arvid Stiernkvist, den ihr dort gefunden habt?«, fragte er.

Karin bestätigte, dass dem vermutlich so war.

»Herrgott, wie ist er denn nur dort gelandet?«, fuhr er fort.

»Eine wirklich gute Frage. Wenn du irgendeine Idee hast, nehmen wir sie dankbar entgegen.«

»Aha, so steht's. Eingemauert war er, habe ich gehört.«

Karin sah keinen Grund, mit Informationen hinterm Berg zu halten, die offenbar bereits in der Gegend kursierten, und sie bestätigte, wie man Arvid Stiernkvist auf Hamneskär gefunden hatte, eingemauert im dortigen Vorratskeller.

»Der Ärmste.«

»Es ist nicht sicher, dass er gelebt hat, als er eingemauert wurde«, sagte Karin.

»Du meinst, er war schon tot?«

»Wir wissen es nicht. Lycke hat von den Goldschiffen und der Familie Stiernkvist erzählt und gesagt, du seiest die richtige Person, mit der wir darüber reden sollten.« Karin versuchte Informationen zu erhalten, anstatt selbst die Rolle des Berichterstatters zu übernehmen.

»Die Goldschiffe, ja, und die Familie Stiernkvist. Wie viel ist dir bekannt, und was willst du wissen?«

»Alles. Ich möchte gern alles erfahren, was du weißt.« Karin hörte selbst, wie aufgeregt ihre Stimme klang, aber Onkel Bruno lächelte.

»Die Familie Stiernkvist besaß eine Firma, die Transporte übernahm. Gilbert, der Vater, hatte sie in England gegründet, und die Söhne führten sie weiter, nachdem die Familie nach Schweden gezogen war. Die Mutter war schließlich Schwe-

din, stammte aus Lysekil, meine ich mich zu erinnern. Gilbert hatte ebenfalls schwedisches Blut in den Adern, deshalb hieß die Familie auch Stiernkvist. Aber dann kam der Krieg, und die Schwedische Reichsbank schickte ihre Goldbarren außer Landes. Für den Fall, dass Schweden in die falschen Hände geraten sollte, wollte man die Goldreserven außer Reichweite des Feindes wissen.«

»Wo hat man sie hingeschickt?«, fragte Karin.

»Schon das allein ist eine gute Geschichte, denn die Goldbarren wurden mit dem Auto von Stockholm den ganzen Weg bis ins norwegische Bergen transportiert. Dort angekommen, wurde das Gold auf schwedische Schiffe verladen und nach New York gebracht. Kannst du dir das vorstellen? Nicht viele konnten davon gewusst haben.«

Karin nickte.

»Und sind das die Schiffe, die man Goldschiffe nennt?«

»Ja und nein. Es gibt zwei Sorten Goldschiffe. Die Firma Stiernkvist hatte die Verantwortung für den Transport der schwedischen Goldreserven. Diese Schiffe, die also das Gold nach Übersee brachten, wurden zwar Goldschiffe genannt, aber es gab auch noch eine andere Sorte, und an die denke ich in erster Linie. Viele der jüdischen Familien waren vermögend, und als man sie in die Vernichtungslager schickte, haben die Nazis dafür gesorgt, dass ihr Hab und Gut beschlagnahmt wurde. Alles, angefangen von Porzellan, Kunst und Möbeln bis zu Schmuck und Bankguthaben. Ringe und Schmuck wurden eingeschmolzen und zu anonymen Barren mit legitimen Stempeln umgeformt. Dieses geraubte jüdische Gold ging ebenfalls auf Transport, unter anderem auf dem Seeweg, und das ist die andere Sorte Goldschiffe.

Auch wenn die schwedische Regierung etwas anderes behauptet, so haben wir doch Handel mit den Deutschen getrieben und bekamen es unter anderem in Gold bezahlt. Es heißt,

dass einige dieser Schiffe verschwanden. Ich kann mich nicht erinnern, dass auch nur ein einziges der verschwundenen Fahrzeuge je gefunden wurde. Allerdings ist vieles sicher vertuscht worden. Hast du vom Melmer-Zug und dem Nazi-gold gehört?« Karin konnte gerade noch den Kopf schütteln, da redete Onkel Bruno schon weiter, intensiv im Erzählen und mit großer Präsenz.

Drei Stunden waren sie bei ihm geblieben. Walter wachte in seinem Wagen vor dem Haus auf, und Lycke ging hinaus, um nach ihm zu sehen. Mit dem Eindruck, wirklich bereichert worden zu sein, bückte sich auch Karin und begab sich durch die niedrige Türöffnung nach draußen.

»Anita! Wo es mir gerade einfällt, warte einen Augenblick.« Die alte dicke Bohlentür knarrte, als Bruno wieder ins Haus ging. Es klang, als polterte etwas zu Boden, und sie hörten ihn fluchen, bevor er mit einem Buch in der Hand zurückkehrte.

»Hier. Ich hatte es mir von euch geborgt ... tja, das war bestimmt vor fünf Jahren. Ihr müsst entschuldigen, aber ich hatte es total vergessen.«

»Ach ja?«, sagte Anita fragend, aber als sie das in Leder gebundene Buch sah, veränderte sich ihre Miene. Sie strich mit der Hand über den Einband, bevor sie die erste Seite aufschlug.

Anita & Per

*May the hills rise to meet you, and may you always have the
wind in your back.*

*Die allerherzlichsten Glückwünsche zum Tag Eurer Hochzeit!
Liebe Grüße Karl-Axel*

»Was ist das?«, fragte Lycke.

»Ein Logbuch«, erwiderte Anita zögernd. »Wir haben es von Karl-Axel Strömmer zur Hochzeit bekommen. Das hatte ich vergessen.«

»Strömmer, ja«, sagte Bruno. »Da hast du noch eine faszinierende Familie, Karin. Axel Strömmer war Leuchtturmmeister auf Pater Noster. Es gibt da eine alte Geschichte, dass seine Kinder, Karl-Axel und Elin, die Deutschen um zwei Goldschiffe gebracht haben, also, dass sie zwei ganze Goldschiffe ergattert haben. Arvid soll auch daran beteiligt gewesen sein.«

In Brunos Haus klingelte ein Telefon.

»Ja, das Gold ist nie wiedergefunden worden, und zur selben Zeit verschwanden Arvid und Elin. Aber ich weiß nicht, man erzählt ja so viele Geschichten«, sagte er und hob die Hand zum Abschied, bevor er hineinging, um den Hörer abzunehmen.

Oslo, Dezember 1963

Es war ein nasskalter Abend, und sie war unterwegs von der Arbeit nach Hause. Ihre Beine waren bleischwer, und die Stiefel saßen eng um ihre geschwollenen Füße. Sie konnte fühlen, wie das Blut pulsierte, und ihre Füße, die im Restaurant den ganzen Abend hin und her getrabt waren, baten um Ruhe und dass man sie aus dem Ledergefängnis entlasse.

Der Weg durch den Schlosspark war kürzer, und sie schaute sich um, bevor sie eilig zwischen den reich dekorierten Laternen entlanglief. Es war nicht der beste Weg, den eine Frau ohne Begleitung am Abend nehmen konnte.

Ein Stück vor ihr lag eine Gestalt auf der Erde. Als Elin näher kam, sah sie, dass es eine Frau war. Sie gab keine Ant-

wort und hob nur kurz die Lider, als Elin ihr die Hand auf die bleiche Stirn legte. Die Frau war stark unterkühlt und kaum bei sich. Ihr eines Bein lag in einem unnatürlichen Winkel, und sie jammerte, als Elin es berührte. Elin schaute sich auf den leeren Parkwegen um, sprach beruhigend auf die Frau ein und erklärte, dass sie Hilfe holen würde. Sie zog ihren Mantel aus und breitete ihn über die Gefallene, während sie versicherte, gleich wieder zurück zu sein. Dann rannte sie, so schnell sie konnte, zur Straße.

Drei Stunden später saßen die beiden zusammen im Krankenhaus und warteten, dass der Gips an Frau Hovdans Bein trocknete. Die klaren grauen Augen der Frau ruhten auf Elin.

»Wann ist es so weit?«, fragte sie.

»Entschuldigung, ich verstehe nicht?«, gab Elin zurück.

»Das Kind, wann kommt es?«

Erst da kam das Weinen. Elin schluchzte so sehr, dass sie zitterte und überhaupt nicht wieder aufhören konnte.

»Schon gut, schon gut, so schlimm kann es doch wohl nicht sein«, sagte die Frau.

Elin erzählte ihr alles, und als sie später am Abend ihre wenigen Habseligkeiten aus dem Zimmer holte, das sie gemietet hatte, und in Frau Hovdans Wohnung wieder auspackte, fühlte sie sich irgendwie besser. Die Wohnung war groß und lag direkt hinter dem Schloss, an der Ecke Riddervoldsgate und Oskarsgate. Frau Hovdan war Witwe und hatte keine eigenen Kinder. Es war, als hätte eine unsichtbare Hand die beiden Frauen zusammengeführt.

Elin sah sich den Zeitungsausschnitt über das vermisste Paar an, von dem man befürchtete, dass es auf einer Segeltour verunglückt war. Sie las den Namen des Polizisten, der die Öffentlichkeit aufforderte, sich gegebenenfalls mit Informationen zu melden. Sten Widstrand hieß er. Sie fragte sich, wie er die Wahrheit wohl aufnehmen, was er wohl sagen würde,

wenn sie zurückkam und erzählte, was passiert war und wer sich zusammen mit ihnen an Bord befunden hatte. Wieder und wieder las sie den Artikel durch. Eines schönen Tages, dachte sie. Eines schönen Tages.

»Hallo, Per!«, rief Anita, als sie durch die Tür hereinkam. Zwei Männerstimmen waren zu hören, aber Schuhe und Jacken der Besucher vom Vormittag waren weg.

»In der Küche.«

Es kam nicht oft vor, dass Per in der Küche anzutreffen war. Anita streifte rasch die Laufschuhe von den Füßen, ließ jedoch die dicken Socken an und verzichtete auf Hausschuhe. Die Jacke legte sie über den Sessel in der Diele.

Per stand am Herd und rührte mit dem Holzlöffel in einem großen Topf. Sein berühmter Hähnchentopf. Er beherrschte zwei Gerichte, der Hähnchentopf war eins davon. Ungefähr einmal im Jahr gab es den, und immer erklärte er lang und breit, wie viel Mühe der doch mache. Heute aber schwieg er beim Rühren. Die Männerstimmen kamen aus dem Radio. Als Anita erschien, wechselte er den Sender und verringerte die Lautstärke. Nun ertönte leise klassische Musik aus den Lautsprechern.

»Willst du nicht fragen, wie die Zusammenkunft ausgegangen ist?«, sagte er.

»Nein, will ich nicht. Stattdessen will ich dich fragen, ob du weißt, was das hier ist?« Anita hielt ihm das Logbuch hin und genoss seine erstaunte Miene. Sie war zu ungeduldig, um auf seine Reaktion zu warten, und beantwortete deshalb ihre Frage selbst.

»Ja, das ist ein Logbuch, und wir hatten es von Karl-Axel zur Hochzeit geschenkt bekommen. Bruno hatte es ausgeliehen und vergaß, es zurückzugeben. Weißt du, von welchem Schiff es stammt?«

Per, der mit dem Holzlöffel in der Hand dastand, schüttelte den Kopf. Die Soße lief den Stiel hinunter auf seine Fingerknöchel und tropfte zischend auf das Kochfeld.

»MS Stornoway«, sagte Anita. »Was meinst du, wollen wir auf Seite 113 nachsehen?«

Per ließ den Löffel in den Topf fallen und eilte zu ihr. Er wischte sich die Hand an der Schürze ab, die mit Mühe und Not um seinen reichlich bemessenen Bauch reichte. In der Gästetoilette lief die Spülung, und Anita wirkte verwundert, als Waldemar in Jacke und Schuhen in die Küche kam.

»Not kennt kein Gebot«, sagte er und lächelte ihr zu, bevor er den Blick auf das Buch auf dem Tisch richtete.

»Wer schreibt denn hier Tagebuch? Oder vielleicht ist es gar kein Tagebuch?«

»Es ist ein Logbuch. Wir haben es von einem guten Freund zur Hochzeit bekommen. Wir hatten es verliehen und ganz vergessen.« Anita schlug die Seiten zu.

»Interessant. Sportboot oder Handelsschiff?«

»Etwas dazwischen, glaube ich. Es ist schon so lange her, dass wir es bekommen haben. MS Stornoway hieß es, glaube ich«, sagte Anita unbestimmt.

»Klingt irgendwie bekannt«, erwiderte Waldemar.

»Es gibt auch eine Stadt mit dem Namen.«

»Ach so, na dann. Hört mal, könnte ich euch wohl um ein Glas Wasser bitten. Der Mund wird mir durch die Blutdrucktabletten immer so trocken.«

Das Telefon klingelte, und Anita ging, um nach dem schnurlosen Gerät zu suchen, während Per eine Flasche Ramlösa öffnete.

»Du, darf ich so frech sein und um Wasser ohne Zitrusgeschmack bitten?«, fragte Waldemar, als Per ihm Flasche und Glas auf den liebevoll abgenutzten Klapp Tisch stellte, der frü-

her einmal in der Küche von Anitas Großmutter gestanden hatte.

»Klar, nur glaube ich, dass wir das nicht hier oben haben, ich will in der Kammer nachsehen. Einen Augenblick.« Per legte den Deckel auf den Topf, drehte die Temperatur herunter und ging aus der Küche. Ein paar Minuten später kam er mit zwei Ramlösa-Flaschen zurück. Die eine reichte er Waldemar.

»Bitte sehr. Ohne Zitrus.«

Waldemar trank die Flasche leer und erhob sich.

»Na dann, vielen Dank. Wollen mal sehen, ob ich in dieser Waschküche nach Hause finde.«

»Hättest das GPS mitbringen müssen«, sagte Per, als er ihn zur Tür begleitete.

»Ha-ha, ja genau, oder das Radar.« Waldemar setzte seine Schirmmütze auf und verschwand im Nebel.

Anita hatte das Telefonat beendet und sich an den Küchentisch gesetzt, vor ihr lag das Logbuch. Die Seiten waren abgegriffen und handschriftlich nummeriert. Ganz oben auf jedem Blatt befand sich ein vorgedrucktes Feld zum Eintragen von Datum, Uhrzeit, Schiffsposition, Besatzung, zurückgelegter Strecke während der vergangenen vierundzwanzig Stunden, Wetter, Windrichtung und eventuellen Gezeiten. Diese vorgedruckten Felder waren nach allen Regeln der Kunst ausgefüllt, und den Rest der Seite bedeckte eine altmodisch verschnörkelte schöne Handschrift, die perfekt waagrecht blieb, obwohl das Papier unliniert war. Diese Handschrift erkannte Anita nur zu gut wieder. Nicht nur, weil es die von Karl-Axel war, sondern genau diese Schrift befand sich auch auf der kleinen Axt, die sie auf dem Schiffsmodell in der Bibliothek entdeckt hatten. Sie strich mit der Hand über das Papier. Schon auf Seite vier fiel ihr etwas auf.

»Per!«, sagte Anita. »Guck mal, was da steht.«

Per setzte seine Gleitsichtbrille auf und drehte das Logbuch zu sich hin. Die trockenen Brotkrümel, die noch vom Frühstück auf dem Holztisch lagen, kratzten am Einband.

»Himmel noch mal«, sagte Per. »Glaubst du, das stimmt?« Er nahm die Brille ab und schaute Anita an. Die MS Stornoway und ihr nicht namentlich erwähntes Schwesterschiff hatten Peterhead an der schottischen Ostküste verlassen, nachdem sie in der Werft gelegen hatten, wo ihre Ruder überprüft worden waren. Zuvor waren noch acht Kisten verladen worden.

»Über den Inhalt der Kisten steht nichts hier, auch nicht, wie die Last auf die beiden Schiffe verteilt wurde. Seltsam. Am 9. Oktober 1951 verlassen die Schiffe Peterhead in Schottland und fahren über die Nordsee nach Schweden. Man begibt sich nicht unnötigerweise über die Nordsee, schon gar nicht im Oktober«, sagte Per nachdenklich.

»Du, rate mal, welche Leute hier als Skipper genannt werden – Karl-Axel Strömmer und Arvid Stiernkvist.

»Darf ich? ... Hm, keine schlechten Jungs«, sagte Per. »Aber ich finde, jetzt sehen wir mal auf 113 nach.«

Gemeinsam beugten sie sich über das Buch und hielten den Atem an, als Anita feierlich die dicke Seite mit der Nummer 111 umblätterte. Das Problem war nur, dass die entsprechende Seite fehlte. Man hatte sie einfach herausgerissen.

»Verdammt!« schrie Per enttäuscht.

»Das ist komisch«, sagte Anita. »Und hier auf Seite 115 haben wir wieder Karl-Axels Gedicht.«

»Was ist daran komisch?«, fragte Per.

»Der Anfang ist derselbe, aber am Ende stehen ein paar neue Zeilen. Hör dir das an.«

»Nein«, sagte Per. »Wir rufen jetzt Bruno an und fragen, ob er zufällig ein Blatt aus dem Buch entfernt hat.«

Per ging ans Telefon, und ein beleidigter Bruno versicherte, dass er natürlich nichts aus dem Buch herausgerissen hatte. In der Zwischenzeit las Anita das Gedicht noch einmal durch, mitsamt der hinzugekommenen Zeilen.

*Neptuns Hügel und Monsungebirg'
mit weißen Kämmen dann und wann
in ständig wechselndem Farbgewirk.*

*Dorther durch Nebel, Gischt und Gebraus
weißblitzend grüßt das Elternhaus.*

*Die Braut so auffallend schön,
voll Stolz steht der Bräutigam, doch nie ward er gehend
gesehn.*

*Ein Gerät aus vergangener Zeit
vom Ort der Ruhe nicht weit.*

»Bis hierher ist es dasselbe wie auf dem Zettel vom Schiffsmodell, aber dann kommen noch ein paar Zeilen. Die sind völlig neu und klingen wie eine Warnung. Hörst du zu, Per?«

»Ja, ja«, knurrte der.

»Ein paar der Buchstaben sind etwas hervorgehoben, siehst du das?«, sagte Anita und zitierte.

*Nicht wie das Läuten der heimischen Glocke
Biete ich der Mühe Söhne Rast und Ruh. C
Nicht wie die des Tempels Frieden.
Segler, hörst du, im Nebel **irrend**
Auf Klippen zu, wo droht **Gefahr**,
Den Klang meiner Warnung, **kehr um!**
Kämpfe und wache und bete!*

Anita nahm ein Blatt Papier und schrieb die Buchstaben in der Reihenfolge auf, wie sie markiert waren. »Breccia«, wenn man das einsame C hinzunahm, das aussah, als sei es verkehrt gelandet. Ohne das C ergab es »Brecia«.

»Was, wenn es sich nun gar nicht um Vinga handelt. Der Text könnte auch wunderbar zu einem anderen Ort passen.«

»Wieso?«

»Sieh doch das Gedicht, also die Sache mit dem Meer, dem Elternhaus und dem weißen Blinken mal im Zusammenhang mit Karl-Axel Strömmer. Was ergibt es dann? Wo ist Karl-Axel aufgewachsen?«

»Auf Pater Noster. Sein Vater war dort Leuchtturmmeister ...,« erwiderte Per zögernd.

»Genau, Elternhaus und weißes Blinken. Das Pater-Noster-Feuer blinkt ja weiß, es ist wie Vinga ein Ansteuerungsfeuer.«

»Aber was ist mit den Zeilen ›Die Braut so auffallend schön, voll Stolz steht der Bräutigam, doch nie ward er gehend gesehn?‹«

»Weißt du noch, was Karl-Axel von seiner Schwester Elin erzählt hat, dass sie mit Arvid Stiernkvist verheiratet war, aber dass man die beiden selten zusammen gesehen hat und dass sie verunglückt sind? Erinnerst du dich?«

»Ja, natürlich. Eine traurige Geschichte. Und ich kann irgendwie nicht begreifen, was Arvid veranlasst hat, neu zu heiraten, und dazu noch Siri.«

»Glaubst du, es ist Zufall, dass du diesen Brief bekommen hast, so kurz nach dem Auffinden von Arvid Stiernkvists Leiche? So hat doch alles angefangen«, sagte Anita.

Per kratzte sich nachdenklich den Kopf.

»Keine Ahnung. Aber jetzt musst du ohne mich weitererrät-seln, das läuft mindestens genauso gut. Bei mir ruft die Pflicht.«

Per sollte mit der Abendmaschine nach London fliegen, um ein Geschäft abzuschließen, am nächsten Tag gegen Mittag könnte er aber wieder zurück sein. Er teilte Anita seine Pläne mit, und sie nickte.

»Ich kann dich nach Landvetter fahren«, sagte sie, als sie über ihrem Hähnchentopf saßen.

»Bleib du nur hier. Guck ins Logbuch und schau, ob du was rausfinden kannst.«

Er küsste sie zärtlich auf die Wange. Zwei Stunden später nahm er den kleinen Rollkoffer und ging zur Fähre. Mittlerweile war es halb sieben geworden. Der Schein der Straßenlaternen erreichte im Nebel kaum den Boden. Per stellte sich unter das blasse Lampenlicht und winkte Anita zu, bevor er außer Sichtweite verschwand. Dass er den Flieger nach London nie erreichen würde, wusste zu diesem Zeitpunkt keiner von beiden.

16.

Karin und Lycke waren gemeinsam bis zum Fyrmästargängen zurückgegangen. Nach kurzem Zögern hatte Karin zugestimmt, bei Lycke und ihrem Mann Martin zu Abend zu essen.

Die Ballen mit Isoliermaterial standen an derselben Stelle wie am Abend zuvor.

»Ich werd noch verrückt«, sagte Lycke. »Wir müssen das hier wegräumen, man kommt überhaupt nicht mehr rein.«

»Wo sollen die hin?«, fragte Karin.

»Auf den Boden.« Lycke zeigte auf die Treppe zum Dachboden.

»Na dann los«, sagte Karin. »Kann er eine Weile allein bleiben?« Sie deutete auf Walter, der voll damit beschäftigt war, Türme aus Legosteinen zu bauen, die dann »peng« in tausend Stücke zerfielen. Nach zwanzig Minuten und viel Gelächter waren alle Ballen auf den Dachboden geschleppt.

»Fabelhaft!«, sagte Lycke und sah sich in der nun hellen, geräumigen Diele um. »Allein hätte ich das nie geschafft.«

Walter war überglücklich, als Karin sich jetzt neben ihn auf den Boden legte und beim Bauen mithalf.

»Mehr!« sagte er jedes Mal, wenn er den Turm eingerissen hatte, und sein ganzes Gesicht strahlte, wenn Karin einen neuen, noch höheren Turm errichtete. Lycke warf ihr einen dankbaren Blick zu.

»Du hast ein gutes Händchen mit Kindern.«

»Ja, Kinder sind wunderbar. Mein Bruder hat zwei, eins von jeder Sorte«, gab Karin zur Antwort. Sie hielt kurz inne. »Ich bin seit kurzem wieder Single, nach fünfjähriger Beziehung«, stellte sie dann eilig fest.

»Was ist denn passiert?«, fragte Lycke.

»Göran hat im Sechswochenrhythmus auf See gearbeitet. Sechs Wochen war er weg, und danach hatte er genauso lange frei zu Hause. Vielleicht hätte sich das ausgleichen sollen. Man konnte das Versäumte ja nachholen, aber irgendwie gelang uns das nie. Anfangs hasste ich es, wenn er den großen Koffer vorholte, um zu packen, aber am Ende empfand ich sogar Erleichterung, wenn er es tat. Hätte er sich nur vorstellen können, etwas anderes zu machen, eine Arbeit an Land anzunehmen, dann hätten wir die Beziehung vielleicht retten können. Ich hatte das Gefühl, für ihn völlig selbstverständlich zu sein, es war, als hätte er aufgehört, sich anzustrengen.«

Lycke hörte zu.

»Und wie geht's dir jetzt?«

Karin überlegte.

»Ich weiß nicht. Bin ein bisschen betrübt, aber im Grunde genommen geht's mir ziemlich gut. Am allermeisten fehlen mir seine Eltern. Dadurch, dass Göran so viel weg war, bin ich ihnen sehr nahegekommen. In ihrem Ferienhaus haben wir zusammen die Wochenenden verbracht, und ich kam mir vor wie ihre eigene Tochter.«

Lycke nickte.

»Man braucht jemanden, mit dem man reden kann, der einen stimuliert und der das, was man tut, zu würdigen weiß. Aber ehrlich gesagt, seit Martin am Haus baut, habe ich den Eindruck, als würde ich mich ganz allein um Walter und die gesamte Hausarbeit kümmern, und manchmal erscheint mir diese Aufteilung ziemlich ungerecht.«

»Was ist mit Martins Eltern? Ist Anita so nett, wie sie wirkt?«, fragte Karin und steckte ein paar weitere Legosteine zusammen.

»Besser. Sie ist wirklich unübertrefflich. Das können bestimmt nur wenige von ihrer Schwiegermutter sagen«, erklärte Lycke. »Eh, was meinst du, wollen wir uns eine Flasche Wein gönnen? Es ist schließlich Sonntag.«

»Ich hab welchen im Boot und kann ihn holen«, sagte Karin.

»Total nett, aber wir haben Wein im Keller. Einfach die Treppe runter und nach links. Das rechte Zimmer haben wir noch nicht in Ordnung gebracht, der Himmel weiß, auf was man dort alles treffen kann. Spinnen groß wie Spatzen und vielleicht ein paar Champignons?«

Karin lachte.

»Sorry, aber manchmal hab ich es einfach so satt. Der Nächste, der sagt, ›es macht doch bestimmt Spaß, das Haus nach dem eigenen Geschmack zu gestalten‹ oder ›ihr seid doch so jung und habt die Zukunft noch vor euch‹, dem verpasse ich eine. Solche Kommentare gehen mir dermaßen auf den Senkel.«

»Du, Lycke, ich bleib gern zum Essen, aber dann will ich unbedingt den Wein beisteuern. Walter kann mitkommen, wenn ich die Flasche hole, falls du es wagst, ihn aus den Augen zu lassen«, sagte Karin.

»Willst du mit Karin ein Stück spazieren gehen, Walter?«, fragte Lycke.

»Jaa!«, schrie der begeistert, rannte zur Terrassentür und zog sich die Schuhe an. Lycke lachte.

»Liebling, erst musst du wohl den Schneeanzug überziehen und dann die Schuhe.«

Karin bekam den Karren geliehen, der auf zwei Fahrradrädern lief, einen solchen schienen die meisten Küstenbewohner

zu haben. Walter stieg hinein und setzte sich auf den Holzboden.

»Schneller!«, rief er. Der Karren war schwer, und zum Glück ging es bergab. Karin wagte nicht, mit diesem Gefährt auf den Anleger hinauszufahren, sondern hob den Jungen heraus und nahm ihn fest an die Hand.

»Papa! Onkel Johan!« Walter winkte dem dunkelblauen Boot zu, das soeben hereinglitt und direkt vor Karins Zuhause anlegte. *Skärelejan* war ein typisches Marstrander Boot. Am Ort entworfen und gebaut. Die zwei Personen an Bord sahen sich zum Verwechseln ähnlich.

»Hallo, Karin war wohl dein Name. Hast du meinen Sohn gekidnappt?« Martin lächelte ihr zu.

»Ich bin kurzzeitig euer Babysitter und außerdem der Überraschungsgast beim Abendessen. Walter und ich wollten eine Flasche Wein aus dem Boot holen.«

»Ist das deins?«, fragte Martin, während er Walter auf den Arm nahm.

»Dann sind wir zwei Überraschungsgäste.« Der Mann, der die *Skärelejan* gesteuert hatte, kam sie begrüßen. »Allerdings habe ich keinen Wein mitgebracht. Dafür aber die Vorspeise.« Er hielt einen blauschwarzen Hummer hoch, der wütend zapelte, aus Protest gegen die Gummibänder, die seine Scheren zusammenhielten.

»Ich glaube, du wirst gewinnen«, sagte Karin.

»Johan, Martins Bruder.« Er lächelte. »Was ist das für ein Bootstyp?«

»Knocker-Imram, ein französisches Stahlboot. Davon gibt es nur drei oder vier Exemplare.«

»Das erklärt, warum man es nicht kennt. Es hat bestimmt viel Gewicht.«

»Acht Tonnen.«

»Es sieht zweifellos verlässlich aus«, sagte Johan, der an Bord gegangen war. Er befühlte den Handlauf, betrachtete die Wanten, bewunderte das Achterstag, das teilweise isoliert war, um als Antenne zu dienen.

Martin hatte Walter übernommen, dem eingefallen war, dass er mal musste.

»Ich glaube, es ist eher der Reiz des Neuen, dass man mal an Bord pullern will«, sagte Martin. Karin schloss auf, nahm die Luke vom Niedergang, stieg hinunter und zeigte, wohin sie zu gehen hatten. Walter mit seinem Papa dicht auf den Fersen verschwand, um die Toilette auszuprobieren. Karin kehrte an Deck zurück. Johan wies auf die Windfahne am Heck.

»Die Radarantenne kennt man ja, aber was ist das?«

»Eine Selbststeueranlage. Funktioniert ungefähr wie ein Autopilot, allerdings ohne Strom. Man stellt sie in einen bestimmten Winkel zum Wind, und das klappt wirklich bestens, vorausgesetzt, die Windrichtung ändert sich nicht.«

»Pfiffig.« Er betrachtete die Solarmodule und den Windgenerator. »Du scheinst an fast alles gedacht zu haben.«

»Vielleicht ist es hier und da ein bisschen zu viel des Guten, aber mir gefällt es. Zwar wiegt es etwas mehr, als es müsste, aber es ist ja kein Rennsegler, sondern ein Boot, das weite Strecken und auch bei etwas schwererem Wetter laufen soll.«

Karin folgte Johans Blick und fragte sich, wie sich das Boot wohl in seinen Augen ausnahm. Es war ja nicht gerade eine Schönheit, eher klobig und vor allem praktisch, aber für Karin lag genau darin seine Schönheit.

Während sie unterwegs gewesen waren, hatte Lycke noch schnell eine Nachspeise zusammengemührt.

»Hoffentlich wird sie noch fest«, sagte sie und trug das Tablett mit den Förmchen zum Kühlschrank, den ihr Martin öffnete.

»Pannacotta auf weißer Schokolade.«

»Was für ein Luxus!«, sagte Karin.

»Tag, Lycke, du meine Lieblingsschwägerin.« Johan umarmte sie und küsste sie auf die Wange.

»Und außerdem deine einzige«, fügte sie hinzu.

Der Hummer landete in einem großen Topf mit kochendem Wasser.

»Tschüs, Hummer«, sagte Walter und winkte ihm zu.

Der Fisch lag im Ofen unter einer Decke aus Pinienkernen, Dillbutter und Krebsschwänzen. Der Duft des Gerichts verbreitete sich in der Küche. Karin nippte an einem Glas Rotwein und stand vor einer Wand, die voller gerahmter Fotos hing. Alle Rahmen waren unterschiedlich, und darin steckten Fotos in Schwarzweiß, aber auch in Farbe. Johan erklärte ihr, wer was war. Bei einigen war er sich nicht sicher und musste Lycke rufen.

»Also Johan, das weißt du doch«, tadelte sie ihn.

»Nun sag schon, wer das ist, statt so zu reden«, erwiderte er.

»Das ist doch Ulla. Mann, die ist doch von eurer Seite, müsstest du also wissen.«

»Richtig, ja, Ulla«, sagte Johan grinsend. Er versuchte nicht einmal so zu tun, als könnte er sich erinnern, wer sie war. Karin lachte.

Zwei Bilder waren im Garten des Hauses aufgenommen, ein bisschen schräg von oben. Dort stand ein Partyzelt, auf den Tischen Essen und Wein, rundherum eine Menge festlich gekleideter Leute. In ihrer Mitte Lycke mit einem Kind im langen Taufkleid. Martin hatte die Arme beschützend um die beiden gelegt.

»Walters Taufe«, sagte Johan und zeigte mit seinem Weinglas zum Bild. »Ich bin Pate.«

»Johan ist also verantwortlich für die christliche Erziehung unseres Sohnes, und da fühlt man sich wirklich gut aufgehoben. Wann war das noch mal, dass er getauft wurde, Johan?« Lycke lächelte Johan zu.

»Tja, das war wohl ...« Der Küchenwecker gab bekannt, dass der Hummer fertig war. Johan sah seine Chance, nach draußen zu verschwinden und den Topf zur Abkühlung auf die Terrasse zu stellen.

»Den Deckel!«, rief Martin.

»Ja, ich weiß.« Johan warf ihm einen bedeutsamen Blick zu.

»Was ist denn?«, fragte Karin.

»Einmal haben wir vergessen, den Deckel drauf zu tun, und waren zwei frischgekochte Hummer los«, erklärte Johan.

»Nicht wir, sondern du«, sagte Martin und grinste von einem Ohr zum anderen.

»Ja, ja«, mischte sich Lycke ein und schüttelte den Kopf, bevor sie an Karin gewandt weitersprach: »Also Sara, du weißt, die gestern auch mit hier war ...«

Karin nickte.

»Sie und Tomas haben ihren Jüngsten zur gleichen Zeit wie wir unseren Walter getauft. Die haben einen Pastor in der Familie, also gab es da kein Problem.«

Karin glaubte ihren Ohren nicht zu trauen.

»Mit wem war er verwandt, sagst du? Der Pastor also?«, fragte sie.

»Ich glaube, mit Siri«, erwiderte Martin. »Er ist wohl ihr Bruder.«

»Nein«, sagte Lycke, »wirklich ihr Bruder? Na, jedenfalls war er mit jemandem hier draußen verwandt. Der zuständige Pastor erkrankte ganz plötzlich, und als die Ambulanz mit

ihm auf die Fähre fuhr, stand dieser Pastor daneben und hörte von der Taufe. Da ist er eingesprungen.«

»Wie hieß er denn?«, fragte Karin und versuchte Folke aus ihrem Kopf zu verjagen, der dort drinnen herumtönte, die richtige Form laute *heißt*.

Martin zuckte mit den Schultern.

»Weiß nicht mehr, aber das steht wohl auf Walters Taufschein. Die Frage ist nur, wo wir den haben.« Martin ging ins Wohnzimmer zu dem eingebauten Bücherregal und zog einen Ordner heraus, auf dem mit sorgfältig geschriebenen Buchstaben »Walter« stand. Er blätterte die Unterteilung durch und öffnete am Ende den Verschluss.

»Ordnung ist das halbe Leben, oder es war einfach Glück, wenn ich ehrlich sein soll. Simon Nevelius hieß der Pastor«, sagte Martin und schloss den Ordner wieder.

Sieh mal einer an, dachte Karin. Rob und sie hätten ihn gleich fragen sollen, ob er irgendeinen Bezug zu Marstrand hatte.

Oslo, 1963

Elin band sich die weiße Schürze über den schwarzen Rock und steckte sich die Haare auf. Bevor sie nach draußen ging, betrachtete sie sich im Spiegel. Es war in Ordnung, konstatierte sie, lange aber würde es nicht mehr gehen. Frau Hovdan stellte sich hinter sie.

»Pass auf dich auf«, sagte sie und strich Elin über die Wange.

Elin lächelte ihr zu. Sie wusste nicht, was sie ohne die Hilfe der alten Dame getan hätte.

Die Kälte zwickte in den Beinen, als sie durch den Schneematsch watete. Der kurze Rock bot weder Wärme noch Schutz vor dem eisigen Wind. Nässe drang durch die Leder-

stiefel, aber sie war mit ihren Gedanken so weit weg, dass sie es kaum spürte. Ihre Beine bewegten sich wie von selbst, bis sie vor der gut bekannten Tür haltmachten.

Sie hatte das Haus, das Arvid für sie beide erstanden hatte, verkauft und einen Großteil des Geldes in das Restaurant gesteckt. Nach nur zwei Monaten hatte sich der Ruf der neuen Gaststätte verbreitet, und ihr Umsatz war gut, genau wie ihr Personal. Immer saßen Gäste wartend an der Bar und hofften darauf, dass jemand, der reserviert hatte, nicht auftauchte, was jedoch selten der Fall war.

Elin stopfte die Stiefel mit Zeitungspapier aus und stellte sie in die Küche, wo sie den Köchen ein Hallo zurief. Die Stiefel würden hoffentlich trocknen, bis sie wieder nach Hause ging.

Für einen Dienstagabend waren viele Leute da. Elin nahm die Bestellungen auf und ging die Getränke für die Gäste holen, die auf ihr Essen warteten. Niemand konnte ahnen, dass dieses Lokal ihr gehörte, und genauso wollte sie es haben. Frau Hovdan war die äußere Fassade. Eine korrekte Dame, die alle Einstellungsgespräche führte und dem Personal den Lohn auszahlte.

Elin ihrerseits hörte, was geredet wurde, und wusste, wer sich das Trinkgeld in die eigene Tasche steckte, statt es in die Kasse zu legen, die anschließend brüderlich zwischen Küchen- und Servierpersonal geteilt wurde. Wer sich nicht ordentlich verhielt, verschwand schnell von der Bildfläche, ohne dass auch nur einer richtig verstand, wie die Besitzer, die schließlich nie da waren, so gut Bescheid wissen konnten. Am Ende blieb eine eng verschworene Truppe zurück, drei Leute in der Küche, ein Oberkellner und sieben Servierkräfte, einschließlich ihrer selbst. Die Kollegen mochten Elin, aber als ihr Bauch an Umfang zunahm, begann auch das Gerede.

Es war fast halb elf, als Karin am Sonntagabend Lyckes erleuchtetes Haus verließ. Der Nebel hatte sich verzogen, und Karin schaute in den sternenübersäten Himmel hinauf und versuchte sich zu erinnern, wie die verschiedenen Gebilde dort oben hießen. Sie war, was die Sternbilder anbetraf, richtig gut gewesen, ein Vorteil, wenn es ums Navigieren ging. Göran und sie hatten Pläne über eine lange Segeltour geschmiedet, ein, zwei Jahre wollten sie unterwegs sein. Von Westindien war die Rede und dass sie der Küste nordwärts bis nach Kanada folgen wollten. Anschließend sollte es weitergehen nach Island, den Färöern, den Shetland-Inseln und von dort zurück nach Hause.

Jetzt würde eine solche Tour nicht mehr stattfinden, jedenfalls nicht mit Göran. Der Große Wagen schien auf sie herab. Der Gürtel des Orions, der kleine Wagen ... sie konnte stundenlang im Vorschiff liegen und den Sternenhimmel durch die Deckluke betrachten.

Sie hatte ihr Boot fast erreicht, als sie die Gestalt bemerkte, die um die *Andante* strich. Als sie näher kam, sah sie, dass es ein Mann war. Sein Rücken war gekrümmt, als hätte er zu schwer gehoben und könne sich nicht mehr aufrichten. Er humpelte vor dem Boot auf und ab und schlang sich immer wieder die Arme um den Leib, um die Wärme zu halten. Hin und wieder blickte er sich nervös um.

Karin bereute es, dass sie Johans Begleitung abgelehnt hatte. Einen Moment verlangsamte sie den Schritt und erwog, zurückzugehen und jemanden zu bitten, mit ihr mitzukommen, dann aber gab sie sich einen Ruck und ging weiter. Für einen ungebetenen Gast war es nicht leicht, ins Boot zu gelangen. Die Bullaugen hatten nur einen Durchmesser von fünfzehn Zentimetern, und die Luke am Niedergang war mit einem robusten Vorhängeschloss und einer raffinierten Sperranordnung mittels einer Stange aus rostfreiem Stahl

verschlossen. Die Deckluken hingegen könnte man möglicherweise einschlagen, um dort hineinzuklettern, aber nicht ohne Lärm zu machen. Karin beschleunigte ihren Schritt und hustete laut, um die Person zu warnen. Der Mann fuhr zusammen und drehte sich um.

»Hallo«, sagte Karin und ließ die Schlüssel noch in der Tasche. Sie waren allein auf dem Steg, und auf dem Weg hierher hatte sie keine Menschenseele getroffen. Sonntagabend und obendrein noch kalt. Die Leute schauten wohl gerade fern oder waren schon zu Bett gegangen, um am Montagmorgen frisch und munter zu sein. Es hatte leicht gefroren, und hier und da gab es verräterische Eisflecken. Karin blickte zum Rand des Anlegers, wo der Mann stand. Sollte er auf komische Ideen kommen, könnte sie ihn bestimmt ins Wasser stoßen. Aber das war wirklich erst Plan B.

»Du bist die Polizistin?« Der Mann sprach mit starkem Akzent. Die Strickmütze hatte er tief in die Stirn gezogen. Darunter schauten buschige Augenbrauen hervor, sie waren so wild gewachsen, dass sich nicht sagen ließ, wo die eine Braue endete und die andere anfang. Aber die Augen blickten freundlich. Die Nase war rot vor Kälte. Der Kragen der braunen, unmodernen Steppjacke war hochgeschlagen, aber sie sah nicht sehr warm aus. Ein Pullover, der seine Form längst verloren hatte, hing unter der Jacke hervor. Die hellen Jeans waren stonewashed und so kurz, dass sie ein Paar weiße Tennissocken in absolut zu dünnen Turnschuhen sehen ließen. Karin nickte und bestätigte seine Frage.

»Ich möchte mit dir reden.«

»Worum geht's?«, fragte Karin, die zögerte, ihn an Bord zu bitten.

»Mirko. Mein Freund Mirko war es, der den Mann auf Pater Noster gefunden hat.«

Mirko war tatsächlich der Name des Mannes, der angerufen und von der Leiche berichtet hatte. Roland, der Bauleiter, hatte den Verdacht geäußert, dass es Mirko gewesen sein könnte, und soweit Karin wusste, war diese Auskunft nicht an die Presse gelangt.

»Ja, wir hätten gern mit ihm gesprochen«, sagte Karin.

»Er will gern mit euch reden, aber er hat Angst.«

»Wovor hat er Angst?«, fragte Karin.

Der Mann, der sich als Pavel vorgestellt hatte, gab keine Antwort. Karin wusste nicht, ob Pavel sein Vor- oder Nachname war, aber das spielte wohl weiter keine Rolle. Er spähte die ganze Zeit unruhig umher. Sie setzten sich unter die Sprayhood ins Cockpit, die Karin nach dem Großreinemachen aufgespannt hatte. Sie zündete eine Petroleumlampe an und gab dem Mann ein steifgefrorenes Thermokissen.

Karin war noch immer unschlüssig, als sie ihm anschließend ihr Mobiltelefon reichte. Sie fragte sich, was Carsten wohl zu einem Handygespräch nach Polen sagen würde. Der Mann wählte die Nummer selbst, und er hatte Mirko zugesichert, sie nach dem Ende des Telefonats wieder aus dem Speicher zu löschen. Karin dachte an ihre Telefonrechnung mit Einzelnachweis, wo jedes Gespräch mit Nummer, Datum, Uhrzeit und Gesprächsdauer aufgeführt wurde. Zunächst sprach Pavel selbst. Er redete sehr schnell, und Karin verstand, dass es um ein Problem ging, mehr aber auch nicht. Dann reichte er ihr das Telefon.

»Mirko«, sagte er.

Als der Mann wieder ging, waren Karin mehrere Dinge klargeworden. Eins davon war, dass Arvid, als ihn die Polen gefunden hatten, einen Ehering am Finger trug. Also hatte ihm den jemand abgenommen und einen neuen anfertigen lassen, der dann angeblich neben der Leiche entdeckt wurde.

Die zweite Sache war, dass irgendwer zur Nachtzeit um die Pater-Noster-Inseln tauchte.

Obwohl es schon spät war, dachte Anita noch nicht ans Schlafengehen. Sie wollte die neue Spur weiterverfolgen. Ein guter Anfang war, einmal nachzusehen, ob es etwas gab, das »Brecia« oder »Breccia« hieß. Breccia mit zwei c erwies sich laut Lexikon als italienischer Name eines Sedimentgesteins. Das nächste Buch, das sie aus dem Regal genommen hatte, war eine Gedichtsammlung. Anita blätterte darin, bevor sie es wieder beiseitelegte.

Sie fand dort nichts, was dem vor ihr liegenden Gedicht auch nur ähnelte. Die anderen Bücher beschrieben die Westküste. In »Längs der Küste Bohusläns« schlug sie unter Hamneskär und Pater Noster nach, und dann schaute sie in ein weiteres Buch, bevor sie auch diese beiden weglegte. Eigentlich schon drauf und dran, die Fernsehnachrichten einzuschalten, zog sie noch den »Leuchtturmguide« zu Rate und las, was dort über Pater Noster und das Nebelsignal stand, das man 1869 auf der Insel installiert hatte. »Pater Nosters erstes Nebelsignal wurde 1869 errichtet und bestand aus einem Glockenturm, der mit Hilfe einer kleineren Windmühle betrieben wurde. Auf der Glocke befand sich folgende Inschrift ...« Anita stutzte, als sie den Text sah.

Nicht wie das Läuten der heimischen Glocke Biete ich der Mühe Söhne Rast und Ruh. Nicht wie die des Tempels Frieden. Segler, hörst du, im Nebel irrend Auf Klippen zu, wo droht Gefahr. Den Klang meiner Warnung, kehr um! Kämpfe und wache und bete! Genau derselbe Text! Es ging also um Pater Noster. Ein Stück weiter unten berichteten die Autoren von der besonderen Gesteinsart auf der Insel. Es war Breccia, in der eigenen Sprache hieß sie Breccie. Sie suchte im Adressbuch des Mobiltelefons Pers Nummer. Es war spät, und sie

löschte das Licht in der Bibliothek. Wenn der Flieger nach London pünktlich gewesen war, müsste ihr Mann jetzt in der Wohnung in Mayfair sein, aber dort war er nicht zu erreichen. Vielleicht hatte er im Flugzeug einen Bekannten getroffen. Anita wählte die Mobilnummer, aber auch damit hatte sie keinen Erfolg.

Sie holte sich ein Glas Drambuie, tat etwas gecrushtes Eis hinein und setzte sich in den englischen Sessel, der in der dunklen, einzig durch das Spotlight des Schiffsmodells erleuchteten Bibliothek stand. Irgendetwas auf dem Schiff reflektierte die Lampe und warf einen Lichtfleck an die dunkle Wandtäfelung. Anita ließ das goldene Getränk im Glas rotieren, so dass die Eisstückchen aneinanderstießen wie Puzzleteile in einer Schachtel.

Sie nahm noch ein Schlückchen. Dann schaute sie auf das Schiff, die Windrose am Boden und den Lichtreflex an der Wand. Die Seite 113 nervte sie noch immer, vor allem weil ausgerechnet diese Seite im Logbuch der MS Stornoway fehlte. Mehrmals am Tag ertappte sie sich beim Grübeln, was wohl dahinterstecken konnte. Vielleicht aber war es ja so, wie Johan gesagt hatte. Dass es um keine Buchseite ging. Sie stellte das Glas auf das Beistelltischchen neben sich und stand auf. Vielleicht gab es einen Grund dafür, dass Karl-Axel damals, als sie die Bibliothek einrichteten, bei der Route und der Anbringung des Schiffsmodells so penibel gewesen war. Anita stellte sich neben das Modell und versuchte den Winkel vom Bug des Schiffes zu dem Reflex auf der dunklen Täfelung zu schätzen. Es waren mehr als 90 Grad, die Frage war nur, ob es 113 sein konnten.

Mit Hilfe eines Küchenstuhls erreichte sie die Holzfläche, die der Reflex markierte. Als sie die Hand gegen die Täfelung drückte, war ein Klicken zu hören. Eine Feder ließ das, was

sich als Klappe herausstellte, aufspringen, und auf deren Innenseite stand eine Position in Länge und Breite angegeben.

57° 54,4' N

11° 29,5' E

Per öffnete die Augen. Alles drehte sich, und ihm war, als bewegte sich die Erde unter ihm. Seine Hände waren gefesselt und sein Mund war mit Klebeband verschlossen. Er versuchte sich zu erinnern, was passiert war. Auf der Fähre hatte er drinnen gegessen und sich sogar unterhalten, mit jener kleinen Frau, die in der Slottsgatan wohnte. Er hatte gehustet, und sie war so nett gewesen, ihm einen Honigbonbon anzubieten, eine ungarische Spezialität, wie sie gesagt hatte. Danach war er von der Fähre zum Parkplatz von Koön gegangen, wo sie eine Stellfläche mieteten, er hatte das Auto aufgeschlossen, um sein Gepäck in den Kofferraum zu legen.

Von da an erinnerte er sich an nichts mehr, alles war schwarz geworden, und das war es noch immer. Das einzige Licht, das er wahrnahm, drang unter einer Tür hervor und durch ein Schlüsselloch zu ihm herein. Er schien in einer Art Kammer zu liegen. Jedenfalls befand er sich in einem Haus. Von draußen hörte er Stimmen, aber es war ihm unmöglich zu verstehen, was sie sagten.

In der Nacht hatte Eiseskälte geherrscht, und das Thermometer auf der *Andante* gab Auskunft, dass es bis zu neun Grad minus gewesen waren. Der Frühling hatte einen herben Rückschlag erlitten. Karin war dankbar über die Sprayhood, den kleinen Zeltschutz über dem Eingang des Boots. Die

sorgte dafür, dass beim Öffnen der Luke kein Schnee auf sie fiel. Kälte schlug ihr entgegen und brachte sie zum Husten.

Es war, als hätte jemand ganz Marstrand mit einer großzügigen Schicht Puderzucker bestreut. Die Bohusläner Felsen im Wintergewand wirkten betörend schön. In allen Mulden und Spalten lag eine feine Schneedecke, doch dort, wo der Wind Zugriff hatte, war der graue Felsgrund freigefegt. Der Himmel war hellblau, und die weiße Schicht verbarg alle Schäden und allen Schmutz. Die Farben erschienen klarer. Es war, als seien alle Konturen schärfer geworden. Die Schneekristalle reflektierten die Sonnenstrahlen, und es glitzerte vom Anleger, den Karin im Verdacht hatte, verräterisch glatt zu sein. Sie befürchtete, dass ihr schwimmendes Zuhause bei ihrer Rückkehr total ausgekühlt sein würde. Der Heizofen war zwar verlässlich, aber sie wagte es nicht, ihn brennen zu lassen, wenn sie so lange vom Boot weg war.

Viertel vor acht parkte Karin vor dem Polizeipräsidium im Zentrum von Göteborg. Die Umgestaltung des Präsidiums zum Rechtszentrum war in vollem Gang. Das Fahndungsdezernat, dem Karin angehörte, und das Ermittlungsdezernat waren die Einzigen, die noch im Hause verblieben waren.

Karin hatte die neuen Informationen in ihrem Kopf gewälzt, also dass der Pastor, der Siri und Arvid gar nicht getraut hatte, eventuell sogar Siris Bruder war und dass jemand zur Nachtzeit in der Nähe von Pater Noster tauchte. Allein der Gedanke, ins kalte Wasser steigen zu müssen, ließ sie schaukeln. Als sie in den Pausenraum kam, war Folke gerade dabei, Wasser in die Kaffeemaschine zu füllen. Er sah mürrisch aus.

»Hallo, Folke, hattest du ein schönes Wochenende?«

»Bin ich der Einzige, der hier immer Kaffee macht?«, lautete seine unwirsche Gegenfrage.

»Nein, das bist du nicht, aber nur wenige machen ihn so gut wie du«, sagte Karin und hoffte, ihn damit an diesem kalten Montagmorgen ein wenig zu besänftigen.

»Hast du am Freitag diese Marta Striedbeck gefunden?«, fragte er, ohne den Blick vom Kaffee zu lösen, der jetzt langsam in die Kanne lief.

»Allerdings, aber die interessanteste Enthüllung des Wochenendes kam wohl von dem Pastor, der Siri und Arvid nicht getraut hat.«

Folke, der die Kanne unter Aufsicht gehalten hatte, um die ersten teerschwarten Tropfen in seinen Kaffeebecher zu füllen, sah Karin verwundert an.

»Nicht getraut hat?«, fragte er.

»Genau.« Karin hatte den Bericht über ihre und Robs Begegnung mit Pastor Simon Nevelius in Läckö bereits beendet, als der ersehnte Kaffee fertig war. Folke wirkte, gelinde gesagt, nachdenklich, als er das kochend heiße Getränk in Karins Kaffeepott füllte.

»Seid so lieb, und lasst mir was übrig!« Die Stimme klang zwar heiser, aber war nicht zu verkennen. Rob. Der Montagmorgen erschien mit einem Mal viel heller.

Rob umarmte Karin. Folke nahm Robs Kaffeepott aus dem Schrank, goss ihm ebenfalls von dem Getränk ein und reichte ihn dem Kollegen.

»Ich stecke nicht mehr an. Glaube ich jedenfalls. Sofia behauptet, ich sei gesund. So etwas Logistischem, wie Tigger gesagt hätte, wagt man schließlich nicht zu widersprechen.«

Karin und Folke sahen nicht aus, als würden sie verstehen.

»Pu, der Bär, ihr wisst schon. Ich habe alle unsere DVD-Filme angeschaut und mir dann die der Kinder vorgenommen.«

»Klingt so, als wäre es höchste Zeit gewesen, dass du wieder zu uns zurückkommst«, kommentierte Karin.

Folke sah aus, als könnte er das durchgehen lassen, brachte es dann aber doch nicht fertig.

»Sei«, mischte er sich ein. »Als sei es höchste Zeit gewesen. Es geht doch um die Gegenwart.«

»Lustig, dass sich nichts verändert hat«, sagte Rob. »Denn man kann doch wohl sagen ›verändert hat‹, oder?«

Karins Mobiltelefon klingelte. Auf dem Display sah sie, dass es Carsten war.

»Wo bist du?«

»Irgendwann wirst du noch lernen, zuerst ›Guten Morgen‹ zu sagen, Carsten. Ich bin im Pausenraum. Soll ich dir einen Kaffee mitbringen?«

»Ja, aber deine Jacke brauchst du gar nicht erst ausziehen.«

»Ja danke, sagt man. Vielleicht heißt das auf Dänisch ja anders? *Jä danske*. Nun staunst du, was? Kann ich nicht fabelhaft Dänisch? Folke und Rob sind hier. Soll ich die mitbringen?«

Sie gingen in Carstens Zimmer. Er stand von seinem Stuhl auf, nahm Karin den Kaffeebecher aus der Hand und sagte ganz ordentlich danke, bevor er sich auf die Kante seines Schreibtischs setzte und zunächst Robert wieder am Arbeitsplatz begrüßte.

»Es sieht so aus, als hättet ihr Grund, noch mal nach Marsstrand zu fahren. Im Hafen wurde eine Männerleiche gefunden ... wollen mal sehen ...« Carsten schaute in seine Papiere »... gestern Abend. Die Küstenwache hat den Notruf erhalten, den Toten geborgen und ihn nach Absprache mit der Seepolizei nach Tångudden gebracht, wo er an uns übergeben wurde. Margareta ist gerade dabei, ihn zu obduzieren. Es gab da einige Probleme, weshalb er auf unserem Tisch gelandet ist. Die Füße des Mannes waren gefesselt, und die Hände hatte man entfernt. Pfui Deibel.«

»Soll Marstrand nicht ein sogenanntes Schärenidyll sein?«, fragte Rob.

»Und das Alter? Wissen wir, wer er ist?«, mischte sich Karin ein.

»Mir ist im Augenblick leider nicht mehr als das bekannt, aber Margareta wollte, dass jemand gegen drei bei ihr vorbeischaut.«

»Kann ich machen, wer weiß, vielleicht hat es ja was mit Arvid Stiernkvist zu tun«, sagte Karin.

»Das bezweifle ich aber sehr«, meinte Folke.

»Kein gutes Wochenende gehabt, Folke?«, fragte Rob aus reiner Gemeinheit. Keinem war entgangen, dass der Kollege nicht gut drauf war.

Folke starrte böse zurück. Karin fragte sich, was es wohl gewesen sein konnte, das ihm dermaßen die Stimmung verdorben hatte.

Vielleicht fühlte er sich wieder ausgegrenzt, jetzt wo Rob zurück war, aber er hatte ja schon miese Laune gehabt, als Karin gekommen war. Sie nutzte die Gelegenheit, Folke und Carsten zu erzählen, dass sie ins Boot gezogen war und selbiges im Augenblick gut festgebunden in Marstrand lag. Karin sah, dass Folke überlegte, wie lange sie dort wohl schon gewohnt hatte. Schluss mit den Samthandschuhen, dachte sie. Wenn er etwas wissen will, soll er fragen.

Karin berichtete von den Ereignissen des Wochenendes und ließ Rob erzählen, was sie in Schloss Läckö von Pastor Simon Nevelius erfahren hatten. Carsten seufzte und drehte eine Runde um seinen Schreibtisch, als er vom Ausflug der beiden Kollegen hörte, blieb aber erstaunt stehen, als Rob sagte, dass nie eine Trauung Arvids und Siris stattgefunden hatte.

»Nicht verheiratet?«, fragte er.

»Genau!«, bestätigte Karin.

»Aber warum lügt man bei so was?«, fuhr Carsten fort.

»Gute Frage. Uns wundert das auch. Vermutlich profitiert dieser Jemand davon. Dem Pastor zufolge war Arvid bereits tot, als er den Trauschein ausstellte.«

»Woher wusste Siri, dass Arvid tot war?«, fragte Folke.

»Wir wissen nicht, ob sie es wusste, aber ich denke schon. Da kann man sich natürlich fragen, wieso sie so sicher sein konnte, dass er wirklich nicht mehr lebte? Zumal die Leiche erst vierzig Jahre später gefunden wurde ...«

»Sollte die Frau am Tod ihres Mannes beteiligt sein?«, fragte Carsten.

»Sie ist ja nicht seine Frau, was die Sache noch interessanter macht. Gesetzt den Fall, sie wollte es aus irgendeinem Grund unbedingt werden. Beispielsweise war er ziemlich vermögend.«

»Also Arvid ist bereits tot, als der Pastor die Namen der beiden ins Trauungsbuch einträgt, und Siri und er wissen davon. Wirklich reizend«, sagte Carsten.

Karin erzählte nun von dem abendlichen Besucher an ihrem Boot einschließlich des Telefongesprächs mit Mirko in Polen.

»Haben die beiden lange telefoniert?«, fragte Carsten. Er lehnte mit verschränkten Armen an seinem Schreibtisch.

»Ein paar Minuten«, sagte Karin.

»Natürlich auf Polnisch. Wäre interessant zu erfahren, was sie gesagt haben«, meldete sich Folke.

Er konnte also zugeben, dass er trotz allem ein bisschen neugierig war, dachte Karin zufrieden.

»Ja, sicher wäre das interessant«, bestätigte sie und klickte sich durch das Menü ihres Telefons. Die auf Polnisch geführte Diskussion zweier Männerstimmen ertönte aus dem kleinen Lautsprecher, als Karin das Gerät auf Carstens grüne Schreibtischunterlage legte.

»Ich hab es aufgenommen«, sagte sie zu den erstaunten Kollegen. »Aber leider kann ich kein Polnisch.«

»Mensch, bist du gut!«, sagte Rob.

»Du weißt, dass man ohne Wissen und Zustimmung der Personen kein Gespräch aufnehmen darf«, warf Folke ein und leerte seinen Kaffee.

»Ach, davon hatte ich wirklich keine Ahnung«, spottete Rob. »Wir müssen die Aufnahme löschen, das ist die einzige Lösung.«

Folke schnaubte verächtlich.

»Wie ich ja wohl schon erwähnt habe, müssen wir Arvid Stiernkvist fallenlassen, auch wenn es da noch eine ganze Menge Ungereimtheiten gibt. Wir haben uns jetzt auf diesen anderen Typen zu konzentrieren«, warf Carsten ein.

»Karin und Rob, ihr fahrt raus und redet mit Yngve Jansson in Marstrand. Wo stand das gleich ... ja, also Yngve ...« Carsten setzte seine Lesebrille auf und konsultierte den Bericht in seiner Hand. »... Yngve Jansson hat die Leiche gefunden ... wollen mal sehen ... Sonntagabend hat er eine Probetour mit seinem Boot gemacht und dabei ... ja, ihr könnt es selber lesen. Ich glaube, er war Fischer.« Carsten reichte Karin die Papiere.

»War er Fischer oder ist er es? War er früher Fischer, und ist er jetzt in Rente?«, fragte Folke.

»Folke, die Vermisstenliste müsste durchgegangen und geprüft werden, ob wir hinsichtlich der gefundenen Leiche einen Treffer landen können«, erwiderte Carsten, ohne auf seine Frage einzugehen.

Folke trottete davon. Rob und Karin wollten das Zimmer gerade verlassen, als Carsten hinzufügte: »Karin, bevor ihr fahrt, geh zu Jerker rein, damit er eine Kopie von diesem Gespräch macht. Das kann uns vielleicht irgendwie weiterhelfen. Ich werde Martina bitten, einen Dolmetscher zu finden.«

Karin wollte etwas entgegnen, aber Carsten hob nur abwehrend die Hände: »Ja, ja, ich weiß.«

»Schloss Läckö«, sagte er vor sich hin und schüttelte den Kopf, als sich die Tür hinter ihnen schloss. Er konnte sich das Lachen nicht verkneifen.

17.

Sie waren jetzt so nah dran, sie mussten es einfach sein. Sie hatten alle Wracks durchsucht, doch ohne Ergebnis. Nachdem sie Markus' Kamera gefunden hatten, wussten sie, dass sie an der richtigen Stelle waren. Der Mann mit dem finsternen Lächeln, Blixten genannt, schaute nach dem Datum, an dem die Bilder gemacht worden waren, bevor er die Route und die Tauchgänge der entsprechenden Nacht durchging.

»Hier«, sagte er und zeigte auf die Linie auf der Seekarte. »Es muss eins dieser Wracks sein. Entweder da«, er nahm einen Zug aus seiner Zigarette, »oder dort.« Er blies den Rauch durch die Nase. Der Mann auf der anderen Seite des Tisches runzelte die Stirn.

»Hmm, ich tippe auf diese Markierung. Ich erinnere mich, dass Markus allein unten war, um das Wrack zu kontrollieren.«

»Okay, dann nehmen wir die.«

Mollstedt ging ins Wasser. Gespannt hingen die anderen über der Reling und warteten, mit welchem Befund er zurückkam. Eine Hand mit erhobenem Daumen war das Erste, was die Wasserfläche durchbrach. Dann nahm Mollstedt das Mundstück aus dem Mund.

»Hier ist es. Ich habe eine Kiste gefunden, sie liegt außerhalb des Wracks, wir sind also richtig. Sorgt dafür, dass das Arbeitsboot rauskommt, dann machen wir uns ans Bergen. Ich gehe runter und suche drinnen im Wrack nach mehr.«

Der Mann an den Schalthebeln nickte und griff nach dem Telefon. Vier Stunden später ließ der Kran des Arbeitsbootes die dritte Kiste auf das Deck hinunter.

»Zugelötet oder verschweißt oder etwas dergleichen, ohne vernünftige Ausrüstung lässt sie sich jedenfalls nicht öffnen.«

»Spielt keine Rolle, müssen wir's eben später machen. Kümmert euch jetzt darum, dass wir sie an Bord bekommen. Wie viele noch?«

»Fünf.«

»Also insgesamt acht Stück, keine in dem anderen Wrack?«

»Nein, das scheint leer zu sein.«

»Leer, seltsam. Schau noch mal nach.«

»Vielleicht war's ein Begleitschiff, um abzulenken oder Hilfe zu leisten.«

Sie arbeiteten rasch und effektiv, schon deshalb, weil das verlässliche DMI, das Meteorologische Institut Dänemarks, vor einem Unwetter gewarnt hatte. Winde mit Böen in Orkanstärke sollten im Laufe des Abends über die Westküste hereinziehen. Am Abend, dachte er. Hoffentlich hatten sie bis dahin Dänemark erreicht. Skagen oder Fredrikshamn, abhängig vom Wind. Die vierte Kiste wurde aufs Deck gehievt. Schnell entfernte man die Seile und ließ sie wieder zu dem wartenden Taucher hinunter. Die Arbeit war schwer, aber alle hatten das Ziel vor Augen.

Tomas war heute nicht zur Arbeit gegangen, was Sara nicht im Geringsten erstaunte. In den vergangenen drei Monaten hatte er zwischen fünfundsechzig und siebzig Stunden die Woche geschuftet, und sein Körper hatte schon lange signalisiert, dass er Ruhe brauchte. Jetzt lag Tomas auf der Couch, sah sich einen Film auf DVD an und verkündete, dass er unglaublich kaputt sei, besonders weil er am Samstag, als sie auf

dem Weiberessen war, sich ganze drei Stunden um die Kinder gekümmert hatte.

Sara überlegte, welche Mütze sie nehmen sollte. Die elegante, von der Schwiegermutter akzeptierte mit dem Nobellogo deutlich sichtbar auf der Stirn oder die warme. Die Wahl fiel ihr leicht. Sie zog die warme Mütze bis über die Ohren und begab sich rasch zum Briefkasten hinaus. Der Holzdeckel knarrte aus Protest gegen die Minusgrade, als sie ihm die Tageszeitung und ein dickes weißes Kuvert mit Tomas' Namen entnahm. Auf dem Kuvert gab es weder Briefmarken noch Adresse oder Absender, und sie hoffte inständig, dass nicht irgendein Kollege ihres Mannes mit ein wenig Extraarbeit vorbeigekommen war. Sie legte die Zeitung und das Kuvert auf den Couchtisch, bevor sie sich auf den Weg machte.

Die Kälte biss ihr in die Wangen. Beim Vorbeigehen winkte sie Lycke zu, die an ihrem Laptop arbeitete. Lycke zeigte auf ihren Caffé latte, aber Sara schüttelte den Kopf. Das Risiko war zu groß, dass sie bei Lycke hängenblieb und aus ihrem Spaziergang nichts wurde.

Sara beschloss, den kleinen Pfad entlang der Wasserlinie der Blekebukten zu nehmen, der dann nach Süden dem weichen Bogen der Bucht Muskeviken folgte. Die Kälte hatte nicht nur die Rad- und Fußspuren auf dem sonst so schlammigen Weg steinhart werden lassen, sie hatte auch alle Gerüche fortgenommen. Es roch einfach nach nichts, die Natur war tiefgefroren und eiskalt.

Sara hatte den Kragen ihrer Jacke hochgeschlagen, einerseits gegen die Kälte, aber auch, weil sie mit niemandem reden wollte. Sie schaute auf die Schwimmanleger hinaus, wo sich im Sommer die Boote drängten. Um diese Jahreszeit aber befanden sich nur wenige Schiffe hier, und ganz draußen, vor dem Hintergrund von Marstrandsön, lag Karins Stahlboot. Es sah beeindruckend aus, fand Sara. Seit sie nach Marstrand

gezogen waren, hatten Tomas und sie vergeblich versucht, einen Liegeplatz für ihren Kahn zu bekommen. Aber jetzt gab es Pläne, die Anzahl der Plätze in der Blekebukten zu erhöhen. Hoffentlich konnten sie ihr Boot im nächsten Frühjahr zu Wasser lassen.

Sara blickte sich vergeblich nach einem Fluchtweg um, als Siri und Brigitte, die in ihren Pelzen steckten, vor ihr, unsicher die Füße setzend, auftauchten, Brigitte mit Zughilfe ihres Hundes Lady. Wenn man in Marstrand etwas verbreiten wollte, war es das Sicherste, es Brigitte zu erzählen, der größten Klatschtante des Ortes, die zugleich eine Hypochonderin schlimmster Sorte war. Das Medizinische Zentrum von Marstrand war montags und donnerstags geöffnet, und Sara konnte sich nicht erinnern, jemals dort gewesen zu sein, ohne Brigitte anzutreffen.

Die Schwiegermutter sagte kurz hallo, ohne Sara zu umarmen, und schaute missbilligend auf ihre Mütze.

»Tag, Sara, wie geht's?«, fragte Brigitte. Sara erwog die Alternativen. Sollte sie erzählen, wie es ihr tatsächlich ging, oder so tun, als sei nichts? Sie entschied sich für Letzteres.

»Danke, es geht vorwärts. Wie steht's bei dir?«

»Ja, ich bin schon wieder erkältet und frage mich, ob nicht sogar die Lunge angegriffen ist. Dieser Husten will einfach nicht aufhören.« Brigitte hüstelte. »Am schlimmsten aber ist die Gefühllosigkeit in den Beinen.«

»Oh, das klingt nicht gut. Hoffentlich geht es dir bald besser«, sagte Sara.

»Bist du immer noch krankgeschrieben?«, erkundigte sich Brigitte.

»Ja, leider«, erwiderte Sara ausweichend und versuchte sich nicht als Parasit zu fühlen. Andererseits waren es gerade ihr Kampfgeist und ihr Zähnezusammenbeißen gewesen, die sie an den Punkt gebracht hatten, an dem sie jetzt war.

»Himmel, wie schön«, sagte Brigitte.«Könnte man doch auch mal, Tag für Tag zu Hause bleiben.«

»Sag mal, Sara, was habt ihr da eigentlich am Wohnzimmerfenster?«, fragte Siri.

»Ja, ist das nicht herrlich?«, erwiderte Sara rasch und übertrieben euphorisch. Sie war sich nur allzu bewusst, dass Siri es ganz anders meinte.

»Du solltest vielleicht eine andere Aufhängung wählen. Ich habe ja mit solchen Dingen gearbeitet und kenne mich da aus. Und zu Weihnachten hattet ihr nicht mal einen Kranz an der Tür. Ich finde, das wirkt sehr unpersönlich.«

»Wenn es für euch so wichtig ist, dass wir einen Kranz an der Tür haben, könnt ihr ja gern einen kaufen und ihn aufhängen«, sagte Sara und biss die Zähne zusammen. Es war wichtig, bei ihrem Vorgehen Vorsicht zu wahren. Die Schwiegermutter war wie ein Stier, und Sara hatte ihr gerade das rote Tuch gezeigt, zwar nur kurz, aber trotzdem.

»Ja, Sara, hier hast du jemanden, der in Geschmacksfragen wirklich Bescheid weiß, du kannst bestimmt eine Menge guter Tipps bekommen«, mischte sich Brigitte ein. »Es muss phantastisch sein, wenn die Großeltern so in der Nähe sind.«

Brigittes schwarzer Labrador zog ungeduldig an der Leine.

»Warte, meine Kleine, Mama unterhält sich gerade. Platz.« Der Hund sah sie vorwurfsvoll an, ohne auch nur im Traum daran zu denken, sich auf den saukalten Boden zu setzen.

»Platz, hab ich gesagt!«, fauchte Brigitte. Der schwarze Hund beschnupperte eine gelbe Spur im Schnee und kümmerte sich nicht im Geringsten um die Anweisung.

»Übrigens habe ich Diane gestern in Göteborg getroffen. Sie hatte die Kinder nicht dabei, gehen die jetzt alle in die Kita?«, fragte Brigitte.

»Normalerweise ja, gestern aber war ich in der Stadt und habe mich um sie gekümmert«, sagte Siri.

»Diane war zum Mittagessen mit Viveka Warner verabredet, ihr wisst, die Tochter von Georg Warner. Die beiden sind richtig gute Freundinnen, und Vivi ruft Diane ständig an. Aber im Winterhalbjahr sehen sie sich nicht so oft, weil die Warners in Stockholm wohnen. Jedenfalls hatten sie ein wunderbares Essen im *Sjömagasinet*.« Siri wandte sich an Sara. »Ich finde es sehr bedauerlich, dass weder du noch Tomas mich besuchen kommt, wenn ich allein zu Hause bin.«

»Tomas hat unheimlich viel gearbeitet, und ich ... mir ist es nicht so gut gegangen«, sagte Sara und spürte den Kloß im Hals wachsen.

»Ihr hättet wenigstens anrufen können«, sagte Siri vorwurfsvoll.

Sara wollte gerade um Entschuldigung bitten, besann sich aber eines Besseren. Scheiße, was tue ich da, dachte sie.

»Andererseits hättest du auch mit der Fähre überkommen und uns besuchen können, oder du hängst dich mal selber an die Strippe und meldest dich bei uns«, sagte sie stattdessen.

Siri kniff die Augen zusammen, und Sara konnte die Falte auf ihrer Stirn tiefer werden sehen.

»Ein bisschen Zuwendung kann man als Gegenleistung doch wohl erwarten?«, sagte sie und schaute Brigitte an. Dann drehte sie sich zu Sara um. »Wir waren immer darauf bedacht, unseren Kindern zu helfen, gerecht zu sein und ihnen ein anständiges Benehmen beizubringen.«

Bei diesen Worten ließ sich Brigittes Hund mitten auf dem Bürgersteig nieder und setzte einen Haufen. Weder Siri noch Brigitte schienen es zu bemerken, aber Sara wusste, wie viele Augenpaare sie hinter den Gardinen bewachten und wie wenig alle, sie eingeschlossen, von Hundebesitzern hielten, die hinterher nicht saubermachten.

»Wirklich?«, erwiderte Sara. Sie wusste, dass es weder der richtige Ort noch die richtige Zeit war, aber fand es am besten, hier und jetzt die Sache loszuwerden.

»Wie bitte ...?« Siri sah sie missbilligend an.

»Fühlt es sich okay an, wenn man nur dreien von seinen sechs Enkelkindern hilft, indem man für sie Geld für eine spätere Wohnung anspart?«, fragte sie.

Sie sah, wie Siri erblasste und sich zu Brigitte umdrehte, als wollte sie die Sache erklären.

»Ja?«, fragte Brigitte eifrig und leckte sich die Lippen. Sie hatte die Hand in die Tasche gleiten lassen und ihr Telefon abgestellt, um nicht gestört zu werden.

»Ja, sowohl Annelie als auch Tomas wissen das. Und dass ihr Diane und Alexander hilft, ein Haus zu kaufen, ist zwar nett, aber gerecht ist nicht gerade das Wort, das mir dazu als Erstes einfällt. Jetzt muss ich aber weiter. Macht's gut.«

»Ja, ich ... ich muss wohl auch ...«, stammelte Brigitte, die sonst doch unter ständigem Sprachdurchfall litt.

Sara hatte sie wahrhaftig noch nie so still erlebt. Mit leichten Schritten und einem fast euphorischen Gefühl bog sie von der Fredrik Bagges gata in die Slottsgatan ein. Die beiden Frauen blieben mit aufgerissenen Augen hinter ihr zurück.

Zwanzig Minuten nach Ende der Besprechung in Carstens Zimmer saßen Karin und Rob im Auto nach Marstrand, während Folke an seinem Schreibtisch im vierten Stock des Präsidiums hockte. Das war eine Lösung, die alle drei als ultimativ empfanden. Rob saß mit einem breiten Grinsen am Steuer.

»Dass du das Gespräch aufgenommen hast. Wirklich super!«

»Schön, dass du wieder dabei bist. Mit Folke ist es irgendwie nicht dasselbe.«

»Er liebt ja voll seine Regeln.«

»Wenn du ›voll‹ sagst, was meinst du damit?«, fragte Karin, und beide lachten. »Also, was diese Sache angeht, dass Siri und Arvid nicht verheiratet waren, frage ich mich, ob die im Pastorat Torsby nicht im Trauungsbuch nachschlagen können, ob da vielleicht etwas anderes bei Arvid Stiernkvist steht. Irgendwie leuchtet es mir sonst nicht ein, dass er einen Ehering am Finger hatte. Wer sollte sich die Mühe machen, ihm den abzunehmen, und weshalb?«

Inger im Pastorat Torsby klang, als fände sie den Auftrag spannend, und versprach, sich so schnell wie möglich zurückzumelden. Karin konnte förmlich sehen, wie Inger aus dem öden Büroraum stürzte, in dem sie nach Karins Vorstellung ihren Arbeitsplatz hatte, und ins Archiv hinuntereilte, um in den alten staubigen Trauungsbüchern aus den Sechzigern nachzusehen. Karin hatte fast ein schlechtes Gewissen, weil sie Inger gebeten hatte, sich den Zeitraum von 1960 bis 1965 vorzunehmen.

Sie hielten beim McDonald's Drive Inn vor Kungälv. Rob bestellte zwei Kaffee, den einen mit viel Milch – Karin brauchte es nicht einmal zu sagen –, und für jeden ein Stück Apfelkuchen.

Karin wollte gerade einen Schluck nehmen, als ihr Mobiltelefon klingelte.

»Hier spricht Doris. Doris Grenlund, die aus dem Taxi.«

Sie machte eine Pause, bevor sie weitersprach.

»Entschuldige, wenn ich störe, aber man hört mir nicht zu«, sagte die alte Frau. Karin versuchte die erregte Stimme mit einem Gesicht in Einklang zu bringen, und schließlich fiel ihr ein, dass es sich um Marta Striedbecks Nachbarin, die Frau im Rollstuhl, handelte.

»Kein Problem«, sagte Karin.

»Irgendwas stimmt nicht, aber wie gesagt, keiner hört mir zu. Das ist der Nachteil, wenn man alt wird. Die Leute glauben, man sei senil, und nehmen einen nicht mehr ernst.«

»Was stimmt denn nicht?«

»Bei Marta. Ich weiß, dass etwas passiert sein muss. Wir lösen immer Kreuzworträtsel zusammen.«

»Doris, erklär es bitte so, dass ich's verstehe.«

»Ja, ja.« Es klang, als hätte Doris Eile. »Marta und ich treffen uns immer montags, um das Kreuzworträtsel in der *Allers* zu lösen. Entweder sitzen wir bei mir, oder wenn ich bei meiner Tochter bin, rufe ich Marta an, und wir lösen es am Telefon. Das haben wir in den vergangenen Jahren jeden Montag gemacht.«

»Und?«, sagte Karin.

»Sie geht nicht ran. Ich rufe an, und niemand nimmt ab.«

»Vielleicht ist sie aus dem Haus gegangen«, schlug Karin vor.

»Niemals. Sie würde das einfach nicht verpassen«, sagte Doris.

Karin hörte eine andere Stimme im Hintergrund.

»Aber Mama ... wen rufst du da an?« Karin verstand, dass es sich um Doris' Tochter handelte.

»Ihr müsst es mir glauben. Irgendetwas ist passiert. Ja, Karin, entschuldige bitte, aber ich würde dich wirklich nicht anrufen, wenn ich eine bessere Lösung für das Problem wüsste. Ich mache mir Sorgen, dass sie rausgegangen sein könnte, um Holz zu holen, vielleicht ist sie ausgerutscht ... oder ...«

Karin dachte an die verräterisch glatten Schieferplatten vor Martas Holzschuppen.

»Mach dir keine Sorgen, Doris. Ich sehe nach ihr«, sagte Karin beruhigend.

Auch wenn sie nicht mehr als die Dreiviertelstunde mit Doris geredet hatte, die das Taxi bis Göteborg gebraucht hat-

te, glaubte sie nicht, dass die alte Dame der Typ Frau war, der jemanden unnötigerweise mit Anrufen belästigte. Karin dachte an ihre eigene Großmutter, die immer befürchtete, sie könnte jemanden behelligen, und deshalb versicherte sie Doris, dass sie, sobald sie eine Möglichkeit dazu sah, bei Marta vorbeigehen und sich dann bei ihr zurückmelden würde. Allerdings verriet sie nicht, dass sie sich bereits auf dem Weg nach Marstrand befand.

Odense, Dänemark, 1964

Der Sohn wurde im dänischen Odense geboren. Ein kleiner Kerl von 2,6 Kilo. Siri sah das Bündel überhaupt nicht erst an, sondern bat die Schwestern, es wegzubringen. Sie wollte das da gar nicht erst anfassen und würde auch später immer nur an »das« denken und nicht an »ihn«.

Zwei Kinder waren in jener Nacht in der dänischen Entbindungsklinik zur Welt gekommen. Ein Mädchen und ein Junge. Es hatte ein Unwetter ohnegleichen gegeben. Blitze hatten einen Stromausfall verursacht, und auf ganz Fünen waren die Lichter erloschen. Drei Tage später kam ein kinderloses Paar in die Klinik. Der Mann sah den Jungen an, und die kleinen Hände umfassten seinen Zeigefinger. Das Herz in der Brust des Mannes machte einen Sprung. Vorsichtig hatte er den Jungen hochgehoben und ihn mit heimgenommen. Sie hatten ihn aufgezogen, als wäre er ihr eigener Sohn.

Einen Monat nach der Entbindung hatte Siri ihre Figur wieder einigermaßen zurückerhalten und saß im Zug nach Schweden. Blixten hatte gewartet, aber alles war kaputt, war anders. Irgendetwas schien zerbrochen zu sein. Nie mehr würde sie zulassen, dass ein Mann über ihr Leben bestimmte. Von jetzt an sollte alles, was sie tat, ihr selbst und ihrer Tochter Diane zugutekommen.

18.

Fischer Yngve Jansson ging leicht gekrümmt. Der Mann sah wirklich aus wie jemand, der sein Leben lang auf einem Kutter gestanden und über die Reling in die Tiefe geblickt hatte, um dann, ohne einen Griff zu viel, Reusen und Hummerkörbe nach oben zu holen. Sein Gesicht war wettergegerbt, und obgleich Karin vermutete, dass er über fünfundsechzig war, sah er zäh und stark aus. Seine lebhaften Augen waren blau und schienen alles zu registrieren und zu studieren.

Karin wusste, dass manch einer das Fischerleben für friedvoll hielt. Solange die Sonne schien und der Wind nicht zu stark blies, traf das wohl auch zu, doch wenn die Herbststürme einsetzten und die Dunkelheit so früh anbrach, dass man es noch nicht geschafft hatte, all sein Fanggerät zu kontrollieren, war es alles andere als idyllisch. Viele Entscheidungen mussten getroffen werden und oft sehr rasch, das wusste Karin, obwohl sie nur eine Leine von der *Andante* auslegte. Für denjenigen, der auf einem Fischerboot arbeitete, und obendrein allein, hieß das, er musste sowohl das Boot unter Kontrolle haben als auch eventuell aufziehende Unwetter, musste wissen, wo der nächste Hummerkorb oder die Kette mit den Krebiskörben lag, ob der Platz gut gewählt oder ein Umsetzen angeraten war.

Yngves Kutter lag passenderweise im Fischereihafen vertäut. Er selbst saß in dem grauen Geräteschuppen, an dessen Tür zur Seeseite ein Schild mit der Aufschrift »Büro« hing. Reidar, der Mann vom Marstrander Kajakverleih aus dem

Gebäude nebenan, wo man auch Kajaks kaufen konnte, hatte auf eine Tasse Kaffee vorbeigeschaut. So früh in der Saison und dann noch an einem Wochentag waren nur wenige zum Paddeln unterwegs.

»Tat grad 'rinfahrn bei Lyktan«, sagte Yngve, als Antwort auf Robs Frage, wo er die Leiche gefunden habe.

»Wisst ihr, wo P.G.s Haus liegt?«, fragte Reidar, als er die fragenden Gesichter der beiden sah.

»Ja, das ist das graue Haus auf der Seite von Koön an der nördlichen Einfahrt«, erwiderte Karin.

»Vor der nördlichen Einfahrt«, berichtigte Yngve, als er zu der großen Seekarte an der Wand ging. Er zeigte, welchen Weg er am Morgen genommen hatte und wie er zurückgekehrt war. Karin folgte seinem Finger vorbei an Marstrand-sön, bis vor die Pater-Noster-Schären, deren Inseln Namen trugen wie Pottan, Elloven, Levern, Stora Buskär, Långeryggen und Systrarna. Kurz vor der nördlichen Einfahrt hatte Yngve etwas im Wasser schwimmen sehen.

»Einen Taucher. Als ich näher kam, sah ich, dass er tot war«, fuhr Yngve fort. »Ich rief die Küstenwache über VHF an.«

»Funk. VHF-Funk«, sagte Karin zu Robs Erklärung.

»Die 051 ging gerade südwärts Richtung Göteborg und war in zehn Minuten an Ort und Stelle.«

»Das Schiff 051 der Küstenwache, das zur Schadstoffbekämpfung eingesetzt wird?«, fragte Karin. Yngve nickte.

»Aber als die Jungs von der 051 die Leiche bargen, sahen sie, dass die Hände fehlten und die Beine zusammengebunden waren. Das deutet ja darauf hin, dass etwas ... also, nicht stimmt. Ja, verdammt.« Yngve wischte sich mit dem Hemdärmel über den Mund. »Ich hörte, wie sie die Seepolizei anriefen, und denke, sie wollten weiter im Süden aufeinander-treffen.«

Karin notierte, wo genau die Leiche gefunden worden war, und fragte bei der Gelegenheit, was für Wind geherrscht hatte und in welche Richtung die Strömung ging. Yngve antwortete anerkennend auf ihre Fragen.

»Bestimmt sind es diese Ärsche«, brummte er dann.

»Diese Ärsche?«, fragte Karin und versuchte Rob zu ignorieren, der hinter den beiden Männern stand und heimlich auf die Körperteile gleichen Namens zeigte.

»Das Umerziehungsheim«, erklärte Reidar. »Wir haben hier draußen so eins für Jugendliche, die ein bisschen auf die schiefe Bahn geraten sind. Die beschäftigen sich unter anderem mit Tauchen, Yngve meint, der Tote könnte einer von ihnen sein.«

»Aber wenn dort ein Unfall passiert wäre, wüssten wir es bestimmt schon«, meinte Karin.

»Da kann man nicht so sicher sein«, entgegnete Yngve skeptisch. »Banditen, und dann schickt man sie auf Urlaub in die Schären.« Er schüttelte den Kopf. »In meiner Jugend bekam man ne Tracht Prügel, und damit war gut.«

»Jetzt bist du ungerecht«, mischte sich Reidar ein. »Man gibt diesen Jungs ganz schnell die Schuld, wenn hier draußen irgendwas passiert. Aber ich kann euch sagen, dass auch die Jugend von Marstrand nicht wenig Unfug verzapft. Vor ein paar Jahren, erinnerst du dich, als auf dem Parkplatz von Myren und auf dem unten an der Bucht mehrere Autoscheiben eingeschlagen wurden? Das waren absolut welche von hier. Einer von ihnen hatte eine Fahrkarte mit seinem Namen verloren, und so haben sie ihn erwischt.«

»Zwischen unserer Jugend und diesen Banditen gibt's ja wohl einen Riesenunterschied«, sagte Yngve beleidigt.

»Die Jungs aus diesem Heim machen trotz allem den Versuch, ihre Situation zu ändern, deshalb sind sie schließlich

hier. Sie grüßen auch immer, und ich finde, wir haben die Pflicht, sie zu unterstützen«, sagte Reidar.

»Die nördliche Einfahrt.« Karin unterbrach die abschweifende Diskussion und zeigte wieder auf die Seekarte. Yngve berichtete, dass kein Wind geherrscht hatte, als er den Toten fand, und dass er draußen außer den üblichen auch keine anderen Boote gesehen hatte. Nachdem er noch erläutert hatte, was er mit den »üblichen« Booten meinte, bedankten sich Karin und Rob. Sie wollten gerade gehen, als der Fischer sich noch einmal zu Karin umdrehte.

»Is das dein Boot, das dort in der Blekebukten?«

Eigentlich brauchte Yngve nicht zu fragen, Karin vermutete, dass er sehr gut Bescheid wusste, wer hier welches Boot besaß, und genauestens darüber informiert war, wie lange sie schon am Schwimmanleger lag.

»Hab so eins noch nie nich gesehn. Was iss'n das für' ne Sorte?«

»Knocker-Imram, französisches Stahlboot.«

»Liegt's gut im Wasser?«, fragte er.

»Ganz toll. Es nimmt die Wellen ganz weich. Bei einem Stahlboot meint man eine ganz andere Kraft zu spüren. Die Wellen bremsen es nicht so aus wie ein Plastikboot, es ist, als würde es die einfach durchschneiden.«

»Hab auch begriffen, daste an Bord wohnst. Wie kriegste das warm?«

Karin berichtete von dem Dieselofen und ihren Überlegungen, die Installation so zu verändern, dass sie das Boot mit Strom vom Land erwärmen konnte. Yngve hatte Beziehungen und gab Karin die Nummer eines Mannes, der ihr bestimmt dabei helfen würde. Sie lächelte und dankte herzlich. Rob schob die Tür hinter ihnen zu. Auf dem Anleger lagen Krebaskörbe in ordentlichen Reihen. Ein Container mit einem

surrenden Kühlaggregat stand Wand an Wand mit Yngves Geräteschuppen.

»Wie wäre es, so zu arbeiten«, sagte Rob und deutete auf den weißen Kutter.

»Man kann sich zweifellos auf verschiedene Weisen versorgen. Stell dir vor, du bist Fischer von Beruf, und in deiner Freizeit stellst du dich obendrein noch mit 'ner Angel auf die Klippen. Dann liebst du das, was du tust, wahrhaftig ...«, sagte Karin und überlegte, was sie sich als Nächstes vornehmen sollten. Der Zeiger näherte sich der Mittagszeit, und sie beschlossen, im *Hamnkrogen* auf Koön zu essen. Auf dem Weg dorthin konnten sie bei Marta vorbeischaun.

Rob war gerade losgefahren, als Karin ihn bat, noch einmal zu halten. Sie rannte zurück zu Yngves grauem Geräteschuppen, klopfte und ging hinein, ohne die Antwort abzuwarten. Yngve und Reidar saßen genauso da wie zuvor. Yngve senkte die Kaffeetasse und wirkte schuldbewusst.

»Hätt wohl erwähnen sollen, dass ich 'n paar Bilder gemacht hab«, sagte er zögernd, bevor Karin etwas sagen konnte. Er reichte ihr seine Digitalkamera. »Hab ich aufgenommen, als ich begriff, dass das 'n Toter war.«

Er klang unsicher, und Karin begriff, dass er sich unwohl fühlte. Die Kamera war eingeschaltet. Sie warf einen raschen Blick aufs Display und spürte, wie sich ihr der Magen umdrehte. O Gott. O mein Gott, dachte sie. Rob und sie hatten die mitgebrachten Fotos nicht angesehen, die von der Küstenwache und später, nach der Übernahme der Leiche, von der Kriminaltechnik gemacht worden waren. Zwar hatte Karin gelernt, ein Pokerface aufzusetzen, aber ihr Schweigen ließ die Männer jetzt betroffen reagieren.

»Ich wollt nich ... hab die ganze Zeit gedacht, ich ...«, stammelte Yngve nervös.

»Ja, ja, schon gut«, schnitt Karin ihm das Wort ab und erklärte, dass sie die Kamera mitnehmen müsste. Fast hätte sie vergessen, weshalb sie zurückgekommen war.

»Simon Nevelius«, sagte sie schließlich.

Ihr war klar, dass es nur ein Versuch war, aber vielleicht klappte es ja. »Ist er mit jemandem hier draußen verwandt?« Sie sah die beiden Männer an, ohne ihnen irgendwelche Namen anzubieten.

»Ja, ja«, sagte Yngve. »Is der Bruder vom Blixten.«

»Blixten?«, fragte Karin.

»Sein Spitzname war ›Blitz‹, weil er immer so langsam war. Unser früherer Polizist, Sten Widstrand.«

Sie parkten den Wagen und gingen die Sveagatan bis zur Slottsgatan hinunter. Inger vom Pastorat Torsby hatte sich gemeldet und berichtet, dass Arvid Stiernkvist 1963 eine Elin Strömmer geheiratet hatte. Die Trauung war von Marstrands altem Pastor vollzogen worden, es war seine letzte, bevor er in Pension gegangen war. Arvid Stiernkvist war also bereits verheiratet gewesen, als Siri diesen Simon Nevelius dazu gebracht hatte, ihren und Arvids Namen in das Trauungsbuch einzutragen.

»Der Ehering«, sagte Karin zu Rob.

»Nun bin ich ja keine Frau, und da ist es besser, du sprichst in ganzen Sätzen, wenn du mit mir redest. Meine telepathischen Fähigkeiten sind nicht besonders gut ausgebildet«, erklärte Rob.

»Erinnerst du dich, dass im Bericht der Rechtsmedizin stand, Arvid habe einen Ring getragen, aber dass der Ehering, den wir von Roland erhielten, nicht am Finger des Mannes gesessen hätte, sondern gerade erst angefertigt worden sei?«

»Stimmt. Meinst du, jemand hat ihm den Ring bewusst abgenommen, weil darin der falsche Name stand? Dass dort ›Elin und Arvid‹ gestanden hat?«

»Das vermute ich. In dem Fall gibt es nur eine Person, der daran gelegen sein konnte, dass die frühere Ehe nicht entdeckt wurde. Ja und der gute Pastor, der also nicht mit Siri, sondern mit Sten verwandt ist«, gab Karin zur Antwort. »Und was bedeutet das?«

»Das muss ja nichts bedeuten«, erwiderte Rob.

»Manchmal bist du der gutgläubigste Polizist, den ich kenne«, sagte Karin. »Warum hat ihr der Pastor denn geholfen? Aus Güte, oder weil ihn jemand darum gebeten hat? Sein Bruder zum Beispiel. Nehmen wir an, dass der Bruder diesen Simon um Hilfe bat. Warum hat er das getan? Weil ihm die arme Siri leidtat?«

Die Pflastersteine waren gefährlich glatt, und einmal musste sich Karin an Robs Jacke festhalten, um nicht auszurutschen. Jetzt öffnete sie die weiße Zauntür zu Martas Garten, trat einen Schritt zurück und schaute nach dem Briefkasten, in dem noch immer Tageszeitung und Post steckten. Rentner waren sonst ziemlich flink draußen, wenn das gelbe Auto auftauchte. Niemand öffnete, als Karin anklopfte, und die Tür, durch die sie kürzlich hineingegangen war, erwies sich als verschlossen. Für seine Größe hatte das Haus ungewöhnlich viele Eingänge, und Karin versuchte es an der nächsten Tür. Die Scharniere quietschten, als sie auf die Klinke drückte und die Tür aufging.

»Marta, hallo?«, rief Karin.

»Öh, ja, hallo«, sagte die Frau verwirrt. Sie kam aus dem hinteren Teil des Hauses.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte Karin und sah sich im Zimmer um.

Marta wandte sich ab, bevor sie antwortete.

»Ja, natürlich, wieso sollte es das nicht sein?«

»Doris«, gab Karin zur Antwort. »Sie hat sich Sorgen um dich gemacht. Das hier ist übrigens mein Kollege Robert Sjölin.« Sie machte eine Bewegung in seine Richtung.

Marta nickte ihm zu. Sie hatte ein Handtuch in der Hand, mit dem sie sich abtrocknete.

»War denn was Besonderes?«, fragte Marta, ohne Rob die Hand zu geben.

»Du bist nicht ans Telefon gegangen, als Doris anrief«, sagte Karin.

Im Haus war es ziemlich kühl, und bei der herrschenden Außentemperatur wunderte es Karin, dass Marta kein Feuer gemacht hatte.

»Ach, das ist eigenartig. Ich glaube nicht, dass es geklingelt hat. Das hätte ich doch hören müssen.«

»Willst du mal nachsehen, ob es funktioniert?«, fragte Karin.

Marta stand einen Augenblick da, als hätte sie Karins Frage nicht gehört, bevor sie in den Flur ging.

»Doch, es scheint zu funktionieren.«

Rob zeigte auf die Kommode, bei der alle Schubladen herausgezogen waren und deren Inhalt über den Boden verstreut lag.

»Hat man bei dir eingebrochen?«, fragte er.

»Nein, nein ... ich ... ich wollte nur ganz schnell was finden. Ich muss übrigens weitersuchen. Wenn ihr also entschuldigt ...«

»Soll ich dir ein bisschen Holz reinholen?«, fragte Karin.

»Nein, nicht nötig.« Marta wies auf die Scheite, die im Korb neben dem Kamin lagen.

»Doris hat gesagt, ihr löst zusammen immer das Kreuzworträtsel in der *Allers*«, fügte Karin noch hinzu und legte die Post auf den kleinen Tisch neben der Tür.

»O mein Gott, das hab ich total vergessen.« Marta warf erneut einen Blick nach hinten. Sie versuchte es diskret zu tun, aber sowohl Karin als auch Rob bemerkten es.

»Vielleicht rufst du bei Doris an und redest mit ihr«, sagte Karin.

»Ich weiß nicht, ob ich es schaffe«, entgegnete Marta.

Archimedes setzte sich in die Türöffnung, ohne ins Haus zu kommen. Karin sah den Kater erstaunt an.

»Ja, jedenfalls vielen Dank, dass ihr vorbeigekommen seid.« Marta trieb sie mehr oder weniger hinaus, machte die Tür hinter ihnen zu und schloss ab, ohne die Katze hereinzulassen.

Karin versuchte vorsichtig durch die Fenster zu schauen, als sie auf das Gartentor zgingen.

»War das die kleine Frau, die du als fast ebenso nett wie deine Großmutter beschrieben hast?«, fragte er.

»Ja, aber ich werde meine Meinung wohl revidieren.«

»Ich muss sagen, dass ich mich ganz eindeutig für Großmutter Anna-Lisa entscheide.«

»Klar, aber Marta war überhaupt nicht so, als wir uns neu gesehen haben. Vielleicht mag sie dich nicht?«, sagte Karin und grinste Rob an. Im selben Augenblick rutschte sie auf einer der Schieferplatten aus und plumpste auf den Hintern.

»Kleine Sünden straft Gott sofort, heißt es nicht so?«, fragte Rob und half ihr auf. »Ehrlich gesagt, sie konnte uns doch nicht schnell genug loswerden. Glaubst du wirklich, dass sie all die Schubladen selber rausgezogen hat?«

»Nein, das kann ich mir schwer vorstellen, aber was sollen wir tun? Zurückgehen?«, sagte Karin, während sie mit Hilfe der Handschuhe den meisten Schnee von ihrer Jeans klopfte.

Am *Hamnkrogen* angekommen, öffneten sie die Tür und setzten sich an einen Fenstertisch mit Blick auf Marstrandsön. Ein Anruf kam von Folke, als sie mitten beim Essen waren.

»Wo seid ihr?«

»Du meinst, wohin«, erwiderte Rob. Karin verstand sofort, wer dran war.

»Sehr lustig! Es heißt, *wo* man ist und *wohin* man will. Wohin hat mit Bewegung zu tun.«

»Rufst du deshalb an? Um mir eine Sprachlektion zu erteilen?«, fragte Rob.

»Das wäre schon nötig. Nein. Karin sollte doch um drei bei Margareta in der Rechtsmedizin sein, aber da ihr noch in Marstrand seid, muss ich das wohl übernehmen.«

»Wir werden das kaum schaffen, aber, wenn möglich, stoßen wir direkt am Medicinarberget dazu. Fahr vor, damit wenigstens einer von uns rechtzeitig dort ist.« Rob hörte Folke seufzen, bevor er auflegte.

Der Schnee an Karins Hose war geschmolzen, und ihre ganze linke Seite war nass und kalt. Rob ging den Wagen holen, während sich Karin im Boot etwas Trockenes anziehen wollte. Sie hatte auch einen Kaffee an Bord versprochen, bevor sie zurück nach Göteborg fuhren. Karin setzte sich an den Navigationstisch, um die nasse Hose auszuziehen. Es war erstaunlich warm im Boot, wenn man bedachte, dass die Heizung seit ihrem Weggehen abgestellt war.

Die Gedanken wirbelten ihr durch den Kopf. Sten, der ehemalige Polizist, und der Pastor Simon waren Brüder. Siri war nie mit Arvid verheiratet gewesen ... Und dann war da die im Hafen gefundene Leiche. Eine Seekarte lag aufgeschlagen auf dem Navigationstisch. Karin ließ den Zeigefinger durch die Schären um Pater Noster gleiten.

Sie nahm die Namen nicht unbedingt für bare Münze, da sie wusste, dass man im 19. Jahrhundert Leute aus Stockholm

hergeschickte hatte, die die Küste Bohusläns kartographieren sollten. Keiner hatte wohl an die Probleme gedacht, die sich ergeben würden, wenn die Bewohner der Schären den Stockholmern die Namen der Inseln erklärten. Da die Hauptstädter den hiesigen Dialekt nicht verstanden, deuteten sie die Bezeichnungen nach bestem Vermögen. Noch heute waren mehrere der alten Namen im Gebrauch, auch wenn die gedruckten Seekarten etwas ganz anderes aussagten. Erst kürzlich hatte der Leuchtturm Barrlind seinen richtigen Namen zurückerhalten, nachdem er eine ganze Reihe von Jahren Berlin genannt worden war. Levern, Skuteskär, Elloven, Pottan, Skethasen und Systrarna. Etwas ließ sie reagieren, und sie spürte den nur zu gut bekannten Sog in der Magengrube. Der Körper reagierte, noch bevor sie den Gedanken zu Ende gebracht hatte.

Rob kam mit Gepolter und Getöse an Bord. Normalerweise hätte ihn Karin aufgeklärt, dass man ein Boot vorsichtig betrat und nicht wie ein Elefant, aber sie war viel zu aufgeregt dazu.

»Entschuldigung, Fräulein! Ist das hier der Ort, wo man Kaffee serviert?«, fragte Rob und hob schäkernd die dunklen Brauen.

»Warte!«, sagte Karin. Sie schloss die Augen und legte die Hände vors Gesicht, um sich besser konzentrieren zu können.

»Geht's dir nicht gut?«, erkundigte sich ihr Kollege und schloss die Luke hinter sich.

»Verdammt, sei einfach eine Minute still ... Levern, Pottan, Elloven, Systrarna ...«

Langsam stieg es von einem dunklen Platz tief unten im Bewusstsein auf. »Systrarna Elloven« – »Die Schwestern Elloven« hatte auf der Rückseite des Fotos in Martas Schlafzimmer gestanden. So war es doch. Aber es ging keineswegs um die Frauen auf dem Bild, es war ein Ort! Systrarna, also die Schwestern, waren zwei Schären, die dicht nebeneinander

gleich nördlich von Pater Noster lagen. Elloven war eine kleine Insel, südlich der beiden gelegen.

»Guck mal hier«, sagte Karin und wies auf die Seekarte. Sie berichtete von dem Foto bei Marta und zeigte auf die Inseln bei Pater Noster. Ihr Herz klopfte.

»Ja, verwunderlich ist das nicht«, sagte Rob, der auf der Abdeckung des Motors saß, »ich kenne noch andere, also ich meine, *normale* Menschen, die genauso gedacht hätten, wenn sie diesen Text auf einem Foto von zwei Frauen gelesen hätten.«

»Richtig«, sagte Karin, »und genau das will der Schreiber dieser Worte erreichen. Schau mal.« Sie zeigte erneut auf die Seekarte. »Zwischen Systrarna und Elloven gibt es nur Wasser. Wollen mal sehen, Tiefe fünf Meter ... Die Frage ist, ob da etwas im Wasser liegt. Etwas, wonach es sich zu tauchen lohnt? Wir haben schließlich einen toten Taucher ...«

»Ich glaube, du kannst recht haben, und wir müssen noch einmal bei dieser total netten und unglaublich gastfreundlichen Marta Striedbeck vorbeischaun und sie ganz einfach fragen. Wenn wir Glück haben, kocht sie uns einen Kaffee, große Hoffnung hab ich allerdings nicht.«

Marita war vom Mittagessen gerade ins Präsidium zurückgekehrt. Sie stellte fest, dass der Kühlschrank im Pausenraum eine Durchsicht nötig hatte. Mehrere mitgebrachte Essenspakete lagen dort schon viel zu lange. Weiter kam sie mit ihren Überlegungen nicht, weil der polnische Dolmetscher auftauchte. Ein kleiner Mann mit Pelzmütze. Als er sie abnahm, wurde ein kahler Schädel sichtbar, so blank, dass man sich darin spiegeln konnte. Auf der linken Seite saß ein großes Muttermal, das Marita an Gorbatschow erinnerte.

»Piotr Zagorsky.« Sein Händedruck war fest und warm und der Blick freundlich, als er Marita begrüßte. Das Kaffeeange-

bot nahm er dankend an und folgte Marita in einen der kleineren Konferenzräume, um das Gespräch zu übersetzen, das Karin mitgeschnitten hatte.

Eine halbe Stunde später kam Marita in Carstens Zimmer.

»Gab es da was von Interesse?«, fragte der völlig unnötigerweise, so wie Marita aussah. Ihre Wangen glühten, und sie hielt einen Notizblock in der Hand.

»Wirst du gleich hören«, sagte sie. »Vier Personen fuhren in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag mit dem Boot aufs Meer. Zwei von ihnen in Taucherausrüstung.«

»Ach so? Haben sie was gefunden?«

»Eher etwas verloren. Der Mann mit dem Namen Pavel hat gesehen, dass bei der Rückkehr nur drei Personen an Bord waren. Ein Taucher fehlte.«

»Kann er irgendwo anders an Land gegangen sein?«

»Kaum, die Polen überlegten das ebenfalls, glaubten aber, dass sich die Besatzung des Bootes seiner entledigt hat. Namen fielen nicht, nur der einer Person, den sie Donner oder Blitz nannten, falls das nichts mit dem Wetter zu tun hatte. Die Polen glaubten also, dass die drei Männer im Boot sich den vierten vom Hals geschafft hatten ... wollen mal sehen ... den Taucher oder Markus nannten sie ihn nur.« Marita blickte von ihren Papieren auf.

»Wir haben also einen Verschwundenen«, sagte Carsten.

»Und eine gefundene Leiche«, ergänzte Marita. »Das hört sich doch so an, als könnte es die Person sein, von der die Polen redeten. Weißt du übrigens, wo Folke ist?«

»Keine Ahnung. Ist er nicht zur Rechtsmedizin gefahren? Geh übers Mobiltelefon und frage ihn und auch Karin und Robert, ob sie einen Blitz kennen.« Carsten kehrte zu seinem Computer zurück und klickte auf »Senden«.

Per wusste nicht, wie lange er schon in dem Verschlag unter der Treppe gelegen hatte, als sich die Tür endlich öffnete. Das Licht von außen war so stark, dass er die Augen zu-
kneifen musste, um sie dann Stück für Stück zu öffnen. Er-
staunt sah er die zwei Gestalten in der Türöffnung an. Mitten
in dem ganzen Schlamassel musste er sich eingestehen, dass
ihn der Knoten, der seine Hände zusammenhielt, fast ein we-
nig beeindruckte. Er war eine richtige Rarität, und soweit er
wusste, gab es nur eine Person, die ihn zustande gebracht hat-
te: Karl-Axel Strömmer.

»Was zum Teufel soll das?«, sagte Per. »Ist das hier ein
Scherz?«

»Per. Zuerst wollen wir um Entschuldigung bitten für
unsere brüske Vorgehensweise, aber das war die einzige
Möglichkeit. Wenn du bitte einfach zuhören würdest, was wir
zu sagen haben, kannst du danach tun, wie dir beliebt.«

Zwei kleine Tantchen, dachte Per, korrigierte sich aber so-
fort. Verdammt noch mal, nette kleine Tantchen kidnappten
keinen. Hinterhältige alte Weiber waren das. Von der
schlimmsten Sorte. Allerdings erkannte er die eine wieder,
das war doch die mit den Honigbonbons auf der Fähre. Diesen
Scheißbonbons. Er fragte sich, was da wohl drin gewesen
war. Per versuchte sich zu erinnern, wie sie hieß. Marta. Mar-
ta Striedbeck. Er hob die Hände, um sich am Kopf zu kratzen.
Der schmerzte und dröhnte.

»Hör genau zu«, sagte die Frau mit den hellen Haaren, be-
vor sie sich vorstellte. Elin Stiernkvist. Mein Gott. Elin war
doch Karl-Axels Schwester, die vermutlich vor vielen Jahren
bei einem Segelunfall ums Leben kam. War denn das mög-
lich?

Da saß sie quietschlebig und redete mit ihm.

»Anita und du, ihr seid in Gefahr. Die haben euch schon
eine ganze Zeit im Visier. Deshalb waren wir gezwungen,

dich ohne Vorwarnung zu holen. Sonst hätten sie Verdacht geschöpft.«

»Ohne Vorwarnung? Besten Dank. Und wer sind ›die‹?«, fragte Per. »Verdammt, wovon redet ihr überhaupt?«

Elin und Marta sahen sich an und begannen mit wohlüberlegten Worten zu erzählen. Beinahe alles. Sie redeten den größten Teil der Nacht, und am Vormittag bekam Per die Erlaubnis, Anita entsprechend den gegebenen Instruktionen anzurufen.

»Hallo, Anita, hier ist Per. Ja, es tut mir leid, aber mit der Bootstour wird es nichts. Ich bin etwas spät dran und muss los zu ... äh ... einer Sitzung.« Er hörte selbst, wie unecht das klang, und man musste ihn nicht besonders gut kennen, um zu begreifen, dass er etwas verschwieg. »Ja also, ich habe die Nummer von Pierre François Lolonois nicht dabei. Du weißt ja, wie er sein kann, also falls er bei dir anruft, könntest du ihm bitte sagen, dass ich mich verspäte, vielleicht schaffe ich es auch gar nicht. Geh du zu deinem Französischkurs, statt auf mich zu warten, und übrigens, vergiss nicht, die Buccaneere zu leeren.«

Sie war in Gefahr. Er hoffte, dass sie seine Mitteilung verstand und, falls sie nicht allein war, dass derjenige, der dabei zuhörte, es *nicht* verstand.

Tomas schaute verwundert auf den Inhalt des Kuverts.

»›Lieber Bruder!‹« Was sollte denn das? Langsam las er den Brief durch. Wären da nicht all die Dokumente und das kleine, aber schwere Päckchen gewesen, hätte er es nie geglaubt. Dass Diane einen anderen Vater als Annelie und er hatte, war ihnen ja bekannt, aber dass da noch jemand war – Dianas Zwillingbruder –, hatten sie noch nie gehört.

Das Telefon klingelte, und als er die hysterische Stimme seiner Mutter vernahm, war ihm, als würde sich der Nebel lichten.

»Jetzt sollst du mal hören, was sie gemacht hat!«, schrie Siri in den Hörer.

»Hallo, Mama«, sagte Tomas müde.

»Brigitte und ich haben sie unterwegs getroffen«, fuhr Siri fort. »Ich fühle mich gekränkt und will, nein *verlange*, dass sie sich entschuldigt.« Siri erzählte, was Sara getan hatte.

»Jetzt reicht es«, sagte Tomas.

»Was sagst du?«, fauchte Siri.

»Ich sagte, es reicht.«

»So redest du nicht mit mir. Natürlich, so ein Umgang färbt ab. Sie hat einen schlechten Einfluss auf dich, das kann ich hören.«

Tomas ließ den Ring rotieren, der in der Sendung mit den Dokumenten gelegen hatte. Er war aus Gold. Ein Ehering. Im Inneren eine Gravur: *Elin u. Arvid. 4/10 1962, 14/6 1963.*

»Oder es kommt von den schlechten Genen ... warum hast du nie erzählt, dass Diane einen Zwillingbruder hat?«

»Wie bitte?«, sagte Siri.

Er hörte sie nach Luft schnappen. »Und warum hast du nicht erzählt, dass Sten Widstrand ihr Vater ist und keineswegs Arvid Stiernkvist? Es ist doch eine Tatsache, dass du nie mit Arvid Stiernkvist verheiratet warst, oder? Von allem anderen ganz zu schweigen.«

»Ich verstehe nicht, wovon du redest.«

»Ach, nicht? Einen Moment, dann werd ich dir etwas vorlesen.« Tomas nahm die zwei Briefkopien aus dem Stapel Papiere. Der eine war von Siri an Sten und der andere Stens Antwort. Er las die unfassbaren Worte laut vor. Wie sie alles geplant hatten. Die Segeltour, das präparierte Essen, den Kaffee, welche Strecke sie nehmen wollten. Dass offiziell Wal-

demar mit an Bord war, doch in Wahrheit war es Sten, und der hatte auch den Bericht über den Unfall verfasst. Siri und Sten hatten Elin und Arvid mit auf die Tour genommen, sie vergiftet, und Siri hatte Elin von Bord gestoßen.

Tomas las weiter von Stens Bruder Simon Nevelius, der passenderweise Pastor war und von allen nur das Beste hielt. Der arme Simon, dem man etwas vorgemacht hatte, wodurch er sich verleiten ließ, Siris Namen zusammen mit Arvids ins Trauungsbuch einzutragen.

»Nur war Arvid bereits verheiratet, aber das wusstest du damals nicht.« Tomas hielt den Ring in der Hand und strich mit dem Daumen über seine weiche Rundung. Am anderen Ende des Hörers war es still.

»Und noch etwas«, fuhr Tomas fort. »Sprich nie, niemals wieder schlecht von meiner Frau. Wenn jemand Klasse hat und Stil, dann ist sie es.« Er legte auf und zog sich Jacke und Schuhe an. Er wollte nachsehen, ob Markus zu Hause war. Es gab so vieles, was er ihn fragen wollte. Zum Beispiel, wie der Ring in seine Hände gekommen war.

Dann besann er sich anders. Das konnte wirklich warten. Zuerst wollte er Sara abpassen. Er nahm die Schlüssel von der Anrichte in der Küche, während er mit der Linken die Nummer der Göteborger Polizei in sein Handy eintippte.

Er hoffte, dass es für Sara und ihn einen Weg zurück gab. Es war genauso, wie Markus geschrieben hatte, dass er sich glücklich schätzen konnte, mit ihr verheiratet zu sein. Zugleich sagte dieser Satz auch viel darüber aus, was Markus für Sara empfand, dachte Tomas, als er die Tür abschloss.

19.

Die Rechtsmedizinerin Margareta Rylander-Lilja stand neben einem der Tische im Obduktionssaal des Hauses Medicinargatan 1 C. Sie blickte auf und nickte, ohne zu lächeln, als Folke eintrat.

»Du bist spät dran.«

»Ja, ich ...«

»Das Einzige, was noch schlimmer ist, als zu spät zu kommen, ist eine schlechte Ausrede.«

Der Mann auf dem rostfreien Obduktionstisch vor ihnen war durchtrainiert, hatte schöne Züge und dickes Haar. Wären da nicht der Y-Schnitt auf seinem Brustkorb und die fehlenden Hände gewesen, man hätte glauben können, er schlafe. Folke schüttelte den Kopf. Seine aufgerissenen Augen folgten dem Obduzenten, der am Nebentisch tätig war und gerade eine Säge weglegte. Folke stellte sich so weit abseits, wie er nur konnte, und drehte dem Assistenten, der jetzt Wasser laufen ließ, den Rücken zu.

Margareta musterte Folke. Ihre Hände waren lang und schmal, ähnlich denen einer Pianistin. Die Fingernägel waren kurzgeschnitten und unlackiert. In der Rechten hielt sie ein Klemmbrett, auf dem ein Blatt Papier befestigt war. Sie hatte den vor ihr liegenden Mann minutiös studiert und seine Verletzungen auf dem Papier dokumentiert, das die Vor- und Rückseite eines Körpers zeigte. Eigentlich war es doppelte Arbeit, weil ihr Hilfsmittel in erster Linie das Diktiergerät war, das an ihrem Hals hing und mit Hilfe des Kinns aktiviert

wurde. Doch hatte sie diese Technik schon vor langer Zeit erlernt und fand, dass sie so ein umfassenderes Bild erhielt. Insbesondere, wenn sie sich im Nachhinein an eine verstorbene Person und ihre Verletzungen erinnern sollte.

Jemand von der Spurensicherung musste immer anwesend sein, wenn es um die Obduktion bei einem vermutlichen Mordfall ging, und in der Tat war Jerker da gewesen. Normalerweise teilte er die Ergebnisse den Kommissaren mit, aber nun, da Folke aufgetaucht war, wollte sie sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen.

»Ich sollte Jerker hier treffen, um ...«, fing Folke an.

Margareta ignorierte den Kommentar und steckte die Hülse wieder auf den Stift. Sie war eine elegante Dame in den Fünfigern, die keiner der Kollegen je wagen würde Margi zu nennen, jedenfalls nicht in nüchternem Zustand. Margareta brachte mehr Anteilnahme und Fürsorge für ihre Patienten auf als viele Ärzte, die schließlich lebendige Menschen behandelten. Vielleicht lag es daran, dass Margaretas Besucher keine Möglichkeit mehr hatten, für sich selbst zu sprechen, sondern darauf vertrauen mussten, dass sie es für sie tat.

Margareta fiel es schwer zu verstehen, warum Folke, der mit so wichtigen Dingen zu tun hatte, trotzdem ganz uninteressiert zu sein schien. Vielleicht aber war gerade das seine Methode, die Schrecklichkeiten auf Distanz zu halten. Ihr war es eigentlich egal, wie es sich tatsächlich verhielt. Sie fand, dass er sich oft in Details verlor, statt das Ganze im Blick zu behalten, und das ärgerte sie. Dieser Mann ging ihr einfach auf die Nerven mit seiner Besserwisserei und dem ständigen Korrigieren.

Margareta legte Papier, Stift und die harte Plastikunterlage hinter sich ab und richtete ihre ganze Aufmerksamkeit auf die beiden Gestalten vor sich. Die eine davon am Leben, in ge-

wisser Weise aber weniger lebendig als der kalte Körper auf dem Tisch.

»War es schwierig festzustellen, wann er gestorben ist?«, fragte Folke.

»Im Gegenteil, ich bin mir absolut sicher.« Margareta betrachtete das Gesicht des Mannes mit einer Miene, die besagte, dass sie es tragisch fand, wenn Menschen so jung starben.

»Und wann war das?«, fragte Folke, der nicht recht wusste, auf welchem Bein er stehen sollte. Es konnte einem nicht verborgen bleiben, dass er sich im Obduktionssaal äußerst unwohl fühlte. Er knöpfte die Jacke zu, wie um zu betonen, dass er auf dem Weg nach draußen war.

»Um vier Uhr morgens«, sagte Margareta.

»Mitten in der Nacht? Was macht man im Taucheranzug mitten in der Nacht?«, sagte Folke verwundert und rückte seinen Schal zurecht, auch das ein Hinweis.

»Keine Ahnung, aber glücklicherweise ist es nicht meine Aufgabe, das herauszufinden. Schau her.«

Folke trat zwei Schritte näher und nahm seine braunen Lederhandschuhe von einer Hand in die andere.

»Du kannst es von dort nicht sehen, komm bitte hierher.« Margareta zeigte mit der Hand, wo er nach ihrem Wunsch zu stehen hatte. Folke fühlte sich wie ein Schuljunge, als er widerwillig noch ein paar Schritte machte. Margareta bemerkte, dass er seine Lederhandschuhe angespannt gegen den Schenkel schlug. Sie wies auf den rechten Knöchel des Mannes. Folke reckte sich bei dem halbherzigen Versuch, besser zu sehen.

»Die Knöchel waren mit einem Seil zusammengebunden, und das war anscheinend irgendwo unter Wasser befestigt. Die Knoten, also keine normalen, sondern wahrscheinlich Seemannsknoten, hat Jerker mitgenommen. Wir haben das

Seil abgeschnitten, ohne sie aufzumachen. Der Mann hat nicht besonders festgesessen, aber ...«

»Du meinst, jemand hat ihn unter Wasser angebunden?«, fragte Folke.

»Nicht nur das. Komm! Hierher!« Margareta wartete, bis er sich bewegte.

Folke seufzte und blickte überallhin, nur nicht auf den Tisch, dem er sich widerstrebend näherte.

»Oh, das ist ... wie entsetzlich ...«, flüsterte er heiser und wandte sich voller Ekel ab. Er spürte einen schalen Geschmack im Mund und war nahe daran loszuschlucken.

»Armer Teufel ...«

Margareta konnte sich nicht erinnern, je einen Fluch von ihm gehört zu haben.

Der Mann besaß keine Hände. Natürlich waren sie dort gewesen, aber jemand hatte sie beseitigt.

»Sie sind nicht abgeschnitten, sondern abgeknipst worden«, sagte Margareta, »vermutlich mit irgendeiner großen Zange. Das ist unter Wasser passiert.« Sie zeigte mit den Händen, welche vermutliche Größe eine solche Zange oder ein solches Schneidewerkzeug haben musste.

»Du meinst also, jemand hat ihn festgebunden und ihm dann ... die Hände ab... abgeknipst?«, sagte Folke. Die Worte ließen sich nur schwer herausbringen.

»Genau so. Jemand hat ihm einen einfachen Knoten um die Beine geschlungen, der an und für sich leicht aufzubekommen war. Vermutlich hat er das bemerkt und gedacht, dass es kein größeres Problem sein würde, sich wieder zu befreien.«

»... für denjenigen, der Hände hatte, um das Seil aufzuknoten«, fügte Folke hinzu.

»Stimmt. Ich kann mir vorstellen, dass er gekämpft hat, um freizukommen, aber da das Herz Blut aus dem Körper und dann Salzwasser hineingepumpt hat, hätte er sich niemals

retten können, selbst wenn er freigekommen wäre. Er hatte zu viel Blut verloren. Der ihn festgebunden hat, hoffte wohl, dass er dort unten bleiben würde, doch aus irgendeinem Grund ist er losgekommen und an die Oberfläche gestiegen, doch da war er bereits tot.«

»Aber«, sagte Folke, »es muss doch saukalt sein, mitten im Winter zu tauchen, oder? Weißt du, wie das funktioniert?«

»Ja, selbst wenn man einen Trockenanzug trägt, ist es beim Tauchen um diese Jahreszeit kalt. Er hatte Thermounterwäsche an. Ach richtig! In der Brusttasche des Oberteils steckte ein Musikgerät, wie immer das auch heißt.«

»Ein Walkman?«, fragte Folke.

Margareta lächelte zum ersten Mal, während sie die Schutzkleidung an ihrem Arm zurückschlug, um auf die Uhr zu schauen.

»Nein du, ein Walkman ist Steinzeit, den kenne sogar ich. iPod oder so heißt das heutzutage. Sprich mit Jerker, er hat das Teil zur technischen Untersuchung mitgenommen. Da wir nicht feststellen konnten, wer der Mann ist, könnt ihr ihn ja wohl mit den Personen abgleichen, die als vermisst gemeldet wurden. Vielleicht ergibt das etwas.«

Folke nickte, brachte aber nicht über die Lippen, dass er damit bereits begonnen hatte.

»Danke«, sagte er in Ermangelung von etwas Besserem. Seine Stimme klang irgendwie erleichtert, weil sich die Besprechung dem Ende näherte.

»Ja, das war's dann wohl. Aber wie gesagt, sprich mit Jerker.« Margareta wandte ihm den Rücken zu und nahm Papier und Stift wieder an sich.

Karin und Rob hatten beschlossen, zu Marta Striedbeck zurückzukehren, um sie zu fragen, was sie über diese Systarna Elloven zu sagen hatte. Karin war überzeugt, dass die

alte Dame weitaus mehr wusste, als sie erzählt hatte. Sie waren den Schwimmanleger zur Hälfte hinuntergegangen, und Rob hatte noch immer keinen Kaffee bekommen, worauf er gerade hinwies, als Karins Telefon klingelte. Sie blieb stehen und hörte der aufgeregten Stimme am anderen Ende zu.

»Wann ist er los?«

Rob sah sie verwundert an.

»Du wirst es nicht glauben«, sagte sie nach dem Auflegen.

»Vermutlich nicht, aber du kannst es mir ja trotzdem erzählen, nur spaßeshalber«, neckte er sie.

»Willst du es hören, ja?« Karin lächelte.

»Nun erzähl schon! Your secret's safe with me.« Er zog die Hand über den Mund, als hätte der einen Reißverschluss, drehte den angeblichen Schlüssel um und warf ihn ins Wasser.

»Ehrlich gesagt, wegen dem da solltest du mal zum Arzt gehen.«

Karin berichtete von dem Weiberessen am Wochenende und wie sie Lyckes Schwiegermutter Anita kennengelernt hatte, die mit bei Onkel Bruno gewesen war, und schließlich von dem eben erhaltenen Anruf. Rob hörte immer konzentrierter zu, da die Geschichte ihn mehr und mehr fesselte. Die Schranken an der Fähre wurden bereits heruntergelassen, aber der Fährmann war offenbar guter Laune und wartete auf die beiden. Karin winkte zum Dank.

Anita trug noch ihre Straßenkleidung, als sie bei ihr ankamen. Die rote Daunenjacke gab ein Rascheln von sich, wenn die Ärmel die Seiten berührten.

»Können wir uns irgendwo hinsetzen?«, fragte Karin, nachdem sie Rob vorgestellt hatte.

»Ja, ja, natürlich.« Anita ging ihnen voran in die Küche. Die war sonnengelb und gemütlich, hatte großzügig bemessene Arbeitsplatten und eine Kücheninsel in der Mitte.

Das Fensterbrett an der Spüle war vollgestellt mit Trinkgläsern. In jedem von ihnen steckten drei, vier Geranienableger im Wasser. Alle hatten bereits Wurzeln, und man hätte sie besser sofort in einen eigenen Topf mit Erde pflanzen sollen.

»Berichte noch mal ganz von vorn«, sagte Karin und setzte sich auf die abgebeizte Küchenbank, deren Holz knackte.

Anita zögerte, aber nur eine Sekunde. Dann begann sie von dem Brief zu reden, berichtete von der Fahrt nach Vinga, der Schatzsuche und wie sie am Ende das verliehene Logbuch zurückerhalten hatten.

»War es das Buch, das Bruno Malmer ausgeborgt hatte?«, fragte Karin.

Anita nickte und erklärte, dass sie jede Menge Bücher durchgesehen und sogar die Seite des Bootsmodells abgesucht hatten. Sie lächelte, als sie daran dachte, wie viel Spaß das gemacht hatte.

»Und was ist heute passiert?«, wollte Karin wissen.

Anita wurde sofort wieder ernst.

»Per sollte heute aus London zurückkommen, und als Erstes wollten wir versuchen, diesen Ort zu finden, von dem wir glaubten, dass er im Logbuch erwähnt wird, und dann wollten wir dorthin fahren, um zu sehen, ob es da wirklich etwas gibt.«

»Du und dein Mann, ihr wolltet also mit eurem Boot fahren?«

Anita nickte.

»Aber er ist nicht gekommen. Ich dachte, er hätte sich verspätet und den Rückflug verpasst. Das ist früher schon vorgekommen. Ich habe ihn auf dem Handy angerufen, aber das war ausgeschaltet. Das ist es sonst nie.«

»Okay«, sagte Karin. »Und dann hat er angerufen? Entschuldige, Anita, was habt ihr denn für ein Boot? Wir werden nachsehen, ob es noch da ist.«

»Das habe ich schon getan. Es ist noch da. Ein Targa 37. Normalerweise liegt es unterhalb von Paradisparken am Grand Hotel, doch im Augenblick befindet es sich am Wartungskai der Werft Ringen. Wir sind nur ein einziges Mal rausgefahren, und da gab es ein Problem mit dem Bugpropeller.«

Karin nickte und notierte alle Uhrzeiten, die Anita erwähnt hatte.

»Was hat er bei dem Anruf gesagt?«, fragte sie.

»Das ist ja das Seltsame. Er hat gesagt ...« Anita brach die Stimme, und sie schwieg, um sich zu sammeln. »Entschuldigt.« Sie erhob sich und ging zur Spüle, drehte den Hahn auf und ließ das Wasser eine Weile laufen, bevor sie ein Glas füllte und es austrank.

»Er hat gesagt: ›Anita, es tut mir leid, aber das mit der Bootstour wird nichts. Ich bin etwas spät dran und muss zu einer Sitzung.‹ Er sprach so gekünstelt, und es war zu hören, dass er etwas sagen wollte, was er nicht konnte. Ich wollte ihm so gern erzählen, dass ich einen Anhaltspunkt gefunden hatte, eine Position, die in der Bibliothek hinter der Tafelung notiert gewesen war, aber er hat mich die ganze Zeit unterbrochen, so dass ich keine Möglichkeit hatte, und das schien er absichtlich zu tun.«

»War das alles, was er gesagt hat? Dass er spät dran ist?«, fragte Karin skeptisch.

»Nein, nein. Er sagte, er habe die Nummer von *Pierre François Lolonois* nicht dabei, und falls der anrufe, solle ich sagen, dass sich Per etwas verspäte oder es eventuell auch gar nicht schaffe. Dann redete er weiter, ich könne ja zu meinem Französischkurs gehen, weil aus der Bootstour nichts würde, doch der ist freitags und nie montags.«

»Wer ist dieser Franzose, von dem er sprach«, fragte Karin.

»Ich wollte es gerade erzählen. Per ist fasziniert von der Meeresgeschichte und kann die Namen aller Piraten im Schlaf hersagen. François Lolonois war ein blutrünstiger Pirat, der seine Raubzüge im 17. Jahrhundert ausführte. Per aber hat den Namen falsch gesagt, er nannte ihn Pierre François Lolonois und redete dann von meinem Französischkurs. Das klingt vielleicht weithergeholt, aber Per würde sich nie bei einem Namen irren, und dann war da noch was. Das Letzte, was er sagte, und das ist das Merkwürdigste: Ich solle nicht vergessen, die Buccaneere zu leeren.«

»Die Buccaneere?«, fragte Karin verwundert. »Bist du sicher, dass er Buccaneere gesagt hat?«

»Ganz sicher«, sagte Anita, »und ich sehe, dass du weißt, was das bedeutet.«

Karin nickte. Sie wusste es nur zu gut.

»Piraten«, sagte sie und schaute Rob an.

Jerker war den MP3-Player durchgegangen. Das Gerät war rotlackiert in derselben Nuance wie die Kitchenaid, eines ihrer Hochzeitsgeschenke, hatte er gedacht, während er ihn mit seinem Computer verband.

Ein Piepton teilte mit, dass der PC die neue Hardware erkannt hatte. Ein Glück, dass der Mann einen Trockenanzug getragen hatte.

Außer den Musikdateien fand Jerker zwei Bild- und fünf Textdateien. Er machte eine Sicherheitskopie vom gesamten Inhalt und brannte das Ganze auf eine CD, die er beschriftete, bevor er sie zum Ansehen öffnete. Zwei der Dateien schienen verschlüsselt, und die Sache war obendrein sehr gut gemacht. Nach einer Schnelldurchsicht mailte er die Dateien, die er hatte öffnen können, als äußerst dringlich an Karin, Rob und Folke. Dann wählte er Karins Nummer, aber die war besetzt,

dasselbe bei Rob. Jerker zögerte, wählte dann aber doch Folkes Mobilnummer.

Zwanzig Minuten später stand Folke in Jerkers Zimmer und betrachtete die Hightechausrüstung. Heutzutage Polizist zu sein, war nicht mehr dasselbe wie früher. Nur noch selten rannte die Polizei mit Gummiknüppeln herum und jagte Schurken. In der jetzigen Zeit wurden Computer beschlagnahmt, und manchmal nannte man sie nicht Computer, sondern Server, und wenn man von Cookies sprach, meinte man keine Kekse. Jerker hörte den Seufzer, den Folke ausstieß.

»Mann, siehst du bedripest aus«, sagte Jerker. Das klang besser als alt und müde.

»Ja, manchmal fühle ich mich wie ein übriggebliebener Dinosaurier«, gestand Folke.

»Steht es so schlimm?«, fragte Jerker, den Blick auf den Kollegen gerichtet, während er zugleich auf die Tastatur einhämmerte.

»Ich habe gerade an dich gemailt, wollen mal sehen. Wie ist es, kannst du ein bisschen Deutsch?«, fragte Jerker, während der Drucker losrasselte. Folke nahm die Seiten an sich. Wäre Karin hier gewesen, sie hätte den Packen durchgeblättert, um sich einen Überblick zu verschaffen, dachte Jerker. Ganz anders Folke. Er las Seite für Seite. Es schien ein Zeitungsartikel über Schweden zu sein. Folke machte eine Ausnahme und blätterte zum Ende vor. Darunter stand in der Tat ein Name. Er notierte ihn auf seinem Block, verabschiedete sich von Jerker und ging mit schweren Schritten zurück an seinen Schreibtisch.

Jerker zog an seinen Fingern, bis einer nach dem anderen ein Knacken hören ließ. Schließlich nahm er sich die beiden verschlüsselten Dateien vor. Vielleicht konnte er auf andere Weise zu ihrem Inhalt vordringen. Zum Beispiel über den PC, an dem man die Dateien eingerichtet hatte. Die Software war

auf den Namen Sara von Langer registriert. Jerker erkannte den Namen wieder. Mit ein wenig Glück befanden sich alle Originaldateien unverschlüsselt und lesbar in ihrem Computer.

Folkes Deutschkenntnisse von der Realschule hatten ihre Grenzen, aber nachdem er an seinen Schreibtisch zurückgekehrt war, buchstabierte er sich langsam durch die ersten beiden Artikel.

»Hallo, Folke, wie läuft's?« Carsten, der von draußen kam und die Jacke noch anhatte, blieb neben ihm stehen.

»Markus Steiner, das könnte der Name des Tauchers sein. Er hatte so einen Player bei sich, und da kann man anscheinend auch anderes als Musik drauf speichern. Er hat Artikel für Zeitungen geschrieben, vermutlich war er Journalist.«

»Markus Steiner, das klingt nicht sehr schwedisch.« Carsten beugte sich vor, um auf den Bildschirm zu schauen.

»Nein, die Artikel sind auf Deutsch«, sagte Folke.

»Ach, Deutsch. Bekommst du das hin, ich meine, wovon handeln sie?« Carsten wählte seine Worte mit Bedacht, wohl wissend, dass Folke empfindlich war und auf Formen achtete.

»Ich bin erst beim zweiten Artikel. Der handelt davon, wie man in Schweden Häuser findet und kauft und was für Regeln dabei gelten: Taxwert, Makler, Grundsteuer und so weiter.«

»Hast du seinen Namen mit dem Verzeichnis vermisster Personen abgeglichen?«, fragte Carsten.

»Äh ... nein.« Folke räusperte sich. Er kam sich bescheuert vor, weil er es nicht getan hatte, und Marita um Hilfe bitten wollte er nicht. »Das hatte ich gerade vor«, brummelte er und wand sich auf seinem Stuhl.

»Gib mir den Namen, dann reiche ich das weiter, und du kannst mit den Artikeln fortfahren. Ich muss sowieso mit Marita reden«, sagte Carsten und warf einen Blick auf die Uhr.

Folke sah erleichtert aus, als er das Blatt mit dem Namen abriss und es Carsten gab.

Es waren insgesamt neun Artikel, aber bereits beim fünften fand Folke, dass er anders wirkte. Darin wurde Schwedens Rolle als neutrales Land im Zweiten Weltkrieg in Frage gestellt. Der Artikel hatte größeres Gewicht und war sprachlich anspruchsvoller. Marita hatte Folke notgedrungen dabei geholfen, ein Deutsch-Schwedisch-Wörterbuch zu finden, aber natürlich erst, nachdem sie ihn darauf hingewiesen hatte, dass es im Computer eine entsprechende Suchfunktion gab.

Mit flinken Fingern ermittelte Karin die Position, die Anita hinter der dunklen Tafelung der Bibliothek gefunden hatte.

»57 Grad, 54,4 Minuten, Nord«, sagte sie und blickte auf Anitas handgeschriebenen Zettel, »und 11 Grad, 29,5 Minuten, Ost.« Rob schaute beeindruckt zu, als sie Zirkel und Lineal über der Seekarte bewegte und mit dem Bleistift schließlich ein Kreuz machte.

»Dort«, sagte sie und zeigte auf die Inseln, die unmittelbar daneben lagen. Systrarna und Elloven.

»Du, Rob«, fuhr sie nachdenklich fort. »Diese Tätowierung, die Arvid Stiernkvist hatte.« Rob wühlte in seinen Taschen nach dem Zettel und fand ihn im selben Augenblick wie Karin die entsprechende Aufzeichnung in ihrem Notizbuch. Es stimmte. Die Zahlen von Arvids Tätowierung waren genau dieselben wie die Position, die sie gerade auf der Karte markiert hatte, abgesehen von den beiden letzten Zahlen, die Vier beziehungsweise die Fünf, die sie zuvor nicht hatten deuten können. Erst Anita hatte das möglich gemacht. Alle Theorien, angefangen von der Nummer aus einem Konzentrationslager bis zu der eines Schweizer Bankkontos, waren falsch gewesen. Die Nummer bezeichnete einen Breiten- und einen Län-

gengrad im gewaltigen Koordinatensystem der Erde und wies darauf hin, dass sich an dieser Stelle etwas im Wasser befand.

»Hat Per in das Buch geschaut?«, fragte Karin.

»Ja«, sagte Anita, »aber wir hatten die ausgerissene Seite und die neuen Gedichtzeilen gerade erst entdeckt, als er wegmusste. Es hat ihn genervt, schon wieder ein Gedicht zu finden.«

»Und sonst hat niemand das Logbuch gelesen?«, fragte Rob.

»Nicht bei uns. Aber wir hatten es Bruno Malmer geliehen, und vielleicht hat er es jemandem gezeigt, da müsst ihr besser ihn fragen.«

»Dann haben wir also Bruno, deinen Mann und dich«, sagte Rob.

»Nein, warte mal«, erwiderte Anita zögernd. »Gestern hatten wir Gäste. Einer von ihnen, Waldemar von Langer, blieb noch eine Weile, als die anderen schon gegangen waren. Ich war gerade mit dem Buch heimgekommen, und es lag auf dem Küchentisch.« Sie zeigte auf die Stelle. »Er könnte hineingesehen haben.«

Karin konnte nicht umhin, von ihrem Notizbuch aufzuschauen, als Waldemars Name fiel. Sie warf Rob einen Habich's-nicht-gesagt-Blick zu.

»Aber er kann ja wohl nicht gewusst haben, um welche Seite es ging«, sagte Rob mehr an Karin gerichtet als an Anita.

»Nein, es ist unwahrscheinlich, dass er sofort die richtige Seite aufgeschlagen hat, und wenn doch, hätten ihm die neuen Gedichtzeilen nichts gesagt«, meinte Anita.

»Gibt es noch mehr, was wir wissen sollten?«, fragte Rob. Anita überlegte und schüttelte dann den Kopf.

»Nein, ich glaube nicht.«

Bevor sie gingen, gab Anita Karin das Logbuch. Einen kurzen Moment hielten sie es beide fest, und Anita sah Karin an, ohne etwas zu sagen. Es war deutlich zu spüren, dass es weit mehr als ein Buch war, das sie ihnen übergab. Karin instruierte Anita, sie solle sofort anrufen, falls jemand anders käme und nach dem Logbuch fragte. Sie ließen sie am Küchentisch sitzend zurück, noch immer in ihrer Daunenjacke. Rob hatte ihr eine Tasse Tee gemacht und Karin ihr einen Zettel mit ihrer beider Mobilnummer hingelegt, falls ihr doch noch etwas einfallen sollte. Auf dem Weg nach draußen rief Karin bei Lycke an, die versprach, sofort zu ihrer Schwiegermutter zu gehen.

»Ich wollte nicht fragen, als wir noch drin waren, aber meinen wir Piraten im Sinne von Seeräuber, oder ist das irgendeine Spezialbezeichnung, die für Boote oder so verwendet wird?«, fragte Rob, als sie in der Diele standen.

»Piraten im Sinne von Seeräuber. Hast du nicht Burt Lancaster in *Der rote Korsar* gesehen?«, erwiderte Karin, die sich an das Schwarzweißfoto des blonden Piraten mit nacktem Oberkörper erinnerte, das sie damals aus der Zeitung ausgeschnitten hatte.

»Doch, das ist ja ein Klassiker, selbst für eine Landratte wie mich.«

»En garde«, sagte Karin. Sie pikste Rob scherzhaft in den durchtrainierten Bauch und gab vor, ihn mit dem Degen zu attackieren.

Rob rührte sich nicht vom Fleck. Er stand unter dem Kronleuchter in der freundlichen Diele und sah aus, als hätte er sich verhöhrt.

»Meinst du allen Ernstes, wir haben es hier mit Piraten zu tun?«

Rob wusste, dass Karin manchmal mit Scherzen reagierte, wenn sie sich in Bedrängnis fühlte. Es half ihr in gewisser

Weise, sich zu konzentrieren, wenn sie eine Menge halbverrückter Späße machte – eine Art Brainstorming, um alle Energien freizusetzen. Er persönlich bevorzugte eher einen stillen Raum, obwohl er sich daran gewöhnt hatte, umgeben von Lärm und Getöse zu arbeiten, besonders seit er Vater geworden war, oder wenn er Folkes Ausführungen lauschen musste, während er gleichzeitig ernsthaft nachzudenken versuchte.

»Okay«, sagte Karin. »Die Frage ist, was wir als Nächstes tun. Wir haben jetzt noch einen verschwundenen Mann, der aller Wahrscheinlichkeit nach nicht freiwillig abgetaucht ist. Wenn ihn jemand entführt hat, wage ich auf den Ort zu tippen, zu dem sie unterwegs sind.«

»Zu der Stelle zwischen den Inseln Systrarna und Elloven?«, fragte Rob.

»Mit jemandem, der glaubt zu wissen, wo das Wrack liegt.« Dann aber durchzuckte sie ein Gedanke: »Wenn die Person Arvid Stiernkvists Tätowierung schon kennt, braucht sie Per gar nicht. Man muss doch nur Arvids Tätowierung kennen und sie richtig auslegen, hast du das schon bedacht?«

Oslo, Frühjahr 1964

Der Junge wurde geboren, als der Winter in den Frühling übergang. Er lag an ihrer Brust, und Elin strich ihm übers Haar, das so sehr dem ihren glich. Augen und Nase hatte er von Arvid. Wie sehr sie sich wünschte, dass er diesen Tag erlebt hätte, als ihr Sohn das Licht der Welt erblickte. Nie war der Verlust spürbarer gewesen als jetzt. Sie zog sich ganz in sich zurück, und sogar Frau Hovdan konnte sie nur mit Mühe erreichen.

Nachts, wenn der Junge wach wurde und Hunger hatte, setzte sie sich in den Sessel am Fenster. Das bleiche Licht des

Mondes fiel herein, und sie sah in die Dunkelheit hinaus, schaute zum Sternenhimmel hinauf und fragte sich, warum Gott ihr Arvid genommen hatte. Sie weinte, als sie mit Gott sprach, aber nie gab er eine Antwort. Sie hatte damit gedroht, den Sohn nicht taufen zu lassen, aber auch das schien Gott nicht zu kümmern. Ganz im Gegensatz zu Frau Hovdan.

»Jetzt reicht es mit dem Unsinn«, hatte sie gesagt und einen Termin in der Kirche ausgemacht.

Der Junge wurde Axel getauft, nach seinem Großvater mütterlicherseits, und mit dem zweiten Namen hieß er Arvid, nach seinem Vater.

Eines Abends gut drei Jahre später, als es Zeit war, zu Bett zu gehen, wollte er wissen: »Wo ist mein Papa?«

Sie hatte gewusst, dass diese Frage kommen würde, und oft darüber nachgedacht, was sie antworten sollte. Dennoch empfand sie die Frage wie einen Schock, als sie dann wirklich kam.

»Papa ist im Himmel.« Obwohl mehrere Jahre vergangen waren, spürte sie, wie der Druck auf ihre Brust bei diesen Worten zunahm. Sie fragte sich, ob Arvid sie beide sehen konnte, ob er ihren prächtigen Sohn sah und die gutlaufenden Restaurants, die sie betrieb.

»Können wir ihn besuchen?«, fragte der Junge.

Sie zog die Kommodenschublade auf und nahm das Album heraus, öffnete es vorsichtig und zeigte dem Sohn die Bilder. Großvater in seiner Leuchtturmmeisteruniform auf Hamneskär. Im Hintergrund die rote Pater-Noster-Krinoline. Die Klippen, das Meer. Marstrand. Eine Großaufnahme von Arvid, der neben dem Leuchtturmmeisterhaus auf dem Felsen saß und einen Hummerkorb reparierte. Sie spürte fast den Geruch von Tang und Meer.

Als Elin wieder zu arbeiten begann, kümmerte sich Frau Hovdan um den Jungen. Sie behandelte die beiden, als wären sie ihr eigen Fleisch und Blut.

»Großmutter!«, rief der Junge fröhlich, wenn sie ihn von der Schule abholte.

Als der Sommer kam, fuhr er nach Hamneskär auf Besuch zu Elins Vater. Frau Hovdan begleitete ihn.

Man erkannte Elin nun oft als Eigentümerin von fünf der erfolgreichsten Restaurants der Stadt und später auch von drei Cafés. Die Zahl der Männer war groß, die sich um die schöne schwedische Witwe bewarben, und anfangs hatte es an Spekulationen nicht gefehlt, wer wohl ihr neuer Gatte werden würde. Elin fiel die Entscheidung leicht. Keiner von ihnen würde jemals an Arvid heranreichen. An Geld herrschte kein Mangel, und ihre gesamte freie Zeit verbrachte sie mit dem Sohn.

Zunächst hatte sie überlegt, nach Marstrand zurückzukehren, aber der Ort gehörte einer anderen Zeit, einem anderen Leben an. Sie hatte sich ein neues Dasein in der Stadt geschaffen, auch wenn ihr Körper sich danach sehnte, wieder auf einem Deck zu stehen, eine Pinne zu halten und an einer Schot zu ziehen. Irgendwann wird ein Zeichen kommen, hatte sie gedacht, ohne eigentlich wirklich daran zu glauben. Elin war immer stolz gewesen, eine geborene Strömmner zu sein, zu einer Familie zu gehören, die als ehrlich und von echtem Schrot und Korn galt. Sie schämte sich über ihre ständig wiederkehrenden Gedanken, das Unrecht Auge um Auge und Zahn um Zahn zu vergelten. Als das Zeichen viele Jahre später schließlich kam, gab es keinen Zweifel, sie aber war mit ihren Überlegungen längst zu Ende gekommen. Sie wusste, was sie tun würde, und sie glaubte zu wissen, was Arvid und ihr Bruder Karl-Axel getan hätten.

20.

»Ich glaube, wir sollten versuchen, zu Systrarna und Elloven rauszukommen«, sagte Karin zu Rob. Wie bestellt, glitt gerade das Lotsenboot durch den Hafen, mit Lasse am Steuer.

»Perfekt! Hoffentlich kann er mich mitnehmen«, sagte Karin und winkte das Boot an den Kai.

»Dich allein?«, fragte Rob.

»Ja, das ist zwar nicht optimal, aber ich hatte gehofft, du könntest in der Zwischenzeit Marta Striedbeck bezirzen. Frag sie über Systrarna Elloven aus, denn ich glaube, sie weiß viel mehr, als sie sagt. Erzähl ihr auch, dass Per verschwunden ist oder so.«

»Oder so?«

»Na ja, damit sie den Ernst der Lage begreift. Ich rufe Carsten an, sie sollen ein Polizeiboot herschicken und etwas Verstärkung.«

»Eigentlich wissen wir doch nicht, ob es da draußen wirklich etwas gibt«, entgegnete Rob.

»Wohl wahr, aber wir haben einen toten Taucher und eine verschwundene Person, die obendrein ein höchst begehrtes Logbuch besitzt, also ist es wohl nicht ganz unwahrscheinlich. Außerdem besteht die Gefahr, dass dieses Etwas, egal was es ist, verschwindet, wenn wir uns nicht sputen.« Sie lächelte.

Karin ging an Bord des Lotsenboots und stellte die beiden Männer einander vor. Lasse bot sich an, Rob über den Sund nach Koön zu fahren, damit er nicht auf die Fähre warten musste. Rob nahm dankend an und studierte während der mi-

nutenlangen Überfahrt die Ausrüstung des Lotsenboots. Geschmeidig wie ein Trampeltier sprang er vor der Ringen-Werft an Land. Er zog das Handy heraus und fotografierte Karin auf dem Achterdeck. Dann gab er eine Mitteilung ein: »Uns geht es glänzend, machen eine Bootstour in die Schären. Viele Grüße, Robert und Karin.« Das schickte er an Folke. Gerade als er das Bild aufgenommen hatte, war die grüne Plane auf dem Achterdeck hochgeflattert und hatte einen dort liegenden Gegenstand enthüllt. Einen großen Bolzenschneider.

Die Tür zu Carstens Zimmer war jetzt schon länger geschlossen. Folke schaute auf die Uhr. Es war Zeit heimzugehen. Sorgfältig räumte er seinen Schreibtisch auf. Die Stifte in den Stifthalter, den Block in die zweitoberste Schublade und einen angemessen großen Stapel wichtig aussehender Papiere gut sichtbar auf den Tisch. Gerade als er den Computer herunterfahren wollte, kam Jerker vorbei.

»Das hier«, sagte er und wies auf eine Plastiktüte voller übel zugerichteter Kleidungsstücke, »sind die Reste von Arvid Stiernkvists Sachen.«

»Aha?«, erwiderte Folke.

Jerker leerte den Inhalt der Tüte auf Folkes Schreibtisch.

»Aber was machst du denn da? Und was stinkt hier so?«, fragte Folke.

»Genau das ist es. Wir sind jetzt mit der technischen Untersuchung durch. Alle Sachen sind von bester Qualität mit Ausnahme des Schals, der überhaupt nicht dazu passt. Er ist nicht nur hässlich, sondern besteht auch aus ziemlich unangenehmem Material. Außerdem ist er voller Flecken.«

»Flecken?«, fragte Folke und besah ihn sich näher. Ein Faden war aus dem Gestrick, oder war es gehäkelt?, herausgerissen, und Folke schaltete die Schreibtischlampe wieder

ein und richtete sie auf das Kleidungsstück. Dann schnappte er nach Luft.

»Was zum ...?«

Jerker sah gelinde gesagt erstaunt aus, als Folke den losen Faden ergriff und daran zu ziehen begann. Hektisch räufelte er Reihe für Reihe auf und behielt den Faden die ganze Zeit im Blick.

»Mann, Folke, was soll das werden?«, fragte Jerker. »Wir müssen die Sachen den Angehörigen zurückgeben. Die Alte wird doch wahnsinnig.«

»Scheiß drauf«, schrie Folke. »Es eilt!«

»Folke.« Jerker legte ihm die Hand auf die Schulter. »Geht's dir nicht gut?«

»Morse, hier geht's um morsen. Die schwarzen Punkte auf dem Garn sind absichtlich hingeschrieben. Hier, guck!« Als alter Marinefunker war sich Folke seiner Sache absolut sicher. Er stand so hastig auf, dass der Rest des kalten Kaffees über den Schreibtisch schwappte. Die Schreibunterlage saugte einen Teil davon auf, während das Übrige den Papierstapel durchnässte. Mit dem Garn in der Hand stürzte er zu Carstens Zimmer und riss die Tür auf. Jerker kam hinterhergerannt. Carsten sah Folke geradezu schockiert an. Mit wildem Blick und einem Garnknäuel in der Hand kam er hereingestürmt. Hinter ihm erschien Jerker, in der Hand die Tüte mit den übrigen Kleidungsstücken.

»Karin und Robert, wo sind sie?«, brüllte Folke. »Wo?«

Karin saß im Lotsenboot auf dem Sitz hinter Lasse und wollte Carsten gerade anrufen, als ihr Telefon klingelte.

»Ihr hattet recht, es ist jemand gekommen und hat nach dem Logbuch gefragt.« Anita war dran.

»Ach«, sagte Karin. »Und wer?«

»Sten Widstrand, der hier früher Polizist war«, erwiderte Anita. »Das erklärt auch, warum Per seinen Lieblingspiraten Pierre François Lolonois genannt hat, obwohl der mit Vornamen nur François hieß. Er hat versucht, mich vor Sten zu warnen. Das französische pierre bedeutet ja Stein, also Sten auf Schwedisch. Sten Widstrand hat gesagt, dass er bei den Ermittlungen helfe und deshalb das Logbuch holen komme.«

»Aha, hat er das gesagt«, brummelte Karin und hörte im selben Augenblick eine Stimme hinter sich.

»Ich muss dich bitten, das da wegzulegen.«

Sie drehte sich um und erblickte zuerst Waldemar und dann die Waffe in seiner Hand. Eine Pistole, wie sie die Nazis im Zweiten Weltkrieg benutzt hatten. Karin kannte sie aus Dokumentarfilmen. Dieses Modell hatten Offiziere besessen. Sie tat, wie ihr befohlen, legte das Telefon auf den Sitz neben sich und versuchte nachzudenken. Du darfst nicht in Panik geraten, bleib vernünftig, versuche Zeit zu gewinnen und Sympathie.

»Nicht dahin, gib es mir«, sagte Waldemar und deutete mit dem Kinn auf das Telefon. Karin nahm es auf und reichte es ihm.

»Was soll das hier eigentlich?«, fragte sie so unschuldig, wie sie nur konnte. Das Beste wäre, sie könnte ihn glauben machen, dass sie von nichts eine Ahnung hatte, aber diese Hoffnung war wohl ziemlich naiv.

»Weißt du es denn nicht?«, fragte Waldemar. Sie schüttelte den Kopf und sah Lasse an, der den Blick starr geradeaus gerichtet hielt und kein Wort sagte.

»Die Ressourcen gehören dem Dritten Reich«, sagte Waldemar. Seine Stimme klang metallisch, war wie die Waffe in seiner Hand.

»Die Ressourcen?«, fragte Karin vorsichtig, während Lasse am Kai anlegte und jemand über den Bug an Bord kam. Von

außen sah das Lotsenboot aus wie immer, niemand, der es sah, konnte sich das Drama vorstellen, das in seinem Inneren ablief. An den Aufbauten gab es zwar eine Reihe Fenster, aber Waldemar hielt die Pistole tief, und es war zweifelhaft, ob Karins Kopf von außen überhaupt zu sehen war. Lasse setzte das Boot zurück, während die Tür aufging und Sten Widstrand hereinkam. Er bewegte sich erstaunlich leicht. Karin fragte sich, ob die Sache mit den Krücken nur Theater gewesen war. Vielleicht aber hatte er auch starke Medikamente genommen, die den Schmerz linderten.

»Machen wir das hier nicht unnötig kompliziert?«, sagte Sten mit einem Blick auf Karin.

»Verhandlungsmöglichkeiten«, erwiderte Waldemar und nahm Lasse das Steuer ab.

»Hier, Mollstedt.« Er reichte ihm eine Rolle Silber-Klebeband und gab Sten die Pistole.

Lasse klebte Karin die Hände hinter dem Rücken zusammen. Ihr blieb kaum Zeit zu überlegen, was sie tun, ob sie sich wehren sollte. Reden, dachte sie. Sie spüren lassen, dass du ein Mensch aus Fleisch und Blut bist, nicht nur ein Objekt, das sie sich vom Halse schaffen können. Sie fragte sich, wie lange es wohl dauern würde, bis Rob mit Carsten redete und feststellte, dass sie nicht, wie angekündigt, bei ihm angerufen und Verstärkung angefordert hatte. Sie hoffte, er würde schnell handeln.

»Wohin fahren wir?«, fragte sie und überlegte bereits, was sie als Nächstes sagen sollte.

Die Stimmung an Bord war angespannt, und das Boot schaukelte in der See, als es aus der nördlichen Hafeneinfahrt hinausglitt. Sie sind auf dem Weg, dachte Karin. Sie fahren nach Pater Noster oder dem Platz zwischen Systrarna und Elloven. Waldemar kannte schließlich die Position, jedenfalls

den größten Teil davon. Obendrein hatte sie ihn selbst mit den Zahlen versehen.

»Habt ihr was gefunden?«, fragte sie, weil ihr nichts anderes einfiel. »Gab es etwas da draußen?«

Die Männer an Bord sahen einander an. Je mehr sie wusste, desto gefährlicher wurde es für sie, aber wenn sie in ihr keinen Menschen sahen, der mitten im Leben stand, war das noch schlimmer. Wenn sie ihr andererseits alles erzählten, konnte das nur zwei Gründe haben. Der eine war, dass sie überhaupt nicht daran zweifelten, entkommen zu können. An die Alternative wollte Karin möglichst gar nicht denken.

Die Dunkelheit sank vor den Fenstern des Lotsenboots herab und erfüllte auch Karins Sinn. Sie versuchte, die Düsternis zu verjagen, während der Wind draußen immer mehr zunahm. Zur gleichen Zeit, genau um 20.47 Uhr, glitt das Lotsenboot ohne Licht in das Hafenbecken von Hamneskär. Wenige Minuten später wurden acht Kisten vom nebenliegenden Arbeitsboot an Bord gehievt. Die Wellen donnerten vor den Piers, und das Wasser spritzte hoch auf, wenn es die Klippen traf. Der Marstrand-Fjord war wild und ungehalten, und das Salzwasser spritzte in Karins Gesicht, als Waldemar sie an Deck zog und dann an Land stieß. Sie schaute zum Himmel hoch, wo die Sterne leuchteten. Ich muss etwas sagen!, dachte sie. Ich muss reden! Aber ihr war, als gäbe es keine Worte mehr. Stattdessen begann sie zu summen.

»Nenne sie Engelmark oder Himmelsboden, wenn du willst ... Die Erde, die wir geerbt, und den Wald, den grünen ...«

Das Leuchtturmmeisterhaus würde vor dem Wind schützen. Karin war ihm nun so nahe, dass sie den Geruch des alten Holzes spürte. Da befahl ihr Waldemar sich hinzuknien. Der Boden war feucht, und ihre Knie wurden nass.

Die Garagen am Muskeviken lagen in einem flachen, hässlichen Wellblechgebäude, von dem aus man eine phantastische Sicht aufs Meer hatte. Es lag direkt unterhalb von Martas Haus. Elin hatte Pers Wagen zur Nummer 29 gefahren, die Marta gehörte. Das gutgeölte Tor war hinter ihnen zugefallen, und Per, von Martas Honigbonbons außer Gefecht gesetzt, war vom Auto in eine hölzerne Box umgeladen worden, die Marta auf der alten Sackkarre festgezurt hatte. Mit gemeinsamen Kräften hatten sie die Karre den Pfad und die Stufen hinaufbugsiert, die vom Parkplatz zur Rückseite von Martas Haus führten. Danach war Per in den Verschlag gebracht worden. Leicht war es nicht gewesen, aber es war geglückt.

Jetzt hörte sich Per die nur schwer zu glaubende Geschichte der beiden Frauen an. Doch schien sich nun eins zum anderen zu fügen. Elin Stiernkvist. Sowohl Karl-Axel als auch Anitas Vater hatten von der Elin des Leuchtturmmeisters in solchen Worten gesprochen, dass er fast geglaubt hatte, es handele sich um einen alten Marstrand-Mythos.

Doch nun stand sie hier. Ihre Gesichtszüge waren noch immer offen und klar, auch wenn die Jahre Runzeln hinterlassen hatten und das Haar fast weiß geworden war. Sigfrid, Anitas Vater oben im Himmel, lachte bestimmt herzlich. Per dachte an Anita und erzählte von dem Logbuch und dass sie bei dem letzten Punkt gescheitert waren. Sie beratschlagten, was zu tun war, und kamen zu dem Schluss, dass sie die Hilfe der Polizei benötigten. Per wollte gerade anrufen, als es an der Tür klopfte und Rob draußen stand.

Als der dann endlich glaubte, die etwas verworrene Situation in Martas Haus geklärt zu haben, klingelte sein Handy.

»Karin? Nein, sie ist mit dem Lotsenboot unterwegs. Hat sie denn keine Verstärkung angefordert?«

Rob verstummte und hörte zu, was sein Vorgesetzter mit ernster Stimme berichtete.

»Wie schnell können wir mit mehr Leuten rechnen?«, fragte er aufgeregt.

Nur Sekunden später ging seine Tonlage noch weiter in die Höhe. »Aber was ist mit der Küstenwache? Haben sie kein Schiff in der Nähe? Herrgott noch mal, Carsten!«

Archimedes war von seinem Platz heruntergesprungen und hatte sich unter dem Sofa verkrochen. Dort lag er und betrachtete misstrauisch die Besucher, vor allem Rob, der derart herumbrüllte. Carsten sagte beruhigend, dass ein Hubschrauber von Säve unterwegs sei, aber Rob befürchtete, er würde zu spät kommen.

Carsten hatte gesagt, wie sich die Sache verhielt, dass Folke eine Morsenachricht auf dem Schal entdeckt hatte, genau in der Sekunde, bevor Robs MMS gekommen war. Jerker hatte einen Bolzenschneider auf dem Foto entdeckt, das Rob auf dem Lotsenboot von Karin gemacht hatte. Genau so ein Bolzenschneider war benutzt worden, um die Hände des Tauchers zu entfernen, der, wie sie jetzt wussten, Markus Steiner hieß.

Rob wählte Karins Mobilnummer. Der Ruf ging raus, aber es meldete sich niemand.

»Verdammt!«, sagte Rob laut. »Ich hätte mit ihr fahren müssen.« Ein paar Sekunden überlegte er, dann drehte er sich zu Per um. »Hast du die Schlüssel zu deinem Boot bei dir?« Per blickte aus dem Sessel hoch. Dann suchte er in seiner Tasche und zog den Schlüsselbund heraus, an dem der Autoschlüssel und auch ein Reserveschlüssel fürs Boot hingen. Rob ging zur Haustür, und Per stand auf.

»Wir kommen mit«, sagte Elin. Ihrem Ton hörte man an, dass sie es gewohnt war, dass man ihr gehorchte.

»Wirklich nett, aber ich glaube nicht ...«, begann Rob.

»Schon möglich, aber ich denke, wir beide können euch von Nutzen sein.« Indem sie sich zu Marta umdrehte, unterstrich Elin deutlich, dass sie die Diskussion für beendet ansah.

»Hast du noch die Angelruten?«, fragte sie augenzwinkernd.

»Die Angelruten? Aha, ja, ich werde nachsehen. Du meinst die Angelruten, die man nimmt, um Seevögel zu fangen?«, fragte Marta.

»Genau die«, erwiderte Elin.

Marta verschwand, und Rob hörte sie einen Schrank aufschließen.

»Wisst ihr, wir haben keine Zeit, irgendwelche Angelruten zu suchen, Karin braucht Hilfe, und jede Sekunde zählt ...«

»Ich bin fertig.« Neben Martas Füßen stand eine große Tasche, und sie reichte Elin einen Wettermantel, den diese überzog. Rob betrachtete die drei vor ihm stehenden Gestalten. Nicht gerade ein tolles Polizeiaufgebot, aber besser als gar nichts.

»Das hier bekomme ich bestimmt um die Ohren gehauen«, brummte er. Aber im Augenblick wusste er keine andere Lösung, und ein paar zusätzliche Hände waren nicht zu verachten.

Per nahm Martas Tasche hoch und schaute die beiden Frauen misstrauisch an, sagte jedoch nichts. Die Tasche war schwerer als erwartet. Es war wahrhaftig ein seltsamer Trupp, der an diesem Abend an Bord von Pers und Anitas *Targa 37* ging.

Elin Stiernkvist bewegte sich wie eine Meeresgöttin auf dem Boot. Obwohl sie bereits über siebzig war, eilte sie mit leichten Schritten übers Deck. Per sah bewundernd, wie geschmeidig ihr die Leinen durch die Hände liefen. Die beiden Damen hatten keinerlei Probleme mit dem Anbordkommen gehabt. Als Per den Motor anließ, lösten sie die Vertäuerungen

in genau richtiger Reihenfolge. Die Fender wurden hereingeholt, und das Boot steuerte mit weitaus mehr als den zugelassenen fünf Knoten durch die nördliche Einfahrt auf den Fjord hinaus.

Elin hob den Kopf und schaute sich um. Das Gesellschaftshaus wirkte wie ein schlafendes Märchenschloss. Sie ließ den Blick von den bleischweren Wolken am Horizont zu den weichen Klippen der nordwestlichen Landzunge von Koön und dem dunklen Wasser des Marstrand-Fjords schweifen. Sie atmete die kalte Meeresluft in tiefen Zügen ein und dachte an Arvid, fühlte seine Nähe. Dort auf der Veranda des Gesellschaftshauses hatte er an jenem Sommerabend gesessen. Er hatte sie mit seinen warmen braunen Augen angeschaut. Ihr kam es so vor, als sei das erst gestern gewesen, und wenn sie die Augen schloss, konnte sie ihn noch immer vor sich sehen. Viele Jahre ihres Lebens hatte sie in der Vergangenheit verbracht, doch hatten ihr die Erinnerungen auch die Kraft gegeben durchzuhalten. Und ihr Sohn natürlich. Er war zu einem jungen Mann herangewachsen. Seinem Vater im Wesen so ähnlich und mit denselben braunen Augen.

Per hatte jeden von ihnen mit modernen, flachen Schwimmwesten ausgerüstet, die sich beim Kontakt mit Wasser automatisch aufbliesen. Der Wind hatte den ganzen Nachmittag über zugenommen, und als sie die nördliche Einfahrt hinter sich ließen und Marstrandsön ihnen keinen Schutz mehr bot, stampfte das Boot gegen die hohen Wellen des Fjords an. Per blickte zur Seekarte auf dem Display und gab so viel Gas, wie er meinte, sich erlauben zu können, doch jede Welle bremste ihr Vorankommen. Elin stand neben ihm, völlig unberührt vom heftigen Seegang. Rob wollte gerade auf die Toilette gehen, als er bemerkte, was Marta tat. Er glaubte seinen Augen nicht zu trauen.

»Was in aller...«

Die Frau saß da mit einer Büchse in der Hand.

»Ich habe tatsächlich einen Waffenschein dafür«, sagte Marta.

»... ja aber, das hier ist ein Polizeieinsatz ...«

»Seevögel, falls du es wissen willst. Ich bin ein ausgezeichneter Schütze, frag Elin.«

Ihre Freundin nickte.

»Früher ...«, sie verstummte, »ja, da sind wir morgens immer rausgefahren«, sagte sie dann.

Rob schüttelte den Kopf. Als ob es nicht schon genügte, dass er drei Zivilisten mitgenommen hatte, zwei davon alte Damen, musste dann auch noch eine von ihnen ein Gewehr mitführen? Die Sache wurde immer schlimmer. Er versuchte, die Vorstellung aus dem Kopf zu vertreiben, wie er vor Carsten und den Ermittlern der Disziplinarkommission stand. Von Folke ganz zu schweigen, der würde ihm das gesamte Regelregister vorbeten.

Marta hatte seine Gedanken gelesen, legte die Waffe weg, stand auf und fasste ihn am Arm. Als dabei der Ärmel ihres Ölzeugs hochglitt, sah er die eintätowierte Nummer.

»Du verstehst«, sagte sie, als sie seinem Blick gefolgt war, »irgendwie war die Zeit, die ich gelebt habe, ja doch nur geliehen.« Dann erzählte sie vom Lager, den Cousins und Cousinen, die vergast worden waren, und von dem Deutschen, der damals in der Nacht zu ihr gekommen war. Sie erzählte von der gestohlenen Mütze und dass man Gefangene, die beim Appell ohne Kopfbedeckung angetroffen wurden, hingerichtet hatte. Sie beschrieb die Frauen an jenem kalten Morgen, den Hinrichtungsplatz und wie die Kugeln sie verfehlt hatten. Sprach von ihrem Augenfehler, der sie im Dunkeln ungewöhnlich gut sehen ließ und ihr geholfen hatte, in den Nächten zu fliehen, so dass sie sich tagsüber verstecken konnte. Zu

guter Letzt berichtete sie auch die Tatsache, dass der deutsche Offizier als Waldemar von Langer in Marstrand aufgetaucht war und sie seitdem ein wachsames Auge auf ihn gehabt hatte.

»Und jetzt sitze ich hier«, sagte sie. »Lass mich mithelfen.«

Rob wusste nicht, was er darauf antworten sollte. Es gab dafür ganz einfach keine Worte – und ein Nein war absolut undenkbar. Er streckte die Hand aus und strich ihr über die Wange.

Ohne Leuchtturm war die Insel Hamneskär schwer auszumachen. Per hatte das Radar eingeschaltet und verließ sich auf die Konturen, die auf dem Schirm zu sehen waren.

»Da.« Er zeigte auf einen Fleck. »Das ist ein Boot. Es ist im Hafen von Pater Noster, ich meine Hamneskär, gewesen.« Er markierte den Punkt auf dem Radar und konnte ablesen, welchen Kurs es nahm und mit welcher Geschwindigkeit es fuhr. »Macht acht Knoten und fährt westwärts. Es kann sehr wohl das Lotsenboot sein, aber es hat Hamneskär passiert und Kurs auf Dänemark genommen.«

»Können wir es einholen?«, fragte Rob.

»Es ist schwierig, in dieser bewegten See schnell zu fahren. Außerdem ist das Lotsenboot für diese Art Wetter besser ausgerüstet. Sie können uns auf dem Radar sehen, genau wie wir sie, und werden entdecken, dass wir hinter ihnen her sind.«

Zwanzig Minuten später donnerte ein Hubschrauber über ihre Köpfe, und ein Lichtkegel strich über das aufgewühlte Meer. Die Schaumkronen der Wellen wurden sichtbar. Die Dunkelheit außerhalb des Lichtkegels wurde noch finsterer und bedrohlicher, und in dem plötzlichen Lichtschein leuchtete die weiße Gischt gespenstisch auf.

Robs Telefon klingelte. Es waren die Polizisten aus dem Hubschrauber.

»Das Lotsenboot! Sie haben eine Polizistin an Bord!«, schrie Rob in den Hörer. Der Helikopter, der über ihnen gestanden hatte, donnerte weiter, und sie folgten seinen blinkenden Lichtern, bis diese in der Ferne verschwanden. Per wirkte besorgt. Der Wind schien mit jeder Minute zuzunehmen, und jedes Mal, wenn das Boot in einem Wellental aufschlug, krachte es beunruhigend laut.

»Bei dieser schweren See können wir ihnen nicht folgen, es ist viel zu riskant«, sagte Per und schaute Rob an.

»Und Karin?«, fragte der.

»Wir müssen es der Besatzung des Hubschraubers überlassen, sich um das Lotsenboot zu kümmern. Wir können nur versuchen, nach Harneskär reinzukommen, um dort Schutz zu suchen. Schon das ist riskant. Bei diesem starken Wellengang ist es schwierig, die schmale Hafeneinfahrt zu passieren.« Per wirkte ernst und entschlossen.

Rob fragte sich, ob er wirklich an das glaubte, was Per soeben gesagt hatte. Dass die Hubschrauberbesatzung etwas tun könnte. Die Wellen waren viel zu hoch, als dass man jemanden von einem Schiff heraufziehen oder sich zu ihm hinunterfieren konnte, zumal es in der tosenden See hin und her geworfen wurde. Der Wind machte keinerlei Anstalten abzuflauen, und Rob dachte an Karin, als Per in das Hafenbassin steuerte und die schützenden Piers sie umgaben. Seine Beine schlotterten, als er auf dem Kai stand.

Karin hatte dem Mann, der ihr befohlen hatte, auf die Knie zu gehen, den Rücken zugekehrt. Das Klebeband haftete auf ihren trockenen Lippen, und sie spürte den Geschmack von Blut im Mund.

Soll es wirklich so enden?, dachte sie. Ihre Großmutter fiel ihr ein. »Polizistin zu werden, ist das nicht schrecklich gefährlich?«, hatte sie gefragt, als Karin mit ihrer Ausbildung anfang. Karin hatte ihr versprochen, immer vorsichtig zu sein. Jetzt faltete sie die Hände und versuchte an Gott zu denken.

Als dann durch den Abend, der in die Nacht übergegangen war, ein Schuss krachte, schloss Karin die Augen. Das Donnern der Wellen umgab sie, und dennoch fühlte sie sich hier zu Hause, im westlichen Bohuslän auf einer kleinen Felsinsel mitten im tosenden Meer.

Rob drehte sich bei dem Schuss entsetzt um. Hinter ihm stand Marta, das Gewehr noch immer in der Hand. Ihr Gesicht war starr und konzentriert.

»So hat er am Ende seine Strafe bekommen«, sagte sie. Er hatte sie all die Jahre nicht wiedererkannt, sie aber konnte das Gesicht des Deutschen nie vergessen, der sie in jener Nacht im Lager einfach benutzt hatte.

In diesem Moment wurde Rob auf die Gestalt an der Hauswand aufmerksam, die Jacke erkannte er nur zu gut wieder. Ihm war, als bewege er sich im Zeitlupentempo, als er versuchte, dorthin zu rennen, vielleicht aber war auch der starke Wind schuld an diesem Gefühl.

»Karin!«, brüllte er. »Karin.«

Sie hockte zusammengekrümmt und zitternd am Boden, die Hände gefesselt und den Mund mit Klebeband verschlossen. Rob nahm sie in die Arme und strich ihr die Haare aus dem Gesicht. Er wiegte sie hin und her und sprach beruhigend auf sie ein. Lange saßen sie so, bis er das Klebeband mit einem Ruck von ihren Lippen riss.

»Au!«, schrie Karin. »Bist du verrückt?« Tränen liefen ihr über die Wangen.

»Aber so machst du es doch mit Pflaster immer«, sagte Rob.

»Mit Pflaster, ja, aber hat das etwa wie ein Pflaster ausgesehen?«

Dann lachte sie mitten im Weinen. Ein nervöses, erleichtertes Lachen, weil sie noch immer unter den Lebenden weilte.

Der Mann, der dort am Boden lag, hatte keinen Puls, und seine kalten grauen Augen starrten blicklos in den klaren Sternenhimmel. Rob nahm die Pistole, die Waldemar in der Hand gehalten hatte.

»Sie sind entkommen«, sagte Karin. »Sie haben die Kisten ins Lotsenboot geladen und sind ohne Waldemar abgehauen. Die Frage ist nur, wohin sie es bei diesem Wind schaffen.«

»Wer außer Waldemar war dabei?«, fragte Rob.

»Lasse und Sten, der ehemalige Polizist.«

Elin hockte sich zu ihnen, und Rob berichtete, wer sie war. Elin Stiernkvist. Die beiden Frauen sahen sich erstaunlich ähnlich, als seien sie die jüngere und ältere Version derselben Person.

»Wollen wir reingehen?«, fragte Elin. »Wenn wir Glück haben, finden wir einen Schlüssel. Ich kenne hier alle Verstecke.«

Und in der Tat fand Elin einen Schlüssel, der sich willig in dem alten Schloss umdrehen ließ. Sie machte Feuer im gusseisernen Küchenherd. Unterdessen holte Per Tee und Knäckebrot aus dem Boot. Dann saßen sie dort zusammen, während der Sturm seinen Höhepunkt erreichte. Als es gegen vier Uhr morgens langsam hell wurde, nahm Elin die alte Petroleumlampe und ging in den Vorratskeller, wo sie lange Zeit blieb.

Die dänische und schwedische Küstenwache hatten am Morgen vergeblich nach Überlebenden des Lotsenboots ge-

sucht, das in den dunklen Nachtstunden vermutlich in der Tiefe verschwunden war. Ein Hubschrauber hatte beim Hellwerden die Rettungsinsel des Lotsenboots gesichtet, die nördlich des Gelben Riffs von Skagen trieb. Die dänische Küstenwache hatte sie mit großer Mühe an Bord geholt, doch war sie leer gewesen.

»Ich frage mich wirklich, was in diesen Kisten gesteckt hat«, sagte Karin und gähnte. Mittlerweile war es sieben Uhr morgens, und die Wellen gingen noch immer hoch. Obwohl sich der Wind beruhigt hatte, war das Meer noch aufgewühlt.

Rob und Per nickten. Per schilderte, wie Anita und er den Anhaltspunkten gefolgt waren. Elin sagte, es sei typisch für Karl-Axel gewesen, eine Schatzkarte anzufertigen.

»Gold«, fuhr sie dann fort. »Die Kisten enthielten Gold, das man den Juden geraubt hatte.«

»Woher weißt du das?«, fragte Rob.

»Mein Bruder Karl-Axel hat es erzählt. Er und Arvid haben die beiden Fischkutter von Schottland übergefahren.«

»Aber die Kutter sind doch untergegangen?«, warf Karin fragend ein.

»Sie wurden zwischen Systrana und Elloven versenkt, damit das Gold nicht in unrechte Hände geriet. Wir wussten, dass der Feind nahe war, nur nicht, um wen es sich handelte. Die Pläne waren, es später wieder zu bergen und an die rechtmäßigen Eigentümer zurückzugeben«, fügte Marta hinzu.

»Ja, ja. Aber jetzt ist es doch in die falschen Hände gelangt und schließlich irgendwo zwischen Schweden und Dänemark auf dem Meeresgrund gelandet«, sagte Rob düster.

»Wer's glaubt«, erwiderte Elin lächelnd.

Karin fiel plötzlich auf, dass sie in den letzten Stunden alle bedrückt gewirkt hatten, ausgenommen die alten Damen.

»Wie meinst du das?«, fragte sie.

»Es ist nicht alles Gold, was glänzt«, sagte Elin geheimnisvoll. »Gibt es bei der Polizei auch Taucher?«

»Jaa, der Brandschutz hat wohl welche ...«, entgegnete Karin zögernd.

»Auf das Lotsenboot wurde nie Gold geladen. Karl-Axel und Arvid hatten es umgepackt, bevor sie die Reise von Schottland antraten«, berichtete Marta.

»Aber wo ist es dann?«, fragte Karin.

»Wo es die ganze Zeit gewesen ist. Dort.« Elin wies mit dem Finger über das Wasser in Richtung der Wellen zwischen Systrarna und Elloven.

»Das verstehe ich nicht. Sie haben doch alles mitgenommen, jede einzelne Kiste.«

»Aber die Ruder doch wohl nicht?«, sagte Elin.

Am nächsten Tag hatte sich das Meer beruhigt, und die Ruder der MS Stornoway und ihres Schwesterschiffs waren geborgen worden. Unter dem Blitzlichtgewitter des Presseaufgebots hatten die großen, mit Seepocken und Seesternen überzogenen Metallstücke die Wasseroberfläche durchbrochen. Die schützende Hülle war vorsichtig abgeschält und das Edelmetall freigelegt worden.

Jerker stand andächtig an Bord des Arbeitsboots, als der Kran zuerst das eine und dann das andere Ruder aufs Deck herabsenkte und mit dumpfem Knall ablegte. »Nicht zu glauben. In meinem ganzen Leben ...«

»In deinem ganzen Leben?«, sagte Karin lachend. »So alt bist du ja wohl noch nicht?«

»Nein, ich wollte sagen, in meinem ganzen Leben werde ich bestimmt nie mehr etwas Ähnliches erleben«, beendete er den Satz.

»Sag das nicht«, widersprach Karin. »Sag das nicht.« Sie lächelte und spürte, wie furchtbar müde sie war. Glückliche, aber müde.

»Dinosaurier sind vielleicht doch nicht so schlecht, oder was meinst du, Folke?«, sagte Jerker.

Es war schließlich eine Tatsache, dass Folke entdeckt hatte, warum es diese schwarzen Flecken auf dem weißen Schal gab und dass sie ganz bewusst dort hingesezt worden waren. Allen im Revier war klarge worden, dass sie einen alten, aber noch immer verdammt flinken Funker unter sich hatten. Noch nie hatte Folke im Pausenraum ein derartiges Schulterklopfen erlebt.

Mit Hilfe des Morsealphabets hatte Elin, die den Schal gestrickt hatte, die ganze Geschichte berichten können, überzeugt davon, dass er in Feindeshand keinerlei Blicke auf sich zog. Dort stand schwarz auf weiß – in doppeltem Sinn – alles über die Route der Goldschiffe, über die Ruder, die zwischen Systrarna und Elloven lagen, und auch wer in Marstrand zur Feindesseite gehören könnte oder im Krieg Kollaborateur gewesen war.

»798 Kilo reines Gold als Ruder«, konnte man am Tag darauf in den Zeitungen lesen. Unter der großen schwarzen Schlagzeile gab es Bilder von Elin und Arvid, von Karl-Axel und den Ruderblättern, Auszüge aus dem Logbuch und eine Beschreibung davon, welche Legierung für das Gold gewählt worden war und wie man die Ruder hergestellt hatte. Zu guter Letzt auch, dass die Kisten mit Bleigewichten gefüllt und an Bord verladen worden waren. Karl-Axel Strömmer und Arvid Stiernkvist hatten einen genialen aber riskanten Plan gehabt, der am Ende trotz allem aufgegangen war.

Die Wahrheit, die nach dem Goldfund an den Tag kam, ließ sich keinesfalls als schön bezeichnen. Siri hielt knallhart an ihrer Geschichte von dem Unfall fest, und eine weinende,

aber sorgfältig geschminkte Diane war auf den Titelseiten der Blätter zu sehen. Neben Diane ein hinzukommandierter Alexander zusammen mit den drei Kindern. Siri bestätigte aber auch, dass sie Arvids Ehering von Roland Lindström, dem Bauleiter auf Hamneskär, erhalten und die Polizei mit Hilfe des falschen Rings in die Irre geführt hatte. Auf diese Weise gelangten die Journalisten auch an den Namen Simon Nevelius.

Danach kramten die Dänen die Geburtsurkunden hervor, und alles kam ans Licht. Elin löste am Ende ihre Zunge und beschrieb die verhängnisvolle Segeltour. Nie würde sie diese Fahrt vergessen. Beim Erzählen hielt sie Arvids Ehering fest umschlossen. Die alten Marstrander waren eigentlich nicht sonderlich erstaunt, als sich herausstellte, dass der Vater des Kindes, das Siri damals erwartet hatte, nicht Arvid, sondern Sten war. Von dieser Beziehung hatten eigentlich alle gewusst, doch niemand hatte laut darüber gesprochen. Da Sten aber bereits verheiratet war, mussten Siri und er eine andere Lösung finden. Als Witwe von Arvid Stiernkvist würde man Siri respektieren, und sie wäre auch finanziell abgesichert. Eine Lösung, die für beide vorteilhaft gewesen wäre. Es war also Sten und nicht Waldemar, der an der Segeltour teilgenommen hatte, auf der man Arvid vergiftet und Elin über Bord gestoßen hatte. Elins Glück an diesem Spätsommertag war nur, dass sie weder von den Broten gegessen noch vom Kaffee getrunken hatte.

Elins Bruder Karl-Axel hatte die beiden aus den Wellen gerettet und sie beim Vater auf Hamneskär in Sicherheit gebracht. Karl-Axels Freund, Doktor Erling, konnte jedoch nur noch feststellen, dass für Arvid jede Hilfe zu spät kam. Elin aber musste vor den starken Kräften, die Arvid bedroht hatten, geschützt werden, und deshalb beschloss man, beide als vermisst und vermutlich ertrunken zu melden. Arvids Leiche

wurde im Vorratskeller versteckt, und Elin begann in Norwegen ein neues Leben.

Waldemar hingegen hatte aus der Ferne zugeschaut und seine Zeit abgewartet. Nach dem Krieg war er aus Deutschland geflohen, hatte aber den Auftrag gehabt, das verschwundene Gold zu finden. Die Jahre waren vergangen, und von den Auftraggebern war niemand zurückgeblieben. Waldemar aber war überzeugt, dass sich die beiden Goldschiffe irgendwo in der Nähe befanden, und er hatte die Suche auf eigene Faust fortgeführt. Siri war ihm dabei ein netter Zeitvertreib und ein guter Deckmantel gewesen, zumal sie sich sofort auf seinen vornehm klingenden Namen gestürzt hatte. Wie viel auch sie auf dem Gewissen hatte, war ihm erst nach und nach klargeworden.

Die Entdeckung, dass Siri nie mit Arvid Stiernkvist verheiratet gewesen war, würde nun ein juristisches Nachspiel haben. Es nahm gerade erst seinen Anfang.

Karin war es, die Sara erzählt hatte, dass der tote Taucher ihr Untermieter Markus war. All die Dokumente, die Markus an Tomas geschickt hatte, waren der Polizei übergeben worden. Einschließlich Arvids Ehering. Wie Markus an diesen Ring gelangt war, schien irgendwie ein Rätsel, aber Sara lächelte traurig und erklärte die Sache. Sie war zu Siri gegangen und hatte ihr erzählt, dass sie Markus versprochen hätte, ihm bei den Angaben für einen Artikel zu helfen, den er über Marstrand schreiben wollte – und wen sollte sie da wohl fragen, wenn nicht Siri? Vielleicht besäße die ja auch ein paar nette Fotos, hatte Sara gemeint, und während Siri aus dem Zimmer gegangen war, um in ihren Kästen zu wühlen, hatte Sara Arvids Ehering aus Siris Handtasche genommen.

Markus Adoptiveltern waren gekommen, um die sterblichen Überreste ihres Sohnes heimzuholen. Sie wohnten dort, wo Markus gewohnt hatte, im Souterrain bei Sara und Tomas.

Aber statt den Sohn mit nach Deutschland zu nehmen, beschlossen sie, ihn einzuäschern und seine Asche über dem Meer vor Marstrand auszustreuen.

»Ich glaube, er war mit seinem Herzen hier«, hatte seine Mutter gesagt und Sara angesehen.

Die hatte genickt, ohne ein Wort zu erwidern.

Die Marstrander nahmen Elin mit offenen Armen auf. Sie nickten freundlich grüßend, wenn die Frau hoch aufgerichtet über die gepflasterten Straßen ihrer Insel ging. Denn Marstrand war *ihre* Insel, *ihr* Zuhause. Karin verstand sie. Es war, als wäre sie durch ein unsichtbares Band mit Elin verbunden.

Lyktan, das graue Haus an der nördlichen Einfahrt, in dem ganz früher einmal ein Leuchtturmmeister gelebt hatte – wurde zur selben Zeit für eine erhebliche Summe verkauft. Der Preis wuchs obendrein immer mehr an, je länger die Einheimischen über die Angelegenheit redeten. Die Namen der neuen Besitzer blieben bis auf weiteres für alle ein Geheimnis, außer für Karin. Die Marstrander klagten und sagten, bestimmt wären es, wie üblich, irgendwelche betuchten Sommergäste, bis Brigitte auf der Fähre mitbekam, dass Elin Stiernkvist ein Boot gekauft und darum gebeten hatte, ihr selbiges an den Anleger von *Lyktan* zu liefern.

21.

Die Kirchenglocken von Marstrand läuteten um halb sechs den Abendgottesdienst ein, doch war das draußen auf der kleinen Insel nicht zu hören, wo am Tag zuvor der restaurierte Leuchtturm Pater Noster an Ort und Stelle gesetzt worden war. Das Einfügen in die sechzehn Fundamenteile hatte seine Zeit erfordert, jetzt aber stand das Bauwerk wieder fest verankert auf Hammeskär. Das rote Eisengerüst leuchtete mit seiner frischen Farbe.

Die Tochter des Leuchtturmmeisters Elin Stiernkvist, geborene Strömmer, hatte das blaugelbe Einweihungsband zerschnitten, und sie war die erste, die zur Laterne hinaufgestiegen war. Dort oben hatte sie geraume Zeit verweilt und aufs Meer hinausgeblickt.

Am Abend dann stand eine gespannt wartende Menschenmenge auf den Klippen vor dem Leuchtturmmeisterhaus der Insel.

Neben dem Marstrander Kirchenchor sah man den Vorstand des Vereins der Freunde Pater Nosters, prominente Einwohner von Marstrand und Vertreter der Firma, die alle Restaurierungsarbeiten ausgeführt hatte. Diejenigen aber, an die sich Karin in erster Linie erinnern würde, waren Elin, Marta, Erling, Per mit Anita, Rob und Frau, Jerker und Folke sowie Folkes Frau Vivi. Auch Sara und Tomas, Lycke und Martin und sein Bruder Johan waren gekommen. Alle waren da. Insgesamt mehr als achtzig Personen. So viele Menschen

hatte die Insel wohl seit der Einweihung des Leuchtturms im Jahre 1868 nicht mehr gesehen.

Der Wind hatte sich gelegt. Die letzten Sonnenstrahlen hatten eine goldene Straße gebildet, und Karin war von dem Glücksrausch erfüllt, den sie stets empfand, wenn das Meer still dalag und aus flüssigem Gold bestand. Sie sah zu Elin hinüber, auch ihr Blick hing an der Sonnenstraße. Offen und unverstellt. Ihr helles Haar war hochgesteckt. Perlen schmückten ihre Ohren. Ihr Sohn Axel stand an ihrer rechten Seite, Marta und Erling zu ihrer Linken.

Aller Augen waren auf den Scheinwerferraum gerichtet und warteten darauf, dass das Leuchtfeuer entzündet würde. Der gewohnte, ein wenig verwundert klingende Ruf der Eiderente ertönte, und die Möwen mäßigten für einen Augenblick ihr Kreischen. Dann strich ein erster weißer Blitz über den Horizont, und ein vierfaches Hoch wurde auf den Pater-Noster-Leuchtturm ausgebracht, bevor der eigens zu diesem Tag eingeladene Sven-Bertil Taube das Lied seines Vaters mit dem Titel »Einladung nach Bohuslän« sang.

...

*Kommt raus zu den Stränden, den einsamen schönen,
mit Schlehe und Weißdorn, gebeugt vom Sturm,
mit alten Schiffswracks, grün vermodert, noch
sichtbar im geborstenen Rumpf der Welle Form.
Dort zwischen Meer und Land, auf gleitendem Sand,
auf schaukelndem Tang, kannst du einsam wandern
in Zeiten leben, die längst vergangen,
in der Nachkommen künftigen ebenso.*

Es duftete nach Salz und Tang.

Die Urlaubszeit war nicht mehr weit, und Karin würde bald zum Segeln aufs Meer hinausfahren. Sie wusste nicht genau

wohin und wie lange. Nur, dass sie am zehnten September in Marstrand zurück sein wollte, denn dann war sie an der Reihe, das Weiberessen auszurichten. An Bord der *Andante*.

Sie ließ ihren Blick durch die Runde gehen, sah all die Gesichter, die ihr in kurzer Zeit so erstaunlich vertraut geworden waren. Sah Sara mit Tomas' Arm um den Schultern, ihre ein wenig abwesende Miene.

Lycke stieß Karin in die Seite.

»Fühlst du dich wohl?«, flüsterte sie.

Und Karin nickte.